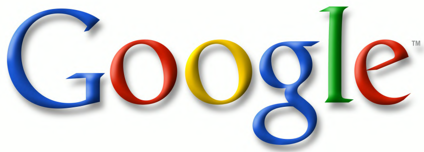
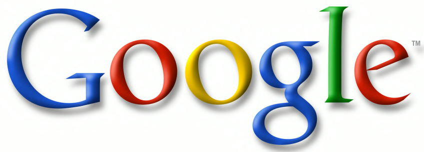



Google

Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königlich Preußischen Rhein-Universität, Direktor des Rheinischen Museums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiserlich Russischen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften und der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Asiatischen Gesellschaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiter Band.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1827.

Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

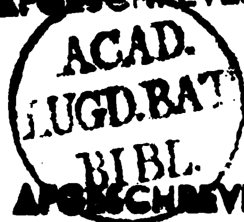
von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königlich Preußischen Rhein-Universität, Director des Rheinischen Museums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiserlich Russischen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften und der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Asiatischen Gesellschaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiten Bandes Viertes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1827.


AFGESCHREVEN
ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.
AFGESCHREVEN

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

I.

Allgemeine Uebersicht.

Als ich diese Zeitschrift unternahm, hoffte ich, wiewohl ohne Mitarbeiter, im Verlauf eines Jahres einen ganzen Band liefern zu können. Man verrechnet sich überhaupt leicht mit solchen vorläufigen Annahmen: wie viel mehr in einem Fache, wo man immer noch so viel zuzulernen hat! Ueberdieß haben zwei gelehrte Reisen, deren Zweck mit dem dieser Zeitschrift in naher Verbindung stand, mich zwar an Vorrath bereichert, zugleich aber die Zeit zu dessen Verarbeitung und Mittheilung beschränkt. Genug, es sind von der Erscheinung des ersten Heftes bis zum Druck der ersten Blätter dieses zweiten Bandes viertehalb Jahre verflossen.

Ich schilderte am Eingang den damaligen Zustand der Indischen Philologie. Es wird vielleicht nicht ohne Nutzen seyn, wenn ich den Blick hier zurückwende, und von dem, was in diesem Zeitraum sowohl in Asien als

in Europa geleistet worden, eine Uebersicht gebe, auch die Ereignisse erwähne, welche fernere Fortschritte und eine gedeihliche Entwickelung hoffen lassen.

An Elementar-Büchern des Sanskrit haben wir das erste alphabetische Wörterbuch, eine neue abgekürzte Grammatik, und eine Chrestomathie erhalten.

Von dem Wörterbuche war schon ausführlich in diesen Blättern die Rede. Die ganze Lage der Sachen ist durch den Besitz dieses unendlich nützlichen Werkes verändert worden. Es erspart nicht nur dem Anfänger viele zuvor beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten; auch der erfahrne Gelehrte kann es mit weit größerer Leichtigkeit als die früher vorhandenen Hülfsmittel zu Rathe ziehn, und wird in den meisten Fällen hier die gewünschten Aufschlüsse finden.

Wenn ich aber Unvollständigkeit und Mangel an Methode daran aussetzte, so habe ich mich seitdem überzeugt, daß hierin das Urtheil der bewährtesten Kenner mit dem meinigen übereinstimme. Der Versuch ist nun angestellt, wie weit es sich auf diesem Wege bringen läßt, daß man den Inhalt der sämtlichen Original-Glossarien und Real-Wörterbücher in alphabetischer Ordnung zusammenfaßt. Dies ist ohne Zweifel von Hrn. Wilson mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit geschehen, und, jenen Entwurf vorausgesetzt, konnte seine Arbeit schwerlich viel anders ausfallen. Auch den Indischen Lexicographen wollen wir es nicht zum Vorwurfe machen, daß sie so vieles übergangen. Vielmehr haben sie dennoch große Stärke des Gedächtnisses bewiesen, da sie bei der Einrichtung ihrer Handschriften so manche Bequem-

lichkeit entbehrten, welche den Europäischen Gelehrten bei dergleichen Arbeiten zu Statten kommt.

Um durch Berichtigung, Ergänzung und umfassendere Behandlung einen wahren Thesaurus des Sanskrit zu Stande zu bringen, muß nun ein anderer Weg eingeschlagen werden. Man muß aus den Musterschriften der Indischen Litteratur, und zwar in allen Fächern, unmittelbar schöpfen. Durch zufällige Beiträge, etwa aus den Anmerkungen der Herausgeber dieses oder jenes Textes, oder aus Berichtigungen und Zusätzen, welche mehrere Gelehrte auf Veranlassung ihrer Studien dem Wörterbuche beigeschrieben haben möchten, würde dem Mangel nur theilweise abgeholfen werden. Man muß nicht hier und da nach Wörtern angeln, um den bisherigen Vorrath zu vermehren, sondern sich planmäßig des gesamten Sprachreichthums versichern, so wie man, um einen Teich auf einmal auszufischen, ein Netz durch dessen ganzen Umfang bis dicht auf den Grund des Wassers hinzieht. Hiezu sind mühselige Vorarbeiten nöthig, und man muß sich gedulden. Ohne Zweifel werden, ehe ein neues Wörterbuch zu Stande kommen kann, die Exemplare des jetzigen in den Händen fleißiger Brahmanen-Schüler ganz vernutzt seyn, und ungefähr so aussehen, wie die Fahnen unserer Heere nach vieljährigen Feldzügen.

Das Mittel, welches der classischen Philologie so vortrefflich zu Statten gekommen ist: vollständig alphabetische Wortregister, indices verborum, muß auch hier angewendet werden. Wie reich die Ausbeute seyn würde, kann man aus folgendem Beispiele ersehen. Mein Schü-

ler und gegenwärtig mein Gehülfe, Christian Lassen, von dessen Fleiß, Eifer und ausgezeichnetem Sprachsinne ich schon jetzt der gelehrten Welt ersprießliche Früchte versprechen darf, hat für mich ein solches Wortregister aus der Bhagavad-Gita verfertigt. Nach genauer Zählung finde ich darin 500 in Wilsons Lexicon übergangene Wörter. Da das Gedicht aus nicht mehr als 700 Distichen besteht, so wird dieses Ergebniß fast unglaublich scheinen, und ich gestehe, es hat mich selbst überrascht. Hiebei sind noch die Artikel nicht mitgezählt, welche dort zwar nicht ganz fehlen, aber doch Berichtigungen oder neue Bestimmungen erhalten. Auch sind, wie sich versteht, die blos aggregativen Zusammensetzungen in dem Register ausgelassen, und selbst die energischen, wenn sie weit in die Länge auslaufen, und mehr für dichterische als für grammatische Erzeugnisse zu achten sind, nur nach ihren trennbaren Bestandtheilen eingetragen. Dagegen sind freilich manche abgeleitete Bildungen eingezeichnet, welche jeder, der die Gesetze der Grammatik vollkommen inne hat, aus dem Thema mit Sicherheit herausrechnen kann. Allein sie sind ganz von derselben Art wie tausend andere, welche Wilson aufgenommen hat; und er würde jenen mit gleichem Rechte eine Stelle eingeräumt haben, wenn er sie in seinem Vorrath gefunden hätte. Insbesondere sind die von Präpositionen begleiteten Participien praet. pass. sehr nützlich, um die Bestimmungen auszumitteln, welche der Grundbegriff des Zeitwortes durch die Präpositionen erhält, da sie so häufig als Adjective gebraucht werden, während das Zeitwort selbst mit demselben Ge-

folge vielleicht nur selten oder gar nicht angetroffen wird. Uebrigens sind ja alphabetische Wörterbücher überhaupt nicht nach einem wissenschaftlichen Begriff entworfen. Sie sind zunächst eine Sache der Bequemlichkeit: sie sind Dollmetscher, bereit auf jede Frage zu antworten, wenn sie auch von einem unsichern Gedächtnisse oder mangelhafter Einsicht in die Grundgesetze der Sprachbildung herrührte. Man stelle sich einen Leser vor, der die Bücher bloß ihres Inhaltes wegen läse: er will auf dem kürzesten und leichtesten Wege zum Verständniß aller darin vorkommenden Wörter gelangen. Was aber immerhin zum Behuf des Verständnisses entbehrlich wäre, muß dennoch als Material zu einem höheren Zwecke mit aufgeführt werden, damit nämlich der kritische Ausleger den gesamten Reichthum der Sprache, und die ganze Breite des Sprachgebrauchs in der Wortbildung durch Ableitungen und Zusammensetzungen überschauen könne.

Solche Wortregister den Ausgaben beizufügen, wäre allerdings sehr nützlich: bis wir aber kleinere Lettern haben, würde es viel Raum einnehmen, und die Bücher ungemein vertheuern, auch wenn man jedes Wort nur nackt hinstellte, mit beigefügter Zahl der Abschnitte und Verse, wo es vorkommt, ohne sich auf die verschiedenen Biegungen des Wortes selbst, und auf die Wörter einzulassen, womit es jedesmal in der nächsten Verbindung steht. Die erste Methode ist in dem Burmannischen Index zum Virgilius befolgt worden, die zweite in dem der Ausgabe von Heyne beigefügten. *) Die zweite ist,

*) Diesen habe ich selbst in meinen Studienjahren auf der Universität zu Göttingen nach dem Auftrage meines ver-

wie jeder leicht einsieht, die bequemere und die eigentlich fruchtbare für die Erkenntniß des Sprachgebrauchs. Indessen wollen wir für die Sanskrit-Litteratur nur

ehrten Lehrers Heyne verfertigt. Einige Auslassungen und Irrthümer in den Zahlen sind bei einer solchen Arbeit wohl unvermeidlich; andere Mängel mögen daraus enstanden seyn, daß ich zwei junge Gelehrte zu Vorgängern hatte, welche nur bis zum Schluß der Georgica gekommen, und an der Fortsetzung behindert worden waren. Ich sahe wohl, daß sie nicht ganz gleichmäßig gewisse Grundsätze befolgt hatten: ich hätte besser gethan, wieder von vorn anzufangen; allein hiezu war die Zeit zu kurz. Ich bemühte mich vornämlich, strenge auszuscheiden was den Gebrauch des Wortes wesentlich ins Licht zu stellen dient. — Was mich veranlaßt, eine fast vergessene Sache hier zu erwähnen, ist die Vorrede des Hrn. Lemaire in Paris zu dem neuen Abdruck dieses Index in seiner Ausgabe des Virgilius. Er schildert die Unrichtigkeiten, die er darin vorgefunden habe, mit sehr starken Farben. Es ist sonst nicht meine Sitte, was ich dem Publicum einmal übergeben habe, gegen tadelnde Urtheile in Schutz zu nehmen; am wenigsten eine vor einigen dreißig Jahren gelieferte Schüler-Arbeit. Indessen, wenn man das Geschäft eines Handlangers der Gelehrsamkeit übernimmt, so wird aufmerksame Genauigkeit um so mehr zur Pflicht, weil sich keine andere Geistestugend dabei bewähren läßt, und es würde mir noch jetzt leid thun, diese Pflicht damals versäumt zu haben. Ich habe mich jedoch durch Vergleichung vieler Artikel überzeugt, daß Hr. Lemaire übertrieben, und seine Verdienste um die Berichtigung etwas prahlerisch geltend gemacht hat.

das Nothwendigste begehren, ohne auf den zuweilen übermüthigen gelehrten Luxus Anspruch zu machen, womit die classischen Schriftsteller ausgestattet worden sind. Ich nehme an, daß einem künftigen Bearbeiter des Wörterbuchs dergleichen Wortregister in beträchtlicher Menge vorliegen. Aus der Vergleichung der Parallel-Stellen wird für ihn die Bedeutung der seltenen, schwierigen oder zweifelhaften Wörter fast immer mit Zuverlässigkeit hervorgehn. Es wird, nach eigner Wahl, durch Anführung wenigstens Eines Satzes, worin es vorkommt, oder bei mehrfacher Bedeutung eines Beispiels für jede, das Wesen des Wortes bestimmter, als es oft durch die Uebertragung in eine andere Sprache möglich ist, anschaulich machen können. Statt der Lexicographen, welche in Wilsons Wörterbuche die einzigen Gewährsmänner sind, und deren Namen immer noch beigefügt werden mögen, werden nun für die Gültigkeit des Wortes die Bücher selbst zeugen, aus welchen jene schöpfen: eine Bestätigung, die weit urkundlicher ist, und uns nothwendiger Weise in ein früheres Alterthum zurückführt. Die älteste Auctorität wäre jedesmal voranzustellen. Zwar liegt noch alle Zeitbestimmung sehr im Dunkeln: doch wissen wir schon so viel, daß die Veda's, die Gesetze des Manus, und im ganzen die Purana's die ältesten vorhandenen Bücher sind. Die Indier behaupten, vermöge ihres Glaubens an den göttlichen Ursprung des Sanskrit, es sei etwas vollständig gegebenes, und gleich beim Anfange des Menschengeschlechtes fertig und vollendet dagewesen. Die beispiellos früh festgestellte grammatische Grundverfassung müssen wir ihnen allerdings zugestehn, wobei

aber die vielseitigste gesetzmäßige Entwickelung aus eigner innerer Anlage frei gelassen war. Und diese Entwickelung hielt ohne Zweifel gleichen Schritt mit den Fortschritten und Bedürfnissen des menschlichen Geistes: es wurden für wissenschaftliche Begriffe durch Ableitung und Zusammensetzung neue Wörter gebildet, oder den vorhandenen neue Bestimmungen aufgeprägt. Ich bin überzeugt, es werden sich in der Folge nicht bloß aus dem Styl, dessen verschiedene Farben schon jetzt sichtbar und auffallend sind, sondern auch aus dem Sprachgebrauch relative Zeitbestimmungen von dem Alter der Schriften gewinnen lassen.

Solche Wortregister wie die oben beschriebenen unmittelbar aus den Handschriften zu verfertigen, dürfte theils sehr mühselig, theils in mancher Hinsicht bedenklich seyn. Hält man sich an eine einzige, so ist man in Gefahr die Fehler und Entstellungen eines Abschreibers als wahre Bestandtheile der Sprache mit aufzuraffen; die Vergleichung mehrerer, und die Wahl der besseren Lesearten ist Sache der philologischen Kritik, und erfodert tiefere Einsichten, als die, welche zu dem Geschäft eines Wortverzeichners hinreichend sind. Kritische Ausgaben werden demnach vorangehen müssen. Ich verstehe darunter solche, wobei nicht nur kein uns zu Gebote stehendes Mittel den Text zu reinigen versäumt, sondern auch von den hierauf gewendeten Bemühungen gehörige Rechenschaft abgelegt wird.

In einem Thesaurus des Sanskrit dürften endlich, meines Erachtens, die einheimischen in der Ursprache

gegebenen Definitionen bei Wörtern mancher Art*) nicht fehlen. Sie zeichnen sich meistens durch bündige Kürze und scharfe Bestimmtheit aus, und möchten nicht leicht durch etwas anders zu ersetzen seyn. Viele dergleichen sind schon in den Lexicographen enthalten; andere in großer Zahl werden sich aus den Commentatoren der Musterschriften sammeln lassen.

Daß sonst bei der Uebertragung der Wörter in eine uns geläufige Sprache und bei den grammatischen Erörterungen das Latein den Vorzug verdient, bedarf, nach allem was ich hierüber sowohl in diesen Blättern als in der Vorrede zur Bhagavad-Gita gesagt, keiner weiteren Erinnerung. Sollte das Werk auch auf den Betrieb Englischer Behörden unternommen, und zunächst

*) Nicht alle Wörter lassen sich füglich definiren, viele können nur durch Synonyme in derselben oder einer andern Sprache, oder durch Hinweisung auf den sinnlichen Gegenstand erklärt werden. So machen es auch die Indier: sie nennen z. B. bei einem Classennamen das erste Glied der darunter befaßten Reihe, und fügen et cetera bei. Wie man sich mit nominalen Scheindefinitionen im Kreise herumdrehen kann, davon liefert das Dictionnaire de l'Académie française lustige Beispiele. Man setze, jemand wisse sonst so ziemlich gut französisch, die Bedeutung der drei Wörter: tiède, froid und chaud sei ihm aber zufällig unbekannt geblieben. Er schlägt nach, und findet bei *tiède:* qui est entre le chaud et le froid; bei *froid* findet er ferner: qualité opposée au chaud; bei *chaud:* qui a de la chaleur, und endlich bei *chaleur:* qualité de ce qui est chaud. Dieses heißt in der That, einen vom Pontius an den Pilatus weisen.

nur als ein Schulbuch für die Lehranstalt in Hayleybury betrachtet werden, so würde selbst aus diesem beschränkten Gesichtspunkte kein Einwurf hiegegen hervorgehen, da von den Jünglingen, welche sich dort auf eine administrative oder judiciäre Laufbahn in Indien vorbereiten sollen, schon bei ihrem Eintritt Kenntniß der classischen Sprachen gefodert wird, und der Fortsetzung dieses Studiums eine bedeutende Stelle in dem Lehrplane eingeräumt ist. Uebrigens könnte man es ja so machen wie Forcellini, der neben den Lateinischen Synonymen und Erklärungen den Italiänischen Ausdruck, und, was unendlich empfehlenswerth ist, Uebertragungen ins Griechische beigefügt hat. Um einer so gebildeten Sprache, wie das Sanskrit ist, nahe zu kommen, kann man nicht Wege genug suchen.

Ich habe um so weniger angestanden, hier meine Ansichten über den Plan eines neuen Wörterbuchs und die dabei zu befolgende Methode vorläufig niederzulegen, weil ich weiß, daß andre Gelehrte bereits mit diesen Gedanken beschäftigt sind. Jeder der etwas von der Sprache versteht, gebe nur seinen Rath. Noch wird keine Zeit mit der Ueberlegung versäumt: denn zur Ausführung eines solchen Werkes werden, außer den unentbehrlichen Vorarbeiten, noch mannigfaltige andre Bedingungen erfodert. Die Betrachtung, daß von dem unermeßlich vielen, was zur vollständigen Erforschung der Indischen Geisteswerke geleistet werden muß, noch so weniges geleistet worden; daß von allen Seiten her, wie man zu sagen pflegt, das Meer auszutrinken ist: diese Betrachtung sollte, wie mich dünkt, nicht abschre-

ckend wirken. Wer bei einer schwierigen und weitaus-sehenden Unternehmung unter den ersten rüstig und einsichtsvoll die Hand anlegt, kann wohl um so gewisser auf das dankbare Andenken der Nachtwelt rechnen.

Die Grammatik von Yates *), erschienen zu Calcutta im J. 1820, wurde bisher in dieser Zeitschrift nur vorläufig bei Gelegenheit der Ankündigung erwähnt. Aber mein damaliges aus den allgemeinen Aeußerungen des Verfassers entnommenes Vorgefühl hat mich nicht betrogen. Ich muß sie für eine unreife und übereilte Arbeit erklären, und bin bereit, dieses Urtheil durch Darlegung der einzelnen Mißgriffe zu rechtfertigen **).

*) A Grammar of the Sunscrit language. *On a new plan.* By William Yates Calcutta 1820. 8.

**) Hier nur ein Paar Beispiele. Hr. Yates übersetzt p. 89 भवत् durch self und nennt es the reciprocal pronoun. Muß der Unkundige hiernach nicht glauben, es sey gleich bedeutend mit se, ἑαυτόν u. s. w.? Es ist sehr wichtig, den wahren Gebrauch dieses Wortes ins Licht zu setzen, weil es unaufhörlich vorkommt. Man wird es am schicklichsten das pronomen reverentiae nennen. Ein Pronomen allerdings: denn es vertritt den Namen der angeredeten Person; aber die Anrede wird aus Ehrerbietung verkleidet, und deswegen wird es mit den Zeitworte in der dritten Person (nach unserer Zählung) construirt. Das geschichtlich merkwürdige dabei ist, daß eine so conventionelle Weise zu reden bei den Indiern schon in der frühesten Vorzeit aufgekommen war, (im Gesetzbuch des Manus wird es Schülern zur Pflicht gemacht, ihren geistlichen Lehrer nicht anders anzureden;) daß es in ihrer Poesie Eingang gefunden,

Der Titel lautet: **nach einem neuen Plan.** Der Plan ist nicht so neu als der Verfasser sich einbildet;

auch wo die Einfalt erzväterlicher Sitte, oder selbst das Götterleben geschildert wird. Denn sonst giebt es genug Beispiele davon in den Europäischen Sprachen: schon im Byzantinischen Latein die Abstracte, wie vestra tranquillitas, das Italiänische Ella und Lei, das Deutsche **Sie**, u. s. w. Die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem Indischen Sprachgebrauch hat jedoch das Spanische Usted, welches wie jenes den Plural annimmt und das Geschlecht der angeredeten Person zwar nicht durch die Endung, aber durch das Geschlecht der damit verbundenen Participien und Adjective unterscheidet. Wie das Spanische Höflichkeitswort ausgemacht durch Abkürzung entstanden, so vermuthlich auch im Sanskrit. denn daß भवत् nicht das part. praes. von भू, sondern mit dem Affixum वतु gebildet sey, offenbart sich durch die Declination.

S. 294 giebt Hr. **Yates** die Regel: Adjectives used superlatively or partitively require the Possessive case; und führet als Beispiele für das letzte an: पंच नावां शतानि । शतसहस्राण्यश्वानां । Was würde man von einem Lateinischen Grammatiker urtheilen, der in solchen Verbindungen wie tot millia passuum, quinque millia equorum, den Genitiv aus dem partitiven Gebrauche des vermeinten Adjectivs millia herleiten wollte? Wenn Hr. Yates noch nicht wußte, daß die Namen für 100 und 1000 im Sanskrit Substantive sind, so hätte er es aus obigen Wortfügungen erfahren müssen. Allein er übersetzt auch ganz falsch: five hundred of the boats. So könnte man im Englischen nur sprechen, wenn außer den fünfhundert Booten noch andere da wären. In dem

die wirklichen Neuerungen aber, die er darin vorgenommen, dürften meistens keine Verbesserungen seyn. Die übrigen Englischen Grammatiker sind freilich den Indischen Schritt vor Schritt gefolgt, allein Wilkins hatte schon die Methode ganz verändert. Er hatte sich der technischen Formeln entledigt, und den damals in der That ganz neuen Versuch, der strengen Wissenschaftlichkeit unbeschadet, die Gesetze des Sanskrit auf die der Europäischen Sinnesart angemessenste und faßlichste Weise vorzutragen, meisterlich durchgeführt. Hierin ist sogar Wilkins folgerechter verfahren als sein Nachfolger: denn er hat die künstlichen Buchstabenreihen, welche als die sinnreichste Erfindung nur einem Gotte zugeschrieben werden konnten, die Siva - sûtrâni, von welchen Herr Yates noch vielfältig Gebrauch macht, ganz bei Seite geschoben. Soll man nun noch weiter gehen? Ist die Absicht, alle Sprachen über den einförmigen Leisten einer Lateinischen Schulgrammatik zu schlagen? Es ist leider nur zu oft zum Nachtheil der allgemeinen Sprachkunde geschehen. So fern die Sprachen bloß der Ausdruck logischer Verfahrungsarten sind, muß freilich in jeder etwas Entsprechendes vorkommen. Aber an ihrer Bildung haben alle menschlichen Geisteskräfte, hat auch die organische Anlage der Völker großen Antheil: deswegen ist so vieles darin eigenthümlich, national, und gegen andere Sprachen unabmeßbar. Vollends bei einer Sprache, mit welcher unsere Bekanntschaft noch ganz neu ist,

Indischen Ausdruck liegt aber durchaus nicht, daß nicht die ganze Summe des Vorhandenen erschöpft sei. Es sollte heißen: five hundreds of boats, oder: five hundred boats.

müssen vielmehr die wesentlichen Verschiedenheiten hervorgehoben, als die Züge einer ungefähren Aehnlichkeit mit dem Bau der uns geläufigen aufgefaßt werden. Wiewohl wir nicht allein aus alter Gewohnheit, sondern aus vielen andern Gründen, die Lateinischen Kunstwörter nicht wohl entbehren können, so darf man es dennoch nie aus den Augen verlieren, daß das gleichbenamte in vielen Fällen nicht völlig gleichartig ist. Wenn es einheimische, wahrhaft originale, d. h. nicht in einer ausländischen Schule erzogene Grammatiker gibt, wie im Arabischen und im Sanskrit, so wollen wir zwar keinesweges jedem Schüler zumuthen, ihnen in das ganze Labyrinth ihrer Spitzfindigkeiten zu folgen; wer aber die Sprache zu lehren unternimmt, von dem fodern wir allerdings, daß er zuvor gesucht habe die Gründe ihres Verfahrens zu erforschen, und daß er nur mit größter Besonnenheit und Umsicht von ihrer Bahn abweiche. Sollte nun gar die Methode jener Grammatiker wahre Vorzüge haben, so müssen diese sorgfältig bewahrt und geltend gemacht werden. Dergleichen sind meines Bedünkens bei den Indischen die strenge Scheidung von Materie und Form in der Zergliederung der Flexionen, und der große Fleiß, womit sie die Lehre von der Wortbildung behandelt haben. Die Lateinischen und Griechischen Grammatiker verwechseln den Nominativ des Singulars der Nennwörter und die erste Person des Präsens der Zeitwörter mit dem wahren Thema beider, und sind dadurch in ein endloses empirisches Herumtappen hinein gerathen; die Indischen hingegen erkennen einen biegungslosen Stand an, als die Grundlage,

welcher die Biegungen angefügt werden, als den Keim, woraus die Umbildungen sich entfalten. Hiebei kam ihnen freilich ihre Sprache zu Hülfe. Denn, wiewohl das Thema nirgends für sich allein in der Rede vorkommt, so ist es dennoch keine Fiction, kein grammatischer Logarithmus, wenn ich mich so ausdrücken darf; sondern es tritt in der Zusammensetzung wirklich hervor. Die Lehre von der Wortbildung fehlt gänzlich in den Griechischen und Lateinischen Grammatik; Alte und Neuere scheinen diese große Lücke nicht einmal geahndet zu haben. Die Indier gehn, ich will es nicht läugnen, auf der andern Seite zu weit: sie haben (in der Lehre von den Unâdi-Affixen) die hypothetische Herleitung der Wörter in die Sprachlehre gebracht, wo nur die demonstrative am rechten Platze ist.

Hr. Yates klagt über die Weitläuftigkeit der bisherigen Grammatiken; er wollte abkürzen. Ein vollständiges Lehrgebäude des Sanskrit, sowohl wie des Griechischen oder des Arabischen, wird immer einen beträchtlichen Umfang haben müssen. Hat man aber nur den nächsten praktischen Zweck vor Augen, den Schülern die Anfangsgründe beizubringen und ihnen zum Verständniß leichter Bücher zu helfen, so kann man sich allerdings kürzer fassen. Allein ich bezweifle, daß dieses von Hrn. Yates auf zweckmäßige Weise geschehen sei. Von Seiten der Klarheit behauptet die Grammatik von Wilkins entschieden den Vorrang vor der neuen: ein bloßer Auszug aus ihr wäre für den Elementar-Unterricht weit brauchbarer; und auch ohne besonders gedruckt zu seyn, macht sich unter der Leitung eines verständigen Lehrers

ein solcher Auszug von selbst. Hr. Yates hat die empfehlenswerthe Einrichtung getroffen, die Hauptregeln durch größere Schrift auszuzeichnen, und die Nebenbestimmungen und Ausnahmen kleiner drucken zu lassen. Hiebei kam ihm die Bequemlichkeit zu Statten, Devanagari-Lettern von verschiedener Größe zu haben, die uns in Europa noch fehlen. Die Hauptregeln sollten aber mit der größten Kürze und Bündigkeit abgefaßt seyn, etwa wie die Maximen der Römischen Rechtsgelehrten. Die seinigen hingegen sind häufig verworren, voll von Unbestimmtheiten und schielenden Ausdrücken. In der Syntaxis hatte Hr. Yates Gelegenheit original zu seyn, da uns hier, wie es scheint, die einheimischen Grammatiker im Stiche lassen. Aber dieser Abschnitt ist fast noch magrer ausgefallen als bei seinen Vorgängern, und das verschiedenartige ist ohne Methode durch einander geworfen. So tumultuarisch, wie es hier geschehen ist, sollte eine unendlich zart und kunstreich organisirte Sprache, ein Meisterstück des geistigen Bildungstriebes, billig nicht abgefertigt werden. Es verräth sich überall, daß der Verfasser die allgemeine Theorie der Sprachen wenig durchdacht hat, und über das Wesen der grammatischen Begriffe gar nicht im klaren ist. Was nun die Kenntniß des Sanskrit insbesondre betrifft, so ist es leicht, in der Hauptstadt Indiens aus den mündlichen Mittheilungen eines Pandits manches zu schöpfen, was ein Europäischer Gelehrter kaum nach mühsamer Forschung entdeckt, und mit geringem Aufwande gelehrt zu erscheinen. In wie fern aber der Schüler eines Pandits dessen Lehren sich wirklich angeeignet, das muß sich dann kund geben, wenn er proprio

Marte zur Auslegung und Kritik der Texte schreitet; und hier, ich gestehe es, hat mir der Verfasser einiges Mißtrauen gegen die Zuverläßigkeit seiner Einsichten eingeflößt, weil er zuweilen so wunderlich übersetzt, und die auffallendsten Fehler in den aus Handschriften angeführten Stellen ungerügt stehen läßt *), wie denn überhaupt die Sanskritwörter sehr nachläßig gedruckt sind.

*) Hr. Yates sagt S. 298: The Relative pronoun is sometimes used as an Adjective pronoun of the indefinite kind; as, यन्नवे भाजने लग्नः, *placed in some new vessel.* Das Beispiel paßt nicht, der Satz ist verstümmelt und falsch übersetzt. Das Neutrum des relativen Pronomens wird ja hier, wie das Lateinische quod, als coniunctio causalis gebraucht, und das demonstrative entspricht ihm gleicherweise im nächsten Satz. Die abgerissenen Worte sind der Anfang eines sinnreichen Spruches im Eingange des Hitôpadêsa:

यन्नवे भाजने लग्नः संस्कारो नान्यथा भवेत् ।
कथाछलेन बालानां नीतिस्तदिह कथ्यते ॥

»Weil die einem frischen Gefäße eingeprägte Zierde sich »niemals verändern kann, deswegen wird hier unter »dem täuschenden Reiz von Fabeln die Moral für »Kinder vorgetragen.« — Die Kindheit, will der weise Dichter sagen, ist für alle Eindrücke empfänglich, und die zuerst empfangenen sind unauslöschlich, so wie ein bildsamer Thon jede beliebige Form und Farbe, auch die Durchdringung mit einer wohlriechenden Substanz annimmt; einmal erhartet aber, alles unverändert beibehält. — S. 308, Z. 16 u. 17 ist ein Distichon aus dem Bhâgavata-Purâna mit nicht weniger als drei falschen Lese-

Die schätzbarste Zugabe bei dem Buche ist eine Abhandlung über die Prosodie, oder vielmehr über die

arten angeführt, wovon zwei sich schon durch einen Verstoß gegen das Sylbenmaaß kund geben. Man kann sie aus Carey's Grammatik p. 888 verbessern, wo sich jedoch ein anderer Druckfehler eingeschlichen hat. Hr. Yates nimmt p. 291 einen nominativus absolutus an. Um eine solche Behauptung zu unterstützen, wäre eine ganze Reihe von urkundlichen und unzweideutigen Beispielen nöthig gewesen. Er begnügt sich aber mit einem einzigen aus dem Eingange des Mahâ-Bhârata, und dieses beruht auf einer falschen Leseart: अनुप्राप्तौ für अनुप्राप्तं । Hr. Othmar Frank giebt hier richtig den Accusativ, welchen die Wortfügung fodert. Außerdem hat Hr. Yates in dasselbe Distichon noch eine ganz ungrammatische Bildung aufgenommen: परिबव्रुः । Bekanntlich ist ja ब्रू ein defectives Zeitwort, und wird im praet. perf. durch उवाच ergänzt; wenn es aber auch eins hätte, so könnte dasselbe unmöglich so lauten. Ich setze das Distichon nebst dem vorangehenden her, damit die Kenner selbst urtheilen mögen.

सुखासीनानभ्यगच्छद्ब्रह्मर्षीन् संशितव्रतान् ।
विनयावनतो भूत्वा कदाचित् सूतनन्दनः ॥
तमाश्रममनुप्राप्तं नैमिषारण्यवासिनां ।
चित्राः श्रोतुं कथास्तत्र पर्यब्रुवंस्तपस्विनः ॥

Am Schlusse des ersten Distichons ist ein Einschnitt des Sinnes, und das Subject Sûtanandanas kann nicht, wie Hr. Yates will, zu dem folgenden Satze gezogen werden.

Metrik, und im Anhange die Terminologie der einheimischen Grammatiker mit kurzen Erklärungen. Dieses Verzeichniß ist zwar keineswegs vollständig, es kann aus dem in London gedruckten hier und da ergänzt werden, und zu beiden zusammengenommen wäre noch vieles hinzuzufügen, vornämlich aber aus der Denkart der Erfinder mehr ins Licht zu stellen.

Ich habe (Ind. Bibl. Bd. I. S. 15) auf das Bedürfniß einer Chrestomathie aufmerksam gemacht. Ein solches Hülfsbuch ist besonders für die fast unentbehrlich, welche das Sanskrit ohne einen Lehrer zu erlernen unternehmen: und an wie wenigen Orten giebt es bis jetzt Lehrer des Sanskrit! Bei der Auswahl der Stücke wäre, nächst der sorgfältigen Steigerung vom leichtesten zum schwereren, vorzüglich auf häufigen Wech-

Das pronomen demonstrativum läßt sich, bloß grammatisch betrachtet, zu आश्रमं ziehen, aber dieses ist schon durch den beigefügten Genitiv vollkommen bestimmt; तं wird also besser auf das vorhergehende Subject zurückbezogen, und mit अनुप्रास verknüpft. Ich übersetze demnach: Commode sedentes Theologos, piis votis solvendis addictos, adiit aliquando corpore humiliter inclinato Sutae filius. Hunc ingressum secreta Naimisham silvam incolentium, mirabiles narrationes audiendi gratia ibi alloquuti sunt undique Ascetae. Man verzeihe dieses Verweilen bei ein paar ganz leichten Versen. Es thut noth, weil bisher die hermeneutische Genauigkeit so sehr verabsäumt worden, ohne welche man im Studium des Sanskrit eben so wenig als irgendwo sonst in der Philologie auf einen grünen Zweig kommen wird.

sel und Mannichfaltigkeit zu achten. Vorangestellt würde eine schlichte und durch sich selbst verständliche Erzählung im alten epischen Styl; dann möchten einzelne Sprüche im epischen Sylbenmaaße folgen, von der einfachen Art wie die Gnomen des Hesiodus und Theognis; ferner Erzählungen in Prosa aus dem Hitopadesa und andern Fabel- und Mährchen-Büchern; zusammenhängende Lehrvorträge aus den Gesetzen des Manus oder der Bhagavad-Gita; lyrische Stellen aus den Purana's; endlich vielleicht sogar Sentenzen aus den späteren Dichtern, welche, künstlich zugespitzt und antithetisch geordnet, Epigramme zu heißen verdienen. Bei einem solchen Buche müßte der Herausgeber sich ganz zu dem Anfänger herablassen, selbst Lese- und Schreibeübungen nicht verschmähen, alle Wörter einzeln zergliedern und dann die Wortfügung genau erörtern. Hier wäre eine ohne Rücksicht auf den Lateinischen Sprachgebrauch geschriebene Interlinear-Version, ungefähr wie sie Fulda zum Ulfilas gegeben, an ihrer Stelle; nur müßte sie nachher durch eine freiere, den Sinn im Ganzen ausdrückende, wieder verdollmetscht werden. Man muß die Worte nicht sparen, wenn man etwas so fremdartiges, wie der Gedankengang der alten Weisen und Dichter Indiens und der Bau ihrer Sätze ist, deutlich machen will; auf der andern Seite muß man sich hüten, den Schüler durch allzutiefes Eingehen in eine für ihn noch nicht brauchbare Theorie nicht abzuschrecken und zu verwirren. Demnach wäre wohl alle Etymologie, so fern sie nicht rein grammatisch ist, auszuschließen.

Obigen Foderungen leistet die Chrestomathie von

Hrn. Othmar Frank*), Professor in Würzburg, weder von Seiten des Entwurfes noch der Ausführung Genüge. Die darin enthaltenen Stücke sind: der Eingang des Maha-Bharata; die unmittelbar darauf folgende prophetische Rede des Dhritarashtras, aber in umgekehrter Ordnung; die Vorrede des Sankaracharyas zum Vrihadaranyaka, einer Abtheilung des Yajur-Vêda, nebst den Anmerkungen des Anandas; zwei Capitel aus dem Gesetzbuche des Manus mit dem Commentar des Kullukabattas, und endlich der größte Theil der Bhagavad-Gita. Die Texte sind sämtlich durch den Steindruck gegeben: das erste Stück und die in der zweiten Abtheilung enthaltenen in Devanagari-Schrift: das übrige ist mit Lateinischer Druckschrift nach beigefügten Abzeichen lithographirt. Wofern man nicht etwa Volney's Methode einführen will, die kein gründlicher Orientalist jemals billigen wird, dürfte das letzte in einer Chrestomathie wohl nur als Schreibeübung gelten, wo alsdann aber derselbe Text in Devanagari-Schrift wiederholt seyn müßte, damit der Schüler prüfen könne, ob er richtig umgeschrieben habe. Nur die Rede des Dhritarashtras ist mit einer ausführlichen grammatischen Zergliederung begleitet, das übrige bloß mit einer Uebersetzung, bei dem größten Theil der Bhagavad-Gita ist auch diese weggeblieben, und kein Wort der Erklärung beigefügt. Die Abschnitte des Gesetzbuches und der Bha-

*) Chrestomathia Sanscrita quam ex codd. MSctis Londini exscripsit atque in usum tironum edidit *Othmarus Frank*. Monachii 1820. P. II. 1821. 4.

gavad-Gita sind aus der Calcuttischen Ausgabe abgedruckt, mit Beibehaltung der fortgehenden Wortverknüpfung und aller Unbequemlichkeiten der dortigen Schreibung, die ich schon verschiedentlich auseinandergesetzt habe.

Ueber die Latinität des Herausgebers überlasse ich den Philologen zu Gericht zu sitzen: ich meinerseits möchte sie gern vor dem classisch gebildeten Auslande geheim halten, damit nicht auf meinen Vorschlag, alles den Indischen Büchern beizufügende Lateinisch abzufassen, eine entschiedene Ungunst falle. Was die Auslegung betrifft, so hat Hr. Frank sehr häufig mißverstanden, und zuweilen auf eine seltsame Art; was er aber auch richtig verstanden hat, besitzt er nicht die Gabe andern verständlich zu machen. Das schlimmste dabei ist, daß er nicht treu und enthaltsam übersetzen zu wollen scheint, was in den Ausdrücken vorliegt, sondern nach eigener Willkühr mystisch und anagogisch umdeutet, und den einfachsten Sätzen der alten Weisen und Dichter die Hirngespinste einer verworrenen Metaphysik unterschiebt. Die Schriften der Brahmanen bieten schon an sich sachliche und sprachliche Schwierigkeiten genug dar, wegen der großen Entfernung des Zeitalters und Himmelstrichs, wegen der so ganz verschiedenen Sphäre des Daseyns, endlich wegen der vorwaltenden Gabe geistiger Beschaulichkeit, wovon die Spuren der Sprache selbst sich tief eingeprägt haben. Diese Schriften wollen mit der nüchternsten Klarheit aufgefaßt seyn. Was würde daraus entstehn, wenn man sie mit einer Vorliebe für die Verdüsterung (ich weiß es wahrlich nicht anders zu nennen)

behandeln wollte? Am unerträglichsten fällt dieses Hineindeuten bei der epischen Poesie, deren ganzes Wesen in lebendiger Anschaulichkeit besteht. Von dem Eingange des Maha-Bharata haben wir zufällig in einer Englischen Zeitschrift *) eine andere Uebersetzung bekommen. Wer beide mit einander vergleicht, wird oft Mühe haben sich zu überzeugen, daß die Uebersetzer wirklich dasselbe Original vor Augen gehabt. Die Englische Uebersetzung ist, wofern ich recht unterrichtet bin, die nicht wieder durchgesehene Jugendarbeit eines großen Meisters. Sie ist daher auch nicht ganz frei von Mißverständnissen, aber sie ist klar, einfach und anspruchslos; der Charakter und Ton der alten Dichtung ist mit geradem Sinn aufgefaßt, und der Eindruck treu wiedergegeben. Uebrigens gehört der Eingang des Maha-Bharata keineswegs zu den leichtesten epischen Stücken, und ich würde es nicht zur ersten Uebung für Anfänger wählen. Die Menge der Namen und Anspielungen auf unbekannte Begebenheiten ist schon verwirrend; die Rede des Dhritarashtras vollends hat einen lyrischen Schwung, und ist deswegen auch nicht in dem gewöhnlichen epischen Sylbenmaaße abgefaßt.

Dem Titel der Chrestomathie gegenüber steht eine Abbildung des Indischen Sonnengottes auf seinem mit sieben Pferden bespannten Wagen. Als Zierrath mag es gelten, aber Hr. Frank sagt in der Vorrede: Imago Solis Indica in fronte operis posita simulacrum est statuae, quae in curia perillustris Societatis Indiae

*) Annals of Oriental litterature. London 1820. P. I. p. 65 — 86.

Orientalis adservatur, et de qua agam in opere de mythis et monumentis Indicis.« Ich will nicht hoffen, daß irgend ein loser Schelm ihn mystificirt hat. Die Mühe wäre bei gewissen Leuten überflüßig, weil sie sich selbst mystificiren. Unser Leser werden ermessen, welche Aufschlüsse über die sinnbildliche Darstellung der Götter bei den alten Indiern sie aus der angekündigten Abhandlung zu erwarten haben, wenn sie erfahren, daß dieses Basrelief ein im Jahre 1814 von einem Englischen Bildhauer Namens Coade Lambeth verfertigtes Kaminstück ist, wie auf dem Marmor deutlich geschrieben steht. Der Oberbibliothecar hat den artigen Gedanken gehabt, eine Zimmerverzierung von einem Gegenstande der Indischen Mythologie zu entlehnen, wobei der Künstler sich der Freiheit, denselben nach Europäischem Geschmack umzumodeln, im vollsten Maaße bedient hat. Wer die Augen überhaupt zum Sehen zu gebrauchen weiß, dem müßten sie in den Bibliothek-Zimmern der Ostindischen Compagnie wohl aufgehn, wo ächte Idole in großer Zahl aufgestellt sind, unter andern auch ein monumentales Bild des Sonnengottes mit seinem ganzen Gefolge. Es ist in der That ein lustiges Unglück, unter so vielen merkwürdigen Gegenständen gerade ein unächtes gar nicht einmal auf Täuschung berechnetes Machwerk für die antiquarische Untersuchung ausgewählt zu haben. Ich bemerke gelegentlich, daß es eine hübsche Aufgabe für Europäische Künstler wäre, an den Indischen Götterbildern (wie ungünstig auch unser großer Dichter über sie urtheilen mag) dasselbe zu unternehmen, was die Griechischen Bildhauer des Hadrian an den Aegyptischen geleistet, indem sie den

Körperbau gelehrt zeichneten, und das Ganze gleichsam mit Griechischer Anmuth überhauchten, ohne doch den ursprünglichen Charakter auszulöschen.

Unter den neuen Elementarbüchern darf ich hier die Bengalische Grammatik und Chrestomathie von Hrn. Haughton, Professor des Sanskrit und des Bengalischen zu Hayleybury, nicht übergehen. Die heutigen Indischen Mundarten gehören zwar eigentlich nicht in meinen Kreis: aber mittelbar, vermöge ihres nahen Zusammenhanges mit dem Sanskrit, werden sie auch dem Forscher lehrreich und merkwürdig, welcher sich vorzugsweise auf das alte Indien gerichtet hat. Hr. Haughton, in der Stammsprache und in der abgeleiteten gleich gut bewandert, hat nicht versäumt, überall auf die Quelle zurückzuweisen. Wie vieles in den heutigen Mundarten ist dem alten nicht nur ähnlich, sondern durchaus unverändert geblieben! Der gründlich ausgearbeitete und scharfsinnige Abschnitt von den untrennbaren Präpositionen zum Beispiel könnte, ganz wie er ist, in eine Sanskrit-Grammatik hinüber genommen werden. Ich vermuthe jedoch, daß die jetzigen Bewohner Bengalens keine neue Wörter vermittelst dieser Präpositionen zu bilden wissen, sondern sie alle schon fertig aus der classischen Sprache überkommen haben. Wir finden hier, den heutigen abgekürzten und in der Aussprache verfälschten Namen gegegenüber, ein vollständigeres Verzeichniß der cardinalen und ordinalen Sanskrit-Zahlwörter, als irgendwo sonst gegeben worden ist. Hr. Haughton hat sehr zweckmäßig bei dem Glossar, ohne etymologische Weitläuftigkeiten, nur durch einen Buchstaben angezeichnet, ob das Wort

reines oder verderbtes Sanskrit, ob es Arabisch, Persisch, oder aus einer unbekannten Sprache entlehnt ist; wo denn wohl unter zehn Wörtern immer neun dem Sanskrit angehören werden. Ich begreife nicht, wie man nach solchen Thatsachen, selbst alle andern Beweise bei Seite gestellt, noch jenen grundlosen Zweifel wieder aufwärmen kann, (was Hr. Yates in seiner Vorrede thut) ob das Sanskrit jemals eine lebende Volkssprache gewesen? Die neueren Mundarten Indiens sind ja ganz volksmäßig entstanden, gewissermaßen den Gelehrten zum Trotz, aus der Zerrüttung, welche ausländische Eroberer von fremden Sitten und anderm Glauben in den zuvor unwandelbar festgesetzten geselligen Zustand brachten. Es ist also klar: so vieles und zum Theil so reines Sanskrit kann nur aus dem Munde der Ungelehrten in jene Mundarten übergegangen seyn. Wer in Italien etwa nur Genua und Mailand besucht, und gefunden hätte, daß er, ungeachtet seiner Kenntniß des classischen Italiänischen, einen Dollmetscher bedürfe, möchte wohl eben so gut bezweifeln, ob dieses denn wirklich eine lebende Sprache, und nicht bloß zum Behuf der Bücher und gelehrten Mittheilungen ersonnen sei? Man verständige sich über die Begriffe Sanskrit und Prakrit. Das erste heißt nichts weiter als: lingua castigata, ornata; das zweite: lingua vulgaris. *) Ueberall, wo Sprachen litterarisch und wissenschaftlich ausgebildet wurden, gab es und giebt es etwas

*) Vgl. Colebrooke *on the Sanscrit and Prácrit languages*, As. Res. Vol. VII. Der Vf. führt aus einem einheimischen Rhetoriker folgendes an: Sanscritá is the speech

ähnliches. Die Menschen aus den unteren Ständen drücken sich dort selten so richtig und gewählt aus, als die Gebildeten und Gelehrten; es kommt nur darauf an, ob sie Gefühl für die Analogie und die grammatischen Gesetze im Ganzen verrathen. Ist dieses, wie meistens, der Fall, so sind die Volkssprache und die gelehrte Sprache wesentlich einerlei, und diese kann nur für eine sorgfältigere Behandlung jener gelten. Freilich ist das Talent des Sprechens, die Gabe, sich ohne Unterricht rein und edel auszudrücken, und die feinsten Schattirungen zu unterscheiden, nach Völkern und Landschaften sehr ungleich vertheilt. Wie nahe steht in Toscana die Sprache des Bauern und des Bettlers der Sprache des Prinzen und des Gelehrten! Mir ist es wahrscheinlich, daß vor Alters in der größeren Hälfte Indiens zwischen der Sprechart der obern und untern Stände ein solches Verhältniß Statt gefunden habe, wie in Toscana und Castilien, und nicht wie das in Norditalien und Südfrankreich bestehende. Das stark abweichende Prakrit in den Schauspielen ist hiegegen kein Einwurf: diese sind spätere Erzeugnisse der Litteratur, und die Divergenz wird ohne Zweifel im Fortgange der Zeit immer zugenommen haben.

Hr. Yates meint, das Sanskrit könne wenigstens niemals so gesprochen worden seyn, wie es nach den Regeln der Laut- und Wortbindung (Sandhi) geschrieben wird. Diese Einrede beruht auf einem Misverständnisse.

of the celestials, framed in grammatical institutes; Prâcrita *is similar to it*, but manifold as a provincial dialect, and otherwise.

Die Bindung ist ja keineswegs etwas erkünsteltes: sie ist nichts anders, als der schriftliche Ausdruck der Einwirkungen, welche die articulirten Laute, von einer biegsamen Stimme unter der Leitung eines zarten und musicalischen Gehörs vorgetragen, bei gegenseitiger Berührung vermöge ihrer eignen Natur auf einander äußern. Sie ist in andern Sprachen ebenfalls vorhanden, auch wo sie nicht geschrieben wird. Sehr stark im Griechischen, etwas weniger im Lateinischen. Wie weit greift die Wortbindung in der französischen Sprache um sich! Die schließenden Consonanten werden wirklich, so oft man sie ausspricht, zu der ersten Sylbe des nächsten Wortes gezogen. Die Regel kann sogar noch schwieriger scheinen als im Sanskrit; denn hier werden die durchgängig ausgesprochenen Buchstaben nur modificirt; im Französischen hingegen sind die Schlußconsonanten in den meisten Fällen gar nicht hörbar, und treten erst hervor, wenn das nächste Wort mit einem Vokal anhebt. Und dennoch wird dieß selbst von den Ugnelehrten geläufig beobachtet. Man bemerkt nur in Frankreich, daß Personen, die nicht lesen und schreiben gelernt, und deswegen von den grammatischen Umwandlungen der Wörter keinen deutlichen Begriff haben, zwar den Hiatus richtig vermeiden, oft aber einen falschen Consonanten einschieben.

Für die vergleichende Sprachkunde und die allgemeine Geschichte der Sprachen sind die heutigen Mundarten Indiens sehr wichtig. Wir sehen in Asien, und zwar nicht bloß zwischen dem Indus und Ganges, sondern auch in Persien, dieselbe Erscheinung sich wiederholen, die wir in Europa bei der Entstehung der Romanischen

Sprachen, *) der Englischen und Neugriechischen kennen gelernt haben. Dort wie hier sind die aus der Auflösung und Mischung hervorgegangenen Sprachen gleicher Art: verschiedene Gattungen von Hülfswörtern vertreten die großentheils verlohrnen Biegungen; eine gebundene Wortstellung vertritt die gegliederte Wortfügung. Ueberall war es derselbe Kunstgriff, wodurch der menschliche Geist aus den Bruchstücken eines alten vortrefflichen Werkzeuges der Gedankenmittheilung, das unter seinen Händen zertrümmert war, sich ein neues geschmiedet hat. Wörter, die einen wesentlichen Gehalt hatten, wurden auf eine logisch-grammatische Bedeutung herabgesetzt, gleichsam demonetisirt, und somit zu Hülfswörtern gestempelt. Doch scheint mir der Gegensatz zwischen dem ererbten und dem neu erfundenen in den heutigen Indischen Mundarten noch weit auffallender als in den Romanischen Sprachen. Wenn ich im Bengalischen die vielgestaltigen, zarten, sinnvollen Wortbildungen des Sanskrit noch unverändert sehe, und daneben die schwerfälligen Anhängsel, die rohen Umschreibungen, Nothbehelfe aller Art: so kommt es mir gerade so vor, als wenn jemand zerrissene Brüsseler Spitzen mit grobem Bindfaden zusammengenäht hätte. Die Vorzüge derjenigen alten Sprachen, welche wir wegen der Vollkommenheit ihres Baues am meisten bewundern müssen,

*) Man sehe hierüber die vortreffliche Schrift von Raynouard Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane, und meinen darauf bezüglichen Versuch Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818.

des Griechischen, des Lateinischen, des Sanskrit, sind unerreichbar und unersetzlich: es wäre vergeblich zu hoffen, daß im Laufe der Jahrhunderte noch irgend einmal Sprachen von ähnlicher Art entstehen könnten. Wir müssen sie für Denkmale eines andern Weltalters, einer fernen, weit über den engen Horizont unserer Geschichte hinaus liegenden Vorzeit anerkennen. Jene Sprachen sind die Urgebirge des menschlichen Geistes; es mag Sprachen des Uebergangs und der zweiten und dritten Bildungsstufe geben, alle von hohem Alter; die neueren Mundarten aber, deren Entstehung aus dem Zusammenstoß der Völker wir geschichtlich nachweisen können, gleichen jener Gebirgsart (Nagelfluhe, poudingue) welche aus lose verkitteten Kieseln und abgerundeten Bruchstücken verschiedener Steinarten besteht, und sich sogleich als eine formlose Anschwemmung vorübergehender Wasserfluthen verräth. Unstreitig haben bei manchen Völkern der neueren Zeit gewisse Fähigkeiten sich wunderwürdig entwickelt. Wenn man aber alles obige recht erwägt, und so viele andere Thatsachen von der allgemeinen Neigung der Sprachen zur Entbildung, Abschleifung und Ausartung hinzunimmt: so wird man wohl endlich eingestehen müssen, daß das Menschengeschlecht während seiner irdischen Laufbahn auch andere uns nicht mehr recht begreifliche Geistesanlagen eingebüßt hat, die es vormals in ausgezeichnetem Grade besaß; und diese Einsicht ist der Schlüssel der ältesten Weltgeschichte.

* * *

Von neuen Ausgaben Indischer Bücher ist in diesem Zeitraum weder in Asien noch in England irgend etwas erschienen. Das einzige bisher Ungedruckte, was überhaupt aus Licht getreten, sind die oben erwähnten Stücke im ersten Theile der Chrostomathie von Hrn. Frank. Unter diesen veranlaßt der Eingang des Maha-Bharata, mit den Eingängen anderer Purana's verglichen, mancherlei Betrachtungen und Vermuthungen über die Entstehung und älteste Mittheilungsweise der epischen Gedichte, welche ich für einen eignen Aufsatz verspare.

Was ich in meiner Ausgabe der bereits in Calcutta gedruckten aber selten gewordenen Bhagavad-Gita zu leisten mich bemüht, habe ich in der Vorrede dargelegt; in wie fern es mir gelungen, darüber sehe ich dem belehrenden Urtheile der Kenner entgegen. Seit der Herausgabe des Buchs fand ich Gelegenheit in London die Vergleichung der Handschriften fortzusetzen; und schöpfte daraus Stoff zu einigen nachträglichen kritischen Bemerkungen, die ich demnächst den Lesern des Originals vorlegen werde. Uebrigens fand ich die erfreuliche Ueberzeugung bestätigt, daß wir dieses unsterbliche Werk völlig unverfälscht, und bis in die feinsten Züge hinein treu bewahrt besitzen, wie es zuerst aus den Händen des Verfassers kam.

Die Ausarbeitung eines Commentars über den philosophischen Inhalt des Gedichtes muß ich verschieben, bis ich mich mit den einheimischen Commentatoren bekannt gemacht haben werde. Um mir selbst deren einige zu verschaffen, habe ich mich nach Indien gewandt, und

hoffe durch die Vermittlung eines gelehrten Freundes gute Exemplare zu erhalten.

Das Gesetzbuch des Manus ist mit dem Commentar des Kulluku-Battas zu Calcutta im Jahr 1813 erschienen, aber im Buchhandel nicht mehr zu finden. Der Titel einer neuen Ausgabe, besorgt durch Herrn Haughton, war bereits dem Catalog der Buchhändler der Ostindischen Compagnie (Kingsbury, Parbury und Allen) für das Jahr 1822 eingerückt; allein der Druck ward durch anhaltende Kränklichkeit des eben genannten vortrefflichen Gelehrten leider über ein Jahr lang unterbrochen. Seit einigen Monaten wird wiederum rüstig damit fortgefahren, und die ersten Bogen, die ich der freundschaftlichen Mittheilung des Herausgebers verdanke, liegen vor mir. Sie sind ungemein schön gedruckt, und von musterhafter Correctheit. Die Aussicht auf die baldige Erscheinung eines so wichtigen Werkes wird allen Liebhabern des Sanskrit willkommen seyn. Es giebt nichts, was uns mehr fördern könnte, als eine gute, bequeme, und jedem zugängliche Ausgabe der Gesetze des Manus. Sie sind ein Hauptbuch, das von allem Forschern des Brahmanischen Alterthums unaufhörlich wie ein Orakel befragt werden muß. Der Werth dieses Geschenkes für die gelehrte Welt wird sich verdoppeln, wenn Hr. Haughton sich entschließt, kritische und erklärende Anmerkungen beizufügen, wozu er uns Hoffnung macht. Eine neue Uebersetzung wäre auch zu wünschen. Die des Sir William Jones ist zwar unübertrefflich von Seiten der Schreibart, welche das alterthümliche Gepräge dieser Denksprüche, Lehren und Gebote treu wiedergiebt, und

die ruhige Würde eines gottbegeisterten Gesetzgebers athmet. Oft aber ist es mehr Umschreibung als wörtliche Uebertragung; zuweilen wäre auch der Sinn zu berichtigen: und an der Arbeit eines solchen Mannes darf man sich doch keine Willkühr erlauben. Sollte also ein neuer Abdruck als Hülfsmittel der Auslegung das Original begleiten, so würde ich vorschlagen, die Uebersetzung selbst unverändert zu lassen, und die nöthigen Verbesserungen unter dem Text beizufügen.

Wegen der von mir unternommenen Ausgabe des ganzen Ramayana beziehe ich mich auf die Französisch geschriebene und am Schlusse dieses Heftes wiederum abgedruckte Ankündigung. Ich war in London hauptsächlich damit beschäftigt, die dort befindlichen zahlreichen Handschriften des Ramayana genau zu prüfen. Die kritischen Hülfsmittel, deren Besitz mir bereits gesichert ist, sind beträchtlich, und seit meiner Rückkehr hat sich die Aussicht zur Benutzung eines neuerdings herbeigeschafften von seltner Art eröffnet. Doch von den Recensionen einheimischer Commentatoren, von der Ueberlieferung verschiedener Schulen, ihren Abweichungen und Uebereinstimmungen, von der Urkundlichkeit des Textes überhaupt, wird es Zeit seyn in der Einleitung zu handeln. Indessen kann ich nicht umhin, hier die zuvorkommende Bereitwilligkeit zu rühmen, womit die in London aufgehäuften Schätze Asiatischer Gelehrsamkeit mir zugänglich gemacht worden sind. Insbesondre Hr. Wilkins, der um die Anordnung, Vermehrung und gemeinnützige Verwendung der Bibliothek im Ostindischen Hause so verdienstlich bemüht ist; ferner der berühmte Präsident der Königlichen Societät der Wissen-

schaften, Sir Humphry Davy, so wie der Bibliothekar derselben, Hr. Lee; endlich der Aufseher der Alterthümer im Brittischen Museum, mein gelehrter Freund und Landsmann, Dr. Nöhden, haben sich unvergeßliche Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben.



Die Typographie hat für den Philologen das Handwerksgeräth herbeizuschaffen. Die Vernachläßigung dieser edlen Kunst zieht unfehlbar viele und wesentliche Nachtheile nach sich, besonders wenn man es mit so verwickelten Schriftarten zu thun hat, wie beim Sanskrit; eine geschickte Behandlung hingegen kann durch Ersparung von Mühe, Zeit und Kosten die weitläufigsten gelehrten Unternehmungen erleichtern und beschleunigen helfen. Ein kurzer Bericht über die in den letzten Jahren gelieferten typographischen und lithographischen Arbeiten gehört also mit zu den Gegenständen dieses Aufsatzes. Ich rede davon nicht ganz wie ein Fremdling: der Wunsch, die ans Licht gezogenen Werke der alten Brahmanen auch mit äußerm Schmuck auszustatten, hat mich bewogen, mich mit den Handgriffen der Schriftstecherei, Schriftgießerei und Druckerei etwas näher bekannt zu machen, und ich habe mich sechs Monate lang von der Schule der Weisen abgemüßigt, um in den Werkstätten der Handwerker zu sitzen.

Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, seit man mit Devanagari-Lettern druckt, und schon hat die Erfahrung mancherlei Vortheile gelehrt. Der erste in Calcutta gemachte Versuch fiel unbeholfen und unförmlich aus. Diese

Lettern sind, so viel ich weiß, nur ein einziges Mal, in Colebrooke's Grammatik, gebraucht und sogleich wieder verworfen worden. Hierauf folgte die Druckerei der Missionare in Serampore, deren Lettern auch noch von einer unbequemen Größe sind; sonst wäre manches daran zu loben. Das meiste, was wir haben, ist jedoch aus der Druckerei des Baburamas in Calcutta hervorgegangen, die nun schon mit drei verschiedenen Schriftsorten in absteigendem Maaße ausgestattet ward. Die größte darunter ist auch die beste, wiewohl sie aller Zierlichkeit ermangelt, nicht bloß wie der Europäische Geschmack sie an typographischen Arbeiten fodert, sondern auch derjenigen Zierlichkeit, die man oft an den Handschriften zu bewundern Gelegenheit hat. Die kleinste ist unleserlich: und der Zweck, vieles auf einen engen Raum zusammenzudrängen, wird dennoch nur unvollkommen erreicht, weil man die Vocalzeichen über und unter der Zeile nicht in gleichem Verhältniß zu verkleinern gewußt hat.

Aus der Grammatik von Yates sehe ich, daß die Mission der Baptisten nun auch eine Presse in Calcutta angelegt, und sie mit zwei neuen Schriftsorten versehen hat, welche dem Maaße nach den beiden kleineren des Baburamas entsprechen. Sie sind meines Erachtens um nichts besser als die bisherigen. Ich habe sonst geglaubt, daß die störenden Mängel der meisten Indischen Drucke, der unreine Umriß, die Flecke, die halb verloschenen Züge, von der schlechten Druckerschwärze, dem schlechten Papier und der nachläßigen Behandlung der Presse herrührten. Es muß aber wohl an dem Guß aus einer schlechten Metallmischung und ohne gehörige Justification

liegen, daß ganz neue Lettern sich so unvollkommen zusammenfügen, und so stumpf erscheinen, als wären sie durch langen Gebrauch abgenutzt: denn in der Grammatik von Yates ist der Englische Druck ziemlich sauber, während man in den Indischen Zeilen eher alles andre suchen darf als eine gerade Linie. Man sollte meynen, Indische Handwerker, die so künstliche Metallarbeiten verfertigen, müßten die Schriftstecherei und Schriftgießerei, wozu freilich geometrische Genauigkeit gefodert wird, dennoch leicht erlernen. Allein wir sehen das Gegentheil, und wenn man in Calcutta gute Devanagari-Lettern haben will, wird man sie wohl am Ende aus Europa verschreiben müssen.

Ungeachtet des unerfreulichen Ausfalles muß die Anlage dieser Asiatischen Druckereien kostspielig gewesen, und das Geschäft des Setzers muß sehr beschwerlich seyn. Man hat die so mannichfaltigen und verschlungenen Consonanten-Gruppen, zuweilen noch mit dem darunter stehenden Vocal, als untheilbar behandelt, und jede auf einen besondern Stempel geschnitten, so daß die Zahl dieser sich auf mehr als 700 beläuft. Jede Zeile besteht aus drei Reihen, indem nämlich die Vocalzeichen, das Repha und das Virama in die obere und untere gesetzt werden, und der Raum dazwischen mit leeren Quadraten auszufüllen ist, was die französischen Buchdrucker parangoniren nennen.

Wilkins hat durch seine vortrefflichen Lettern zuerst gezeigt, wie man die typographische Nachahmung der Devanagari-Schrift zugleich vereinfachen und verschönern könne. Er hat die Consonanten-Gruppen, soweit es

thunlich war, in ihre Bestandtheile zerlegt, und diejenigen Buchstaben, welche, wenn sie allein stehen, ihre Figur an einen perpendicularen Strich rechts anlehnen, durch Weglassung dieses Striches aber mit dem unmittelbar folgenden Consonanten verknüpft werden, auf doppelte Art, ganz und halb, gießen lassen. Für die Anfügung der Vocalzeichen hat er ebenfalls eine neue Vorrichtung getroffen. Die Buchstaben sind zum Theil auf einen großen Kegel gegossen, wo ober- und unterhalb der Figur ein leerer Raum übrig bleibt, welcher die Entfernung der Zeilen giebt; zum Theil auf einen kleinen nicht über das Maaß der Figur hinausgehenden Kegel, um Vocalzeichen annehmen zu können, welche das von den großen Lettern seitwärts eingeschlossene Viereck ausfüllen. Ich habe im ganzen dieselbe Methode befolgt, nur mit dem Unterschiede, daß die meistens auf dreifach verschiedene Art gegossenen Lettern immer dasselbe Maaß des Kegels beibehalten; diejenigen aber, welche bestimmt sind Vocalzeichen zu tragen, in einer eigens dazu eingerichteten Gußform einen doppelten Ausschnitt bekommen, worin zwei dergleichen nach Belieben eingefügt werden können, wenn aber nur eins nöthig ist, der Raum mit einem leeren Quadratin ausgefüllt wird. Dieß hat den Vortheil, daß die Reihe fest geschlossen bleibt, daß die unterschnittenen oder vielmehr über ihren Kegel hinausragenden Vocalzeichen, die sonst leicht unter der Presse abbrechen, an den großen Buchstaben eine Stütze finden, und daß sie nach keiner Seite hin ausweichen können. Freilich ist große Schärfe und Genauigkeit des Gusses erfoderlich, wenn die großen und kleinen Lettern zu einander passen

sollen, und es muß jeder Bestandtheil des ganzen Systems nach allen Bestimmungen, die er haben mag, im voraus berechnet seyn.

Bei der obigen Verfahrungsweise wird man für alles, was zu einem vollständigen Vorrath von Devanagari-Lettern gehört, die seltensten und etwa nur in Grammatiken vorkommenden Combinationen inbegriffen, mit drittehalb hundert Stempeln so ziemlich ausreichen. Der Setzkasten muß zwar beträchtlich mehr Fächer enthalten, weil die Lettern auf zwei, zum Theil auf drei verschiedene Arten gegossen werden; jedoch fällt er bei einer methodischen Einrichtung nicht allzu weitläuftig aus. Die Anfügung der Vocalzeichen geht so leicht von statten, daß eine große Oktavseite nach einiger Uebung in anderthalb Stunden gesetzt werden kann, wie ich, als Setzer der Bhagavad-Gita, durch vielfältige Proben mich überzeugt habe.

Damit man diese Dinge nicht etwa für unbedeutende Kleinigkeiten halte, sey es mir erlaubt, an ein ganz ähnliches Beispiel aus der Geschichte der Typographie zu erinnern. Als man zuerst Griechische Bücher druckte, glaubte man die Handschrift der Byzantinischen Kalligraphen des funfzehnten Jahrhunderts mit allen ihren verschlungenen Zügen und Abkürzungen genau nachahmen zu müssen. Solchergestalt beliefen sich die Stempel auf achthundert, wie man aus den technischen Büchern über die Druckerkunst ersehen kann, da man jetzt bei vereinfachter Schreibung nur etwa anderthalb hundert braucht. Ohne Zweifel hat dieser Umstand den Anbau der Griechischen Litteratur sehr verzögert. Die Anlage einer griechischen Druk-

kerei mußte erhebliche Kosten verursachen, das Geschäft des Setzers und des Correctors war sehr beschwerlich, ja selbst das bloße Lesen der Bücher war nicht so leicht zu erlernen wie jetzt. Dennoch hat man zwei Jahrhunderte lang fortgefahren so zu drucken; und es giebt noch jetzt berühmte Druckereien, wo jene altfränkischen Schnörkel immerfort angebracht werden, weil sie einmal vorhanden sind. Ich denke, wir können uns Glück wünschen, daß wir bei der typographischen Behandlung des Sanskrit so frühzeitig den rechten Weg eingeschlagen haben.

Wenn die in Europa gedruckten Indischen Bücher den Brahmanen in Benares zu Gesichte kommen, so hoffe ich, sie werden sie nicht nur auf den ersten Blick mit Leichtigkeit lesen, sondern auch verwundert seyn, daß man die Schriftzüge ihrer geheiligten Sprache im Lande der Mlechha's und Yavana's so gut nachzuahmen wisse. Sollte aber irgend ein eigensinniger Pandit noch allerlei profane Unähnlichkeiten herausklauben, so werden wir uns folgendermaßen rechtfertigen.

Es ist wahr, die schriftliche Bezeichnung fremder Sprachen darf nicht bei Seite geschoben werden, wenn man sie aus dem Grunde erlernen will. Die eigenthümliche Schrift, welche entweder ursprünglich für eine Sprache erfunden worden, oder sich ihr seit vielen Jahrhunderten angebildet hat, ist mit dieser Sprache selbst mannichfaltig verwachsen: sie ist gleichsam — dieß setzte ich Herrn von Volney entgegen, als er seinen Vorschlag, die Asiatischen Sprachen sämtlich in Lateinische Buchstaben umzuschreiben, lebhaft vertheidigte; — sie ist gleichsam ein Gewand der Dejanira, das man nicht vom Körper lostrennen

kann, ohne die Haut mit abzureißen. Sofern das in einer Sprache geltende phonetische und orthographische System grammatische, wenn auch noch so feine Beziehungen hat, muß man es sorgfältig beibehalten. Hiemit wird aber auch der philologischen Verpflichtung im Wesentlichen Genüge geleistet. Die Figur der Lettern ist eine Sache der Uebereinkunft und des Gebrauchs: sie hat nach Ländern und Zeitaltern vielfältig gewechselt, während jenes System unverändert blieb; nirgends mehr als in Indien. Wo eine vor Alters classisch festgestellte Sprache noch gegenwärtig von einheimischen Gelehrten geschrieben wird, wie das Arabische oder das Sanskrit, da ist es natürlich, sich an ihre Weise anzuschließen. Doch kann dieß auch zuweilen irre leiten, wie wir an dem Beispiele des Griechischen gesehen haben. Uebrigens wird es immer erlaubt seyn, in Nebendingen das bequemere vorzuziehen.

So ist es mit der Trennung der Wörter beschaffen, wo sie nicht wirklich phonetisch verbunden sind. Wir sind aber hier in einen doppelten Gegensatz mit der Sitte der Indischen Abschreiber gerathen. Wir trennen die Wörter, und lassen die Sylben in eins fortlaufen; sie schreiben die Wörter ohne Unterbrechung, sondern hingegen die Sylben von einander. Das letzte ist bisher nicht beachtet worden, und bedarf einer kleinen Erörterung.

Die Schreibung des Sanskrit ist vollkommen alphabetisch: die articulirten Laute sind in ihre einfachen Bestandtheile zerlegt, und alles hörbare hat sein sichtbares Zeichen. Nur der unbestimmte kurze Vocal (ă) wird in der Mitte der Wörter nicht ausdrücklich geschrieben, weil man ihn als in dem vorhergehenden Consonanten

mitbegriffen betrachtet; als die natürliche Begleitung der Stimme, ohne welche der Consonant nur ein dumpfes Geräusch seyn würde. Sobald aber charakterisirte Vocale oder Diphthongen an dessen Stelle treten, werden sie beigefügt, und der Fall kommt niemals vor, daß ein Vocal aus vorgängiger Kenntniß des Wortes ergänzt werden müßte. Durch obiges Mittel ist in diesem unvergleichlichen System der Schreibung zugleich für die kürzeste Darstellung und für die unzweideutigste Bestimmtheit gesorgt.

Ueber der Devanagari-Schrift läuft ein horizontaler Strich hin, nur wenige Buchstaben haben eine oben offene Figur. Der Schluß der Sylben wird in den Handschriften durch eine Unterbrechung dieser Linie bezeichnet. Wenn man dieses weiß, so fällt es weniger seltsam auf, daß das kurze i vor dem Consonanten geschrieben wird, nach welchem es ausgesprochen werden soll. Man sieht dennoch sogleich, daß es zur nächsten Sylbe gehört. (Z. B. अक्षौहिणी a-kshau-hi-nî.) In der Bengalischen Schrift geht die Sonderbarkeit noch weiter: die Diphthongen ô und au werden zertheilt, so daß ein Theil der Figur dem Buchstaben, auf welchen sie folgen sollen, zur Linken, der andere zur Rechten steht.

Die Sylbentheilung wird nun dergestalt vorgenommen, daß alle Sylben gleichmäßig mit einem Vocal schließen. Dieß geschieht auch dann, wenn die darauf folgenden Consonanten so beschaffen sind, daß sie unmöglich zu Anfange einer Sylbe, und ohne Hülfe des vorhergehenden Vocals sich aussprechen lassen. Sogar das r wird, so oft es vor einem andern Consonanten hergeht,

in Form eines halben Mondes über die nächste Sylbe gesetzt. (Z. B. चातुर्वर्ण्यं châ-tu-rva-rnyam, *divisio in quatuor ordines*. Wenn eine solche Sylbentheilung wirklich eine Nachbildung der redenden Stimme seyn soll, so wüßte ich es mit nichts zu vergleichen, als etwa mit dem Vortrage der Italiänischen Sänger, welche, auf den Vocalen ruhend, (z. B. amá-nte, u. s. w.) sie als offen vernehmen lassen, auch wo sie es wirklich nicht sind.

Diese Manier ließe sich gar leicht im Druck einführen. Z. B.

मनुमेकाग्रमासीनमभिगम्यमहर्षयः ।
प्रतिपूज्ययथान्ययामिदंवचनमब्रुवन् ॥

Zu lesen nach der obigen Sylbentheilung:

Ma-nu-mê-kâ-gra-mâ-sî-na-ma-bhi-ga-mya-ma-harsha-yah,

Pra-ti-pû-jya-ya-thâ-nyâ-ya-mi-dam-va-cha-na-ma-bru-va-n;

nach den wahren Bestandtheilen der Wörter:

Manum êkâgram âsînam abhigamya maharshayah,
Pratipûjya yathânyâyam idam vachanam abruvan *).

Aber ich sehe nicht ein, was damit gewonnen wäre. Denn sie bezeichnet, wenn irgend etwas, eine Aussprache, die wir nicht wohl nachahmen können, und hat auf die Buchstabenlehre sonst nicht den mindesten Einfluß: weswegen auch in der Grammatik von der Sylbentheilung gar nicht die Rede ist.

*) Manum uni *numini* intentum sedentem adiere sapientum principes, et, quum pro officio debito consalutassent, hunc sermonem protulerunt.

Die Indischen Schreiber bedienen sich nicht eines Federkiels, sondern eines Rohres, das zu einer Schärfe zugespitzt wird. Die Länge dieser Schärfe giebt das Maaß der dicksten Striche; sie wird schräg mit dem obern Ende nach der Linken zu gehalten, und die Richtung bleibt unverändert, nach welcher Seite hin sich auch die Hand bewegen mag. Aus diesem einfachen Kunstgriffe ergiebt sich alles, was die Zierlichkeit der Indischen Kalligraphie ausmacht, wie von selbst: der schräge Abschnitt der horizontalen und perpendicularen Linien, die Vertheilung von Licht und Schatten, nämlich von feinen und starken Strichen, und die Uebergänge von einem zum andern. Deswegen werden die Schreibeübungen der Schüler in Hayleybury nicht mit einer Feder, sondern mit einem zugespitzten Stäbchen von hartem Holze vorgenommen. Wenn ein Zweifel eintritt, ob man bei der Nachbildung das Charakteristische getroffen, oder nicht, so läßt sich ganz leicht die Probe machen, indem man die Figur auf die oben beschriebene Weise zeichnet.

Die neue in England geschnittene Bengalische Druckschrift, die wir zum erstenmal in Haughtons Grammatik und Chrestomathie dieser Sprache erscheinen sehen, ist ungemein schön; die nach der Zeichnung von Wilkins in Kupfer gestochenen Tafeln des Alphabets und der Ligaturen sind kalligraphische Meisterstücke. Man hat in Calcutta zuweilen Sanskrit mit Bengalischer Schrift gedruckt, die, wo möglich, noch schlechter ausgefallen war als die dortigen Devanagari-Lettern. In Europa findet aber wohl schon eine stillschweigende Uebereinkunft der Gelehrten Statt, für das Sanskrit ausschließend die letz-

teren zu gebrauchen. Es läßt sich wenigstens kein Grund anführen, warum wir einer Cursivschrift, die gar keine classische Gültigkeit hat, die bloß landschaftlich und neuern Ursprungs ist, (vermuthlich nicht über drei Jahrhunderte alt) den Vorzug vor der schönen Quadratschrift geben sollten, deren hohes Alter aus den Denkmalen erwiesen ist. Von den äußersten Gränzen Indiens im Norden bis in die südlichsten Landschaften ist die Devanagari-Schrift verbreitet, während das Sanskrit, Bengalisch geschrieben, nur in der Provinz gelesen wird, wovon die Schrift den Namen führt. Was allein schon die Bengalische Schrift verdammen muß, ist, daß sie zwei wesentlich verschiedene Buchstaben (व, ब, ba und va) nicht unterscheidet. Unglücklicher Weise sind wir durch die Calcuttischen Ausgaben mit der Bengalischen Orthographie behelligt worden, und haben genug damit zu thun, die Texte hievon wieder zu reinigen. Ich meyne insbesondere die Verwandlung des Anusvâra in den nasalen Buchstaben, welcher dem jedesmal folgenden Consonanten entspricht: eine Schreibung, die den Devanagari-Handschriften ganz fremd ist. Der Kritiker muß freilich mit der Bengalischen Schrift vertraut seyn: aber sauber und regelmäßig gedruckte Bücher sind für die Benutzung der Manuscripte nur eine schwache Vorbereitung. Denn die Schriftzüge weichen dergestalt von einander ab, daß man sie bei jeder Handschrift gewissermaßen von neuem lernen muß, und man wird dabei nicht sonderlich vorwärts kommen, wenn man nicht schon ungefähr im voraus weiß, was man zu lesen hat. Wie die unter den heutigen Gelehrten Bengalens übliche Aussprache des Sanskrit ver-

derbt, wüst, und so beschaffen ist, daß sie selbst die Harmonie der Sprache und den Versbau ganz zerstört, so ist auch ihre Cursivschrift nachläßig, verworren und unleserlich. Es wird den Bengalischen Handschriften ein vorzüglicher Werth beigelegt, weil in Bengalen Gelehrte das Gewerbe des Schreibers ausüben, da hingegen in Benares die Abschreiber oft sehr unwissende Leute sind. Indessen muß ich doch bemerken, daß ich in Bengalischen Handschriften nicht selten grobe grammatische Schnitzer, und Verstoße gegen die Orthographie angetroffen habe.

Es sind in Deutschland zwei lithographische Versuche mit der Devanagari-Schrift ans Licht getreten: der eine von Hrn. Frank in der oben erwähnten Chrestomathie; der zweite von Hrn. Bernstein, Professor in Breslau, beim Abdruck einiger Blätter des Hitopadesa zum Gebrauch für seine Schüler. *) Bei dem ersten brauchen

*) Hitopadaesi Particula. Edidit et Glossarium Sanscrito-Latinum adiecit G. H. Bernstein. Vratislav. 1823. 4. — Hr. Bernstein hat sich nicht damit begnügt, aus der Londoner Ausgabe unverändert wieder abzudrucken, sondern mit Einsicht und kritischem Fleiß die Fehler wegzuräumen gesucht. Doch sind noch manche stehen geblieben. Ed. Lond. pag. 3, lin. 6. कूशलापूर्णाण्कै: । Der erste Bestandtheil der Zusammensetzung ist ein unerhörtes Wort. Es sollte heißen कुशूल. Diese scharfsinnige Emendation verdanke ich Hrn. Haughton. Pag. 5, l. 2. श्रूयन्तां statt श्रूयतां. P. 8, l. 11. मरुस्थल्यं. Hr. B. hat richtig eingesehn, daß dieses nicht stehen könne; er will dafür setzen: मरुस्थल्ये, als wäre es der siebente Casus desselben Neutrums. Ein solches giebt es aber nicht. Die wahre Leseart ist: मरुस्थल्यां,

wir uns nicht lange aufzuhalten: er wird durch einen Blick der Vergleichung mit dem zweiten schon hinlänglich beurtheilt. Die Buchstaben in der Chrestomathie sind von einer ungeschlachten Misgestalt, alle Proportionen sind verfehlt, die Figur ist oft bis zur Unkennbarkeit entstellt. Schon dadurch wird das Buch für Anfänger unbrauchbar. Die lithographischen Blätter von Hrn Bernstein zeichnen sich hingegen durch Sauberkeit und Eleganz aus. Nach einigen Proben, die mir in Paris vorgelegt wurden, habe ich nicht geglaubt, daß sich mit der Lithographie so viel leisten lasse. Der Herausgeber hat die Lettern von Wilkins, vornämlich die seiner Grammatik beigefügten Kupfertafeln, zum Muster gewählt. Ich wüßte nur eine Kleinigkeit auszusetzen. Nach der Regel sollen die ohne Dazwischenkunft eines Vocals auszusprechenden Consonanten dergestalt verbunden werden, daß die Figuren einander berühren, und eine zusammenhängende Gruppe ausmachen. Wenn man die Ligaturen nicht als untheilbar auf einen Stempel stechen läßt, sondern sie zerlegt, so will dieß im Druck nicht immer gelingen. Der Lithograph hat zuweilen zwischen den verknüpften Buchstaben Lücken gelassen, und somit

der siebente Casus von dem Femininum मरुस्थली. — Der Text des Hitopadesa bedarf noch einer durchgreifenden kritischen Läuterung, wozu nicht genug Handschriften verglichen werden können, weil bald dieses bald jenes ausgelassen zu seyn pflegt, und also bei verderbten Stellen die gehoffte Hülfe versagt. Gleichwohl hat mir die Vergleichung einer einzigen Handschrift schon eine reiche Ausbeute besserer Lesearten geschafft.

die Mängel der Druckschrift nachgeahmt, welche er leicht vermeiden konnte.

Uebrigens ist die Lithographie für die Vervielfältigung der Bücher in einer Quadratschrift *) wie das Devanagari ist, immer nur ein mühseliger Nothbehelf, den man gern verabschieden mag, sobald man Drucklettern hat. In Deutschland — Dank sey es der einsichtsvollen Förderung, welche das Königlich Preußische Ministerium des öffentlichen Unterrichts allen Theilen der Gelehrsamkeit angedeihen läßt! — kann nun schon an zwei Orten, in Berlin und in Bonn, Sanskrit gedruckt werden, was bisher allein in London möglich war. Es wird also Deutschen Gelehrten nicht an den materiellen Hülfsmitteln fehlen, um ihre Arbeiten in diesem Fache ans Licht zu fördern.

Die Lithographie kann uns aber von einer andern Seite sehr nützlich werden: durch Facsimile's der alten Inschriften und einzelner Blätter von Manuscripten. Es ließe sich, mit Hülfe dieser schönen Erfindung, ein paläographischer Codex weit leichter und mit geringeren Kosten zu Stande bringen, als wenn alles in Kupfer gestochen werden müßte. So lange man

*) Ganz anders ist es mit der Chinesischen Schriftmalerei: hier kann die Lithographie sehr vortheilhaft angewandt werden. Die Chinesen drucken ja auch nicht mit beweglichen Typen. Ein seltner Kenner der Ost-Asiatischen Sprachen, der aber nicht genannt seyn will, hat mir zwei lithographirte Schriften des Confucius vorgelegt. Die Nachahmung ist täuschend, und hat sich das größte Lob der Kenner erworben.

die alten Inschriften einzeln behandelt, wird bei einer noch so sinnreichen Entzifferung immer manches problematisch bleiben. Stellt man aber alle bisher entdeckten zusammen, so erklären sie sich gegenseitig, und es muß eine Geschichte der Devanagari=Schrift und ihrer allmählichen Umgestaltungen daraus hervorgehn.

Es ist schon anderswo bemerkt worden, daß die Indischen Handschriften meistens ziemlich jung sind, weil sie den Verwüstungen der weißen Ameisen nicht leicht auf die Dauer entgehn; weswegen man auch die Blätter häufig mit gelbem Orpiment, als einem Schutzmittel dagegen, bestrichen findet. In Ermangelung des Alters kann aber die Herkunft der Handschriften aus weit von einander entlegenen Landschaften dem Kritiker ähnliche Dienste leisten. Wenn z. B. eine Handschrift aus Benares mit einer andern aus der südlichen Halbinsel übereinstimmt, so ist es gewiß ein starker Beweis der Aechtheit. Von der Gränze Tibets und der Tartarei an, in Nepal und Kashmir, durch das ganze nördliche Indien hin bis Gujerate, und weiter nach Süden werden Devanagari=Handschriften verfertigt. Von vielen der in den Londoner Sammlungen befindlichen weiß man historisch, woher sie gebracht worden; in andern ist der Wohnsitz des Schreibers bei dem Schlußtitel angemerkt. Wenn nun die feineren Eigenthümlichkeiten der Schreibung, woran sich die Landschaft erkennen läßt, durch genaue Facimile's von solchen Handschriften dargelegt wären, so würde der Europäische Gelehrte in den Stand gesetzt, auch andern Manuscripten, wobei dergleichen Nachweisungen fehlen, ihr Vaterland zu bestimmen. Eben so

wäre in Bezug auf das Alter zu verfahren. Die Schreiber haben häufig nicht nur die Jahrszahl nach der Aera des Vikramadityas oder des Salivahanas, sondern auch den Monat und Tag angemerkt, an welchem sie ihre Arbeit vollbrachten. Alte Handschriften sind zwar selten: es giebt deren aber doch, und ich habe selbst zufällig eine sehr wichtige entdeckt, die ein beglaubigtes Alter von 420 Jahren hat. Auch in Paris wird eine, laut der am Schluß beigefügten Jahrszahl viertehalb Jahrhunderte alte Handschrift aufbewahrt *). Manuscripte aus dem siebzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommen schon häufiger vor. Man sieht hieraus, wie sehr ein gewisser Englischer Gelehrter im Irrthum war, als er behauptete, man kenne kein Indisches Manuscript, welches älter als funfzig Jahre wäre. Die Bestimmung des Alters, die durch die Aehnlichkeit der Schriftzüge mit den chronologisch beglaubigten sich würde ausmitteln lassen, kann bei der Frage über eine vorgebliche Unterschiebung sehr wichtig werden.

* * *

Die Asiatischen Untersuchungen der gelehrten Gesellschaft in Calcutta sind durch zwei neue Bände vermehrt worden. Von dem Inhalte des 13ten habe ich in diesen Blättern ausführlich Bericht erstattet; der 14te ist großentheils mit mathematischer Geographie angefüllt **).

*) Catalogue des Manuscrits Sanskrits de la Bibliothèque Impériale, par MM. *Alex. Hamilton* et *Langlès*. Paris 1807. p. 9, No. I.

**) Inhalt: I. Account of a Discovery of a modern imitation of the Védas, with Remarks on the genuine works.

Nur zwei Aufsätze haben Bezug auf Litteratur und Alterthümer, und müssen uns hier beschäftigen.

In dem ersten, welcher den Band eröffnet, wird ein frommer Betrug aufgedeckt, welcher, für die Anhänger des Brahmanischen Götterdienstes ersonnen, zufällig nach Europa gebracht worden war, und berühmte Schriftsteller irre geleitet hatte. Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Voltaire empfing aus den Händen eines von Pondichery zurückkehrenden Beamten die angebliche Ueber-

By *Fr. Ellis*, Esq. II. Journal of a survey to the Heads of the Rivers Ganges and Jumna. By Captain *I. A. Hodgson*. (Diese Entdeckungsreise haben wir unsern Lesern schon aus einer Englischen Zeitschrift bekannt gemacht) III. Latitudes of places in Hindustan, and the northern mountains, with Observations of Longitude etc. By Captain *I. A. Hodgson*. IV. Description of a Zoophyte, commonly found about the coasts of Singapore Island. By Major General *Hardwicke*. V. Description of a Substance called *Gez* or Manna, and the Insect producing it. By Major General *Hardwicke*. VI. An Account of Trigonometrical and Astronomical operations for determining the heights and positions of the principal peaks of the Himálaya Mountains. By Captain *I. A. Hodgson* and Lieutenant *I. D. Herbert*. VII. On the ancient Geography of India. By Lieut. Colonel *F. Wilford*. VIII. On the Sorex Glis. By MM. *Diard* and *Duvaucel*, communicated by Maj. Gen. *Hardwicke*. IX. On an Indian method of constructing arches. By Captain *Mackintosh*. X. An Account of the Cootub Minar, and the inscriptions in its vicinity. By *Walter Ewer*, Esq.

ſetzung eines Alt-Indiſchen Buches unter dem Titel Ézour Védam, (nach einer verderbten Ausſprache für यजुर्वेद, yajur-vêda) welche er, als ein merkwürdiges Denkmal, im Jahr 1761 in die Königliche Bibliothek ablieferte. Er hielt es zwar nicht für den Veda ſelbſt, (er ſcheint nur von Einem gewußt zu haben) aber doch für einen alten Commentar darüber; er trauete dem Vorgeben, das Buch ſey von einem ehrwürdigen hundertjährigen Brahmanen ins Franzöſiſche überſetzt, und berief ſich verſchiedentlich in ſeinen Schriften über die älteſte Weltgeſchichte auf den Ezour-Vedam als auf eine ächte Quelle Indiſcher Religionsbegriffe. Er ſuchte zu beweiſen, dieſes Buch ſey vor dem Zeitalter Alexanders des Großen geſchrieben. Im Jahr 1778 wurde es gedruckt *), mit einer weitläuftigen Einleitung, worin der ungenannte Herausgeber, kein geringerer als der in einem andern Fache mit Recht hochgeſchätzte Baron de Saint-Croix, ausgebreitete Gelehrſamkeit dazu verwendet hat, eine Menge Irrthümer und Verwirrungen auf einander zu häufen. Er beſtreitet Voltaire's Meynung von dem hohen Alter, ohne doch die Aechtheit im mindeſten zu bezweifeln. Der eine melkt den Bock, und der andre hält ein Sieb unter. Sonnerat, deſſen Reiſebeſchreibung im Jahr 1782 erſchien, erklärte den Ezour-Vedam ohne Umſtände für unächt, und für die polemiſche Arbeit ir-

*) L'Ezour-Vedam ou ancien commentaire du *Vedam*, contenant l'exposition des opinions religieuses et philosophiques des Indiens. Traduit du Samscretan par un *Brame*. T. I, II. Yverdon 1778.

gend eines Missionars *). Wie es scheint, ist aber seine Stimme überhört worden. Auch hat er die Unächtheit nur behauptet, nicht bewiesen, und zugleich falsches und wahres in Einem Athem über die Religionsgeschichte der Indier vorgebracht **), so daß man seine dießmal ganz richtige Entscheidung vielleicht nicht als vollgültig anerkennen möchte. Da das Buch immer noch unter andern ehrlichen Büchern in unsern Bibliotheken mit seinem Titel prangt, so wird es nicht unnütz seyn, nachdrücklich daran zu erinnern, daß nunmehr die Unterschiebung unumstößlich erwiesen ist, damit sich jedermann vor Schaden hüte.

Mein verehrter Freund und Gönner, Sir Alexander Johnston, ehemaliger Oberrichter in Ceylon,

*) Sonnerat Voyage aux Indes Orientales. T. II, p. 41, 42.

**) Sonnerat weiß eben daselbst viel artiges von einem grausamen Kriege zwischen den Brachmanen und den Bramen zu erzählen, wobei die halbe Bevölkerung Indiens umgekommen, und die Bramen zuletzt Sieger geblieben seyen. Er hat den Brahmanen, die sich noch heute eben so nennen, wie zur Zeit Alexanders, aus der Verderbniß ihres eignen Namens mächtige Gegner erweckt. Es ist grade, als wenn ein Geschichtschreiber von einem Vertilgungskriege zwischen den Franzosen und den Frenchmen meldete. Alles aus der Luft gegriffen, wenn der Reisebeschreiber nicht die Religionskriege der Brahmanen und der Buddhisten meynte. Dann müßten aber die Brahmanen selbst die Buddhisten seyn. Sie hätten den Bramen die Veda's vorenthalten, diese wären bei der Gelegenheit aus der Welt verschwunden, und was der Fratzen mehr sind.

entdeckte zuerst bei einer Reise nach Pondichery in der Bibliothek der Mission vom Jesuiter-Orden die Originale, nicht nur des angeblichen Yajur-Veda, sondern auch der drei übrigen Veda's, und veranlaßte Hrn. Ellis zu einer näheren Prüfung. Das Sanskrit ist mit Lateinischen Buchstaben, und zwar nach der Bengalischen Aussprache, geschrieben, und von einer Französischen Uebersetzung begleitet. Die Form und Anordnung ist in allen diesen Büchern dieselbe: es sind Gespräche in Versen zwischen einem geistlichen Lehrer und seinem Schüler, deren Namen aus der mythologischen Ueberlieferung, schicklich oder unschicklich, entlehnt sind; in der ersten Hälfte jedes Abschnittes werden Brahmanische Religionslehren vorgetragen, in dem zweiten werden sie widerlegt. Die Schreibung ist noch über die Bengalische Aussprache hinaus barbarisch und verderbt, die Uebersetzung sehr ungenau. Hr. Ellis folgert hieraus unwidersprechlich, daß der Abschreiber und Uebersetzer, der das wenige Sanskrit, was er wußte, in Bengalen gelernt haben muß, unmöglich zugleich der Verfasser seyn konnte. Denn dieser war mit der Alt-Indischen Litteratur vertraut, hatte sich den Geist und die Eigenthümlichkeit des Sanskrit ganz angeeignet, und besaß sogar eine nicht geringe Fertigkeit im Versbau, wie aus den Proben der Urschrift, selbst in dieser nachtheiligen Umkleidung, erhellet. Er hatte die Absicht, in eben den erhabenen und würdigen Formen, in eben den harmonischen Rhythmen, welche den Indier unter der Bezauberung des Aberglaubens festhalten, seine höhere Warheit vorzutragen; und dieses Vorhaben gelang ihm.

Bei der Frage: wer denn nun für den Verfasser zu halten sey? erklärt sich Hr. Ellis für die unter den christlichen Hindus in Pondichery verbreitete Ueberlieferung, daß die fraglichen Bücher von dem Pater Roberto de' Nobili herrühren. Dieser berühmte Missionar des Jesuiter-Ordens erlernte nicht nur, um Bekehrungen zu bewirken, mit größtem Eifer die Sprache, Religion, Sitte und Denkart der Eingebohrnen, sondern er nahm auch die Gestalt eines Brahmanen, endlich die eines Sannyasi an, und unterwarf sich, wie versichert wird, allen Büßungen und Entsagungen eines Indischen Weltüberwinders. Er gab mehrere polemische Schriften in Tamulischer Sprache heraus, welche eine genaue Bekanntschaft mit dem Sanskrit verrathen, indem er die Ausdrücke für metaphysische Begriffe geläufig daraus entlehnte. Die Vermuthung hat demnach alle Wahrscheinlichkeit für sich. Hr. Ellis glaubt ferner, Roberto sey zwar Verfasser jener Bücher, aber nicht Urheber des Betruges: er habe sie vielmehr in unverholen polemischer Absicht geschrieben; das Vorgeben, dieß seyen die wahren Veda's, worin eigentlich die Unterschiebung besteht, rühre von späteren Missionaren her. Er zeigt sehr gründlich, daß hier die Form der Purana's und nicht die der Veda's nachgeahmt ist: und wer jene so genau kannte, wer eine gewisse Meisterschaft in dem alten gnomischen Styl des Sanskrit besaß, hätte schwerlich einen solchen Fehlgriff gethan. Ich trete gern der Meynung des Hrn. Ellis bei, weil ich wünsche, hohe Geistesgaben von dem Vorwurfe des Betruges gerettet zu sehn. Zwar, wofern manche Züge, die vom Roberto de' Nobili erzählt werden, wahr

sind, so wäre er dennoch hievon nicht frei zu sprechen. Wenn aber Hr. Ellis meynt, diese Unterschiebung der Veda's sey eine beispiellose Betrügerei, so scheint er die Religions- und Bekehrungsgeschichten aller Zeiten und Völker vergessen zu haben. Am Ende hat diese pia fraus in Asien nicht viel geholfen, und in Europa nicht viel geschadet; wir können sie also ganz aus dem litterarischen Gesichtspunkte betrachten, und da freue ich mich, in der Ordenstracht einen Europäischen Philologen kennen zu lernen, der schon im siebzehnten Jahrhundert recht zierliche Sanskritische Verse machte. Ein seltnes Talent hat der Verfasser jener Schriften allerdings bewährt, wenn er dabei keine Hülfe gelehrter Brahmanen hatte. Das letzte läßt sich zwar nicht bestimmt läugnen, es ist aber kaum glaublich, wegen einiger mythologischen Versehen, welche sich eingeschlichen haben. Ein gelehrter Brahmane hätte den Vyasas nicht zum Schüler des Sumantus gemacht, statt daß es umgekehrt seyn sollte.

Hr. Ellis hat die gegebenen Proben des Originals aus der verderbten Schreibung zu restauriren versucht, nicht immer ganz befriedigend. Einiges glaube ich berichtigen zu können, anderes bleibt mir zweifelhaft. Mit einem untergeschobenen und obendrein heillos verderbten Texte dürfte man, wie mit einem Karier, die verzweifeltsten Versuche der kritischen Heilkunst anstellen. Aber was käme dabei heraus? — Doch ja: es giebt Leute, denen wohl zu wünschen wäre, sie möchten das vorliegende Beispiel von der Verbindung christlichen Bekehrungseifers mit Gelehrsamkeit, Bildung, Geistesgewandtheit und sinnreichem Talent

recht beherzigen. Ich halte inne, um nicht bedenkliche Punkte zu berühren.

Uebrigens ist Voltaire in meinen Augen vollkommen deshalb gerechtfertigt, daß er sich hat täuschen lassen. Es fehlte ihm an den Mitteln zur Entdeckung des Betrugs. Vielmehr muß man es dem außerordentlichen Manne als einen Beweis seines gewöhnlichen Scharfblickes anrechnen, daß er, aus sparsamen und trüben Quellen schöpfend, dennoch das hohe Alterthum, den Geist und Werth der Indischen Cultur im ganzen so richtig eingesehn, und gewissermaßen die Entdeckungen im voraus geahndet hat, welche dem nächsten Menschenalter vorbehalten waren. Ganz anders verhält es sich mit Anquetil du Perron. Er hatte lange in Indien gelebt, er gab sich für einen Kenner der Brahmanischen Theologie aus, und hielt demungeachtet den Ezour-Vedam für ächt: denn er war es, der dem Herausgeber die Ergänzung der Uebersetzung lieferte *). Ich habe schon einmal (Ind. Bibl. I, S. 311.) vor Anquetil's Mangel an kritischem Urtheil gewarnt. Wer sich einem blinden Führer anvertrauen will, mag es auf eigne Gefahr thun.

Das zweite Stück im 14ten Bande der Asiatischen Untersuchungen, welches unserm Kreise angehört, ist eine Abhandlung über die alte Geographie Indiens von dem seitdem verstorbenen Wilford. Er hatte lange

*) L' Ezour-Vedam, T. I. p. X. Anquetil selbst führt in der Einleitung zu seinem Oupnek'hat, T. I. p. XVIII. viele Jahre nach Sonnerat's Warnung, das Buch unter den Quellen an.

geschwiegen, nämlich seit der bekannten Mystification, wovon das nähere im 8ten Bande derselben Sammlung zu lesen ist. Eine solche Erfahrung könnte wohl dem, welcher sie gemacht, für immer die Schriftstellerei verleiden; wenigstens aus einem Aufsteller kühner Hypothesen ihn, wo nicht zum entschiedenen Skeptiker, so doch zu einem vorsichtigen Kritiker machen. Aber es scheint, die Täuschung hat ihre eignen Süßigkeiten für die, welche sich einmal in ihr berauscht haben. Zuerst hatte sich das Apokryphische verkleidet aufgedrungen; ein unwillkommner Lichtstral brach herein: unter unsäglicher Pein und Verzweiflung mußte der Betrug für das, was er war, erkannt, ja sogar der Welt gegenüber eingestanden werden. Allmählich erlöschen indessen jene schmerzlichen Eindrücke, und die alte Liebe erwacht wieder. Nun sucht man das Apokryphische von neuem auf, man ist emsig sich selbst zu täuschen, da kein andrer das Geschäft mehr übernehmen will. So ist es augenscheinlich dem redlichen Wilford ergangen, und wir können diese neueste Abhandlung nur als den Schwanengesang seiner unheilbaren Schärmerei für luftige Hypothesen betrachten.

Ich kenne in der gesamten Litterargeschichte keine vollkommnere Parallele, als die beiden Mystificationen, deren Opfer zu Anfange des vorigen Jahrhunderts der Würzburgische Professor Beringer als Mineralog *), und in unserm Zeitalter Wilford als Alterthumsforscher

*) Lithographiae Wirceburgensis, ducentis lapidum figuratorum, a potiori insectiformium, prodigiosis imaginibus exornatae *Specimen primum*, auctore D. I. B. A. Beringer etc. Wirceburgi 1726. fol.

geworden sind. Die Versteinerungen, welche manche Gebirgsarten enthalten, sind unendlich merkwürdig, physiologisch oft schwer zu deuten; aber richtig ergänzt und geordnet, lehren sie uns vieles über die Geschichte der organischen Bildungen auf unserm Planeten. Die in den ältesten Indischen Büchern enthaltenen Nachrichten über benachbarte Länder und Völker sind unendlich merkwürdig, geographisch und ethnologisch oft schwer zu deuten; aber, richtig begriffen und zusammengestellt, werden sie einiges Licht auf die Urgeschichte Asiens werfen. Beringer und Wilford ließen sich nicht an den ächten mineralogischen und mythologischen Denkmalen der Vorzeit begnügen: sie bestellten sich gleichsam im voraus etwas unerhört wunderbares; und beiden kam der Betrug dienstfertig entgegen. Dieser Betrug trat anfangs leise und schamhaft auf, wurde aber immer verwegener, da die Betrognen blindlings in das Netz gingen. Beringer fand zuerst allerlei versteinertes Gewürm, Insekten, Frösche und Kröten; bald schnitzten seine Mystificatoren die wunderlichsten Fratzen, und legten ihm endlich petrificirte hebräische Inschriften, Sonne, Mond, Sterne und Kometen in seinen Wunderberg hinein. Wilford fand zuerst in den vermeyntlichen Purana's Nachrichten von Aegypten und Babylonien, Sagen von der Semiramis: das ließ sich noch allenfalls hören. Da der verschmitzte Pandit sah, daß sein Gönner immer weiter hinaus wollte, so heftete er ihm zuletzt die weiße Insel (Albion) und die heiligen Inseln im Westen für Großbritannien und Irland auf. Die frevelhafte Mystification wurde ruchtbar, als beide Gelehrte eben mit ihren Schriften fertig waren; statt sie zu verbrennen, ließen sie sich

dennoch nicht abhalten, sie in die Welt zu schicken. Der Betrug war sonnenklar; ihn zu erwähnen, unvermeidlich; beide bestrebten sich dennoch aus allen Kräften, das auf diesen Betrug gebaute System zu retten. Daß sie die Sache sehr tragisch nahmen, und über die betrügerischen Bösewichter (dort sollen es ein paar Jesuiten gewesen seyn, hier war es ein Brahmane,) Zeter schrien, war natürlich; aber Unbetheiligten wird es doch erlaubt seyn, auch die lustige Seite der Geschichte aufzufassen. Man kann Beringers in Kupfer gestochene Petrefacte nicht ansehen, ohne zu lachen: es offenbart sich darin ein unerschöpflicher guter Humor; und die Bruchstücke von Purana's, welche Wilfords Pandit geschmiedet, möchten auch wohl ergötzlich zu lesen seyn. Die Mystificatoren sind freilich keineswegs zu entschuldigen: allein sie waren doch nur die Geburtshelfer schon im Geiste der Betrogenen empfangener Chimären.

So weit ist die Aehnlichkeit der beiden Fälle vollkommen; bei dem weiteren Erfolge hört sie aber auf. Kein Mineralog läßt sichs einfallen, Beringers Versteinerungen als authentisch anzuführen: das seltne Buch wird nur als eine Curiosität, als ein Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes aufbewahrt. Unsre Alterthumsforscher hingegen (ich könnte berühmte Namen nennen) berufen sich immerfort fleißig auf Wilfords Abhandlungen. Diese sollten durchaus als ungeschrieben geachtet werden. Man wende mir nicht ein, daß sie doch einiges ächte enthalten: selbst das Aechte wurde dem wackern Verfasser, durch seine Weise es zu drehen und zu wenden, unter den Händen zum Apokryphischen. Mehr

als siebenhundert Seiten (so viel Raum nehmen Wilfords Schriften in der Londoner Ausgabe der Asiatischen Untersuchungen ein) voll apokryphischer Angaben! Welch ein Arsenal für den Irrthum! Dieß war mein Beweggrund, eben sowohl wie beim Ezour-Vedam, den ganzen Vorfall der Wahrheit gemäß dem gelehrten Publicum wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Der vorliegende Aufsatz handelt von der alten Geographie der Gangetischen Provinzen. Hier hätte der Vf. rein historisch zu Werke gehen können. Ein paar Beispiele werden hinreichend seyn, um zu zeigen, daß er seiner Manier in Absicht auf conjecturale Etymologie und Hinüberdeutung aus einer Mythologie in die andre nach zufälligen und oberflächlichen Aehnlichkeiten standhaft treu geblieben ist. Eine Erörterung über die Lage der berühmten Hauptstadt Palibothra stand hier zu erwarten: cui non dictus Hylas? Wilford belehrt uns, es habe zwei unmittelbar, wie London und Westminster, an einander gränzende Städte gegeben: Pât'aliputra und Pâlibhat't'a, und die Griechische Schreibung Παλίβοϑρα sey aus dem letzten, nicht aus dem ersten Namen entstanden. Woher weiß er dieses so genau? Etwa aus einem Griechischen Zeugnisse? oder aus einem beglaubigt alten Indischen Buche? Nicht doch! Aus einem vor anderthalb Jahrhunderten verfaßten geographischen Tractat. Pataliputra wird gleich zu Anfange des Hitopadesa genannt *), wo ich nicht irre, auch im Panchatantra; an Palibhatta werden wir nicht glauben, bis man uns den Namen in einem eben so alten Buche

*) Hitop. ed. Lond. pag. 2, lin. 5.

nachweist. Die Verfälschung von पाटलिपुत्र Pât'aliputra in Παλίβοϑρα läßt sich gar wohl begreifen: das erste t ist ja das cerebrale, welches einen dumpfen Laut hat, und den Griechen unaussprechbar seyn mußte, und so wurde es nebst seinem kurzen Vocal herausgeworfen.

Paraśu-Ramas soll, nach der Fabel, auf Befehl seines Vaters, seiner sündigen Mutter das Haupt abgeschlagen haben. This is obviously, sagt Wilford pag. 426, the legend of Perseus and the Gorgons head. Ohne Zweifel, wiewohl er es nicht ausdrücklich sagt, soll auch in paras'u oder pars'u (परशु, पर्शु) der Griechische Name stecken. Das Wort bedeutet ein Beil, Wilford übersetzt es aber immer Säbel, um leise auf die ἅρπη des Perseus einzulenken. Was in aller Welt haben die Mythen vom Perseus mit dem Parasu-Ramas zu schaffen, der, eine Verkörperung des Vishnus, aus dem Priesterstamme erzeugt, dennoch ein streitbarer Held war, und eigentlich in die Welt gesandt wurde, um den Uebermuth des Kriegerstammes zu bändigen? Uebrigens hieß er ja nicht Parasu, sondern Râmas; und jenes Beiwort wird nur vorangesetzt, (Ramas mit dem Beil) um ihn von dem berühmteren Ramas, der Pfeil und Bogen führte, zu unterscheiden. Schwerlich wird er in der alten Poesie so genannt: im Ramayana, wo er dem jüngeren gleichnamigen Helden, Unglück vorbedeutend, erscheint, heißt er nur Ramas, der Sohn des Jamadagnis *).

Ramas, nämlich der zweite dieses Namens, der Held des Ramayana, volksmäßig auch Ramachandras ge-

*) Ramay. Book I, Sect. LXI, sl. 26.

nannt, soll nach Wilford von der jenseitigen Halbinsel aus, im Lande der Barmanen, nach Sumatra hin seine erste Brücke geschlagen haben, von welcher die Andaman- und Nicobar-Inseln für Trümmer gelten sollen. Nach der ächten Sage zog Ramas zu Lande bis an die Spitze der diesseitigen Halbinsel; um nach Lanka (Ceylon) hinüber zu gelangen, wo der Tyrann Ravanas seine entführte Gattin gefangen hielt, schlug er mit Hülfe seiner übernatürlichen Bundesgenossen eine Brücke über den Ocean, gerade wo die Meerenge am schmalsten ist, wo sich von beiden Seiten die Inseln Ramisseram und Manar vorstrekken und zwischen den Klippen, welche das Meer anfüllen, nur ein schmales Fahrwasser übrig bleibt. Hier konnte eine kühne Einbildungskraft wohl die Ruinen einer riesenhaften Brücke erblicken; die Dichtung ist nur wunderbar: jene andre wäre abgeschmackt und widersinnig. Denn Ramas hätte seine Wunderbrücke geschlagen, wo er bequem zu Lande durch Malacca fortziehen konnte; nach Sumatra hin, wo er nichts zu suchen hatte, und welches durch ein unermeßliches Meer von dem Ziele seiner Unternehmung getrennt liegt. Aus welchem apokryphischen Buche, oder aus der verfälschten Ueberlieferung welches Volkes hat nur Wilford diese schönen Herrlichkeiten aufgehascht? Hierüber sagt er uns kein Wort.

Um die Griechischen Bezeichnungen Indischer Oerter aus dem Sanskrit zu deuten, erlaubt er sich die wunderlichsten Verdrehungen; er nimmt seine Zuflucht zu den Verfälschungen der heutigen Volksmundarten, ja sogar zu dem vorgesetzten Arabischen Artikel. Aus Magadha (Süd-Bahar) sollen die Araber Al-Mogd, El-Maied

gemacht haben; hieraus sey die Elymaïs der Peutingerischen Tafeln entstanden.

> Alfana vient d'*equus* sans doute,
> Mais il faut avouer aussi,
> Qu'en venant de là jusqu'ici,
> Il a bien changé sur la route.

Ein solches Verfahren ist durchaus unstatthaft. Die Volksmundarten sind neueren Ursprungs: sie waren zur Zeit des Megasthenes oder selbst des Ptolemäus zuverlässig noch nicht so abweichend; und von den Arabern mochten die Griechen, vor dem Zeitalter der Mahomedanischen Eroberungen, höchstens die Namen einiger Seehäfen, schwerlich aber inländischer Oerter überkommen. In vielen Orts- und Personen-Namen, welche uns die Griechischen Berichterstatter über Indien aufbewahrt haben, erkennen wir ganz unzweideutig reines Sanskrit. (Vgl. Ind. Bibl. B. I. S. 247 u. f.) Von den übrigen muß dasselbe im allgemeinen vorausgesetzt werden. Wir müssen vor allen Dingen auszumitteln suchen, welche geographischen Gegenstände der Grieche bezeichnen wollte, dann die einheimischen Namen dafür in den ältesten Schriften aufsuchen. Wenn beides nicht zusammenstimmt, so dürfen wir keine etymologischen Gewaltsamkeiten ausüben, sondern wir sollen eingestehn, daß uns hier etwas verborgen bleibt. So viel kann man zugeben, daß die Griechen, wenn sie etwas vorfanden, das den Wortbildungen ihrer Sprache ähnelte, geflissentlich nachhalfen. Dieß leidet besonders eine Anwendung auf die Namen, welche bei den Feldzügen Alexanders vorkommen.

Zu allen übrigen Mängeln des Aufsatzes kommt nun noch die nachläßige Weise zu citiren. Die Stellen der classischen Auctoren, auf die sich der Verfasser so unbestimmt bezieht, lassen sich allenfalls aufsuchen; wenn man sich die Mühe geben will. Was soll man aber damit machen, wenn er sagt, so oder so komme es in den Purana's vor? Es giebt deren nicht weniger als achtzehn, jedes dieser Gedichte besteht aus vielen tausend Versen. Man könnte eben so leicht eine verlorne Perle im Ocean auffinden, als ein so angeführtes Zeugniß. Der besondere Name, Buch, Capitel und Verszahl, endlich die Handschrift, woraus der Verfasser geschöpft, sollten genau angegeben seyn. Dieß alles reicht noch nicht hin: da diese Schriften sämtlich bis jetzt ungedruckt sind, so müssen die Worte des Textes selbst angeführt werden. Die Beobachtung dieser Regel ist meines Erachtens von jedem zu fodern, der aus ungedruckten Indischen Büchern irgend etwas beweisen will.

Die Lesung von Wilfords Schriften verursacht ein peinliches Gefühl, als ob man den Fuß auf einen wankenden Boden setzte. Die sparsam darin ausgestreuten Körnchen wissenschaftlicher Kenntniß kann man nur ausscheiden, wenn man schon mehr weiß als der Verfasser, und zugleich Gelegenheit hat, seine Behauptungen durch Zurückführung auf die Quellen zu prüfen. Ungern habe ich dabei verweilt, um nützliche wiewohl unangenehme Wahrheiten in Erinnerung zu bringen; und ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß seine Manier, die Alterthümer zu behandeln weder in Asien noch in Europa irgend einen Nachahmer finden möge.

Die alte Geographie Indiens kann nur durch eine umfassende, methodische, gründliche, kritische Arbeit aufgeklärt werden, wovon auch nur die allgemeinsten Umrisse zu entwerfen mich hier zu weit führen würde.

* * *

Seit einigen Jahren hat auch die litterarische Societät in Bombay angefangen, ihre Verhandlungen, und zwar in England, drucken zu lassen; vor kurzem ist bereits der dritte Band erschienen. Ich verspare es auf eine andere Gelegenheit, meine Leser von den Aufsätzen, welche in mein Fach einschlagen, zu unterhalten.

Zu den erfreulichsten und vielversprechendsten Ereignissen gehört die Stiftung zwei Asiatischer Gesellschaften in Europa, wovon die eine ihren Sitz in Paris, die andre in London hat. Freie und uneigennützige Vereine zwischen der Gelehrsamkeit und der Wißbegierde sind Anstalten, welche der geistigen Mündigkeit unsers Zeitalters Ehre machen; wenn die um einen dauerhaften und feststehenden Mittelpunkt versammelten Kräfte und Mittel gehörig verwendet werden, wenn die leitenden Mitglieder der Thätigkeit der Gelehrten eine zweckmäßige Richtung, der Theilnahme des Publicums belebende Anregungen zu geben wissen, so lassen sich die ersprießlichsten Wirkungen hoffen: und wie könnte man jene Voraussetzungen bezweifeln, wo Männer wie Silvestre de Sacy und Colebrooke den Vorsitz führen, wo ihnen in dem engeren Ausschusse, welcher beauftragt ist, sich über die

Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathen, und die Bedürfnisse der Wissenschaft in Erwägung zu ziehen, die ausgezeichnetsten Gelehrten zugeordnet sind; und wo so viele erlauchte Namen in dem Verzeichnisse der Begünstiger und Theilnehmer die Vorstellung eines wohlwollenden Strebens und vielseitiger Geistesbildung erwecken? In beiden Hauptstädten Europa's, wo diese Gesellschaften ihren Sitz haben, giebt es grosse Vorräthe Orientalischer Handschriften: Vorräthe, deren Benutzung in vielen Menschenaltern nicht erschöpft werden kann, ja deren genaue Durchforschung und vorläufige Bekanntmachung durch gedruckte Verzeichnisse schon eine beträchtliche und nur von mehreren Gelehrten gemeinschaftlich zu leistende Arbeit ist. In einigen Fächern sind die Londoner Bibliotheken, in andern die Pariser reichlicher ausgestattet. In Paris giebt es viele Lehrstühle der Asiatischen Sprachen, nicht nur des Arabischen, Persischen, Türkischen, sondern auch des Sanskrit, des Chinesischen und Tartarischen; die letztgenannte Professur ist, so viel ich weiss, die einzige ihrer Art in Europa. Dergleichen Lehrstühle giebt es in London nicht; in Oxford und Cambridge beschränkt man sich auf dasjenige, was ehemals den ganzen Umfang der Orientalischen Studien ausmachte, und diese alten Stiftungen sind nicht darauf berechnet, mit den Erweiterungen der Gelehrsamkeit und dem raschen Gange des Zeitalters gleichen Schritt zu halten. Die neu errichteten Lehrstühle in Haylebury sind nur auf den nächsten praktischen Zweck gerichtet, ausschliessend für die Bildung künftiger Beamten in Indien bestimmt, sonst weder Einheimischen noch Frem-

den zugänglich. Zur Erlernung der Asiatischen Sprachen bietet also Paris weit mehr Mittel dar. Indessen ist auch London ein Sammelplatz thätiger und mittheilender, wiewohl nicht lehrender Gelehrten. Was der dort gestifteten Gesellschaft einen eigenthümlichen Vorzug giebt, ist der Umstand, daß so viele Mitglieder derselben lange in verschiedenen Ländern Asiens gelebt und während ihrer administrativen, diplomatischen oder militärischen Laufbahn mannigfaltige Erfahrungs-Kenntnisse eingesammelt, reichen Stoff für die öffentliche Mittheilung zurückgebracht haben, zu dessen Verarbeitung sie, wie Hr. Colebrooke in seiner Antrittsrede bemerkt, nach der Rückkehr ins Vaterland freiere Muße finden. Es läßt sich also annehmen, daß die Leistungen der einen Gesellschaft die der andern ergänzen werden, und beiden zusammen mag es wohl gelingen, ganz Asien encyclopädisch zu umfassen.

Die Gesellschaft in Paris wurde am 1ten April 1822 eröffnet, und hat keine Zeit verlohren, um sich mit dem Publicum in Berührung zu setzen. Die monatliche Zeitschrift, welche sie unter dem Titel Journal Asiatique herausgiebt, ist eine sehr nützliche Anstalt, deren Fortdauer durch den allgemeinen Beifall gesichert zu seyn scheint. Original-Aufsätze wechseln mit Auszügen aus Asiatischen Schriften, mit Uebersetzungen kleinerer Stücke, mit Beurtheilungen kürzlich erschienener Bücher; und, was besonders erwünscht ist, jedem Hefte werden die litterarischen Neuigkeiten des Faches beigefügt, wovon der Vorstand der Gesellschaft durch eine ausgebreitete Correspondenz frühzeitig unterrichtet wird. Es ist zugleich für Un-

terhaltung und Belehrung gesorgt; und wir müssen oft das eigenthümlich Französische Talent bewundern, von Gegenständen, wobei man nur allzuleicht in Schwerfälligkeit und Trockenheit verfällt, aufgeklärten, aber nicht eigentlich gelehrten Lesern mit leichter Klarheit einen Vorgeschmack zu geben. Außer den monatlichen Heften hat die Gesellschaft einen Bericht über ihre Stiftung und über die erste Jahressitzung herausgegeben, welche ein erlauchter Freund und Beschützer aller edleren Geistesbildung, der Herzog von Orleans, in Person eröffnete. Die beiden darin enthaltenen Reden von Silvestre de Sacy sichern diesen Berichten einen Platz in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit. Die Zwecke der Gesellschaft sind in der ersten Ankündigung von einer Meisterhand entworfen; der Jahresbericht von dem thätigen Secretär der Gesellschaft, Hrn. Abel Remusat, ist eben so befriedigend als geistreich abgefaßt. Die Gesellschaft hat, ungemein verdienstlich, die Kosten für den Druck einiger Elementarbücher bewilligt, und ist darauf bedacht, durch Anschaffung typographischer Mittel die Herausgabe anderer möglich zu machen.

Die Asiatische Gesellschaft für Großbritannien und Irland hielt ihre erste Sitzung am 19ten März des verflossenen Jahres, und hat bis jetzt nur einen Bericht von dieser Sitzung, das Verzeichniß ihrer Beamten und Mitglieder und ihre Statuten drucken lassen. Deutschen Gelehrten wird es erfreulich seyn zu erfahren, daß unser in London einheimisch gewordener Landsmann, Dr. Nöhden, das Amt des Secretärs übernommen, indem jeder, der sich

in gelehrten Angelegenheiten an die Gesellschaft wenden will, von seinem wohlwollenden Eifer die bereitwilligste Erwiederung hoffen darf. Die Rede, wodurch ihr Stifter und Director, Hr. Colebrooke, sie eröffnete, enthält auf wenigen Blättern reichhaltigen Stoff zum Nachdenken: jedes Wort ist reiflich durchdacht und sorgfältig abgewogen, und will auch eben so erwägt seyn. Die Gesellschaft hat nicht die Absicht eine Zeitschrift, sondern Bände von Abhandlungen herauszugeben, so oft hinreichender Vorrath vorhanden seyn wird. Allen Freunden ernsterer Wissenschaft muß die Nachricht willkommen seyn, daß wir gleich in den ersten Bänden eine Reihe von Abhandlungen über die verschiedenen Systeme der Indischen Philosophie von dem eben genannten tiefen Denker zu erwarten haben.

Der wissenschaftliche Kreis, auf welchen beide Gesellschaften ihre Thätigkeit ausdehnen, reicht weit über meine Kenntnisse und Mittel hinaus. Aber es wird vergönnt seyn, ihnen in der Folge in Bezug auf meine besondere Provinz Fragen, Bedürfnisse und Wünsche vorzutragen; und durch freimüthige Aeußerungen über das, was sie dem Publicum mitgetheilt haben und ferner mittheilen werden, sind wir gewiß, in den Sinn ihrer Stiftung und Verfassung einzugehen.

* * *

Ich kann die obige Uebersicht nicht schliessen, ohne zu erinnern, daß ich keine Ansprüche auf Vollständigkeit

als siebenhundert Seiten (so viel Raum nehmen Wilfords Schriften in der Londoner Ausgabe der Asiatischen Untersuchungen ein) voll apokryphischer Angaben! Welch ein Arsenal für den Irrthum! Dieß war mein Beweggrund, eben sowohl wie beim Ezour-Vedam, den ganzen Vorfall der Wahrheit gemäß dem gelehrten Publicum wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Der vorliegende Aufsatz handelt von der alten Geographie der Gangetischen Provinzen. Hier hätte der Vf. rein historisch zu Werke gehen können. Ein paar Beispiele werden hinreichend seyn, um zu zeigen, daß er seiner Manier in Absicht auf conjecturale Etymologie und Hinüberdeutung aus einer Mythologie in die andre nach zufälligen und oberflächlichen Aehnlichkeiten standhaft treu geblieben ist. Eine Erörterung über die Lage der berühmten Hauptstadt Palibothra stand hier zu erwarten: cui non dictus Hylas? Wilford belehrt uns, es habe zwei unmittelbar, wie London und Westminster, an einander gränzende Städte gegeben: Pât'aliputra und Pâlibhat't'a, und die Griechische Schreibung Παλίβοθρα sey aus dem letzten, nicht aus dem ersten Namen entstanden. Woher weiß er dieses so genau? Etwa aus einem Griechischen Zeugnisse? oder aus einem beglaubigt alten Indischen Buche? Nicht doch! Aus einem vor anderthalb Jahrhunderten verfaßten geographischen Tractat. Pataliputra wird gleich zu Anfange des Hitopadesa genannt *), wo ich nicht irre, auch im Panchatantra; an Palibhatta werden wir nicht glauben, bis man uns den Namen in einem eben so alten Buche

*) Hitop. ed. Lond. pag. 2, lin. 5.

nachweist. Die Verfälschung von पाटलिपुत्र Pât'aliputra in Παλίβοθρα läßt sich gar wohl begeifen: das erste t ist ja das cerebrale, welches einen dumpfen Laut hat, und den Griechen unaussprechbar seyn mußte, und so wurde es nebst seinem kurzen Vocal herausgeworfen.

Parasu-Ramas soll, nach der Fabel, auf Befehl seines Vaters, seiner sündigen Mutter das Haupt abgeschlagen haben. This is obviously, sagt Wilford pag. 426, the legend of Perseus and the Gorgons head. Ohne Zweifel, wiewohl er es nicht ausdrücklich sagt, soll auch in paras'u oder pars'u (परशु, पर्शु) der Griechische Name stecken. Das Wort bedeutet ein Beil, Wilford übersetzt es aber immer Säbel, um leise auf die ἅρπη des Perseus einzulenken. Was in aller Welt haben die Mythen vom Perseus mit dem Parasu-Ramas zu schaffen, der, eine Verkörperung des Vishnus, aus dem Priesterstamme erzeugt, dennoch ein streitbarer Held war, und eigentlich in die Welt gesandt wurde, um den Uebermuth des Kriegerstammes zu bändigen? Uebrigens hieß er ja nicht Parasu, sondern Râmas; und jenes Beiwort wird nur vorangesetzt, (Ramas mit dem Beil) um ihn von dem berühmteren Ramas, der Pfeil und Bogen führte, zu unterscheiden. Schwerlich wird er in der alten Poesie so genannt: im Ramayana, wo er dem jüngeren gleichnamigen Helden, Unglück vorbedeutend, erscheint, heißt er nur Ramas, der Sohn des Jamadagnis *).

Ramas, nämlich der zweite dieses Namens, der Held des Ramayana, volksmäßig auch Ramachandras ge-

*) Ramay. Book I, Sect. LXI, sl. 26.

nannt, soll nach Wilford von der jenseitigen Halbinsel aus, im Lande der Barmanen, nach Sumatra hin seine erste Brücke geschlagen haben, von welcher die Andaman- und Nicobar-Inseln für Trümmer gelten sollen. Nach der ächten Sage zog Ramas zu Lande bis an die Spitze der diesseitigen Halbinsel; um nach Lanka (Ceylon) hinüber zu gelangen, wo der Tyrann Ravanas seine entführte Gattin gefangen hielt, schlug er mit Hülfe seiner übernatürlichen Bundesgenossen eine Brücke über den Ocean, gerade wo die Meerenge am schmalsten ist, wo sich von beiden Seiten die Inseln Ramisseram und Manar vorstrekken und zwischen den Klippen, welche das Meer anfüllen, nur ein schmales Fahrwasser übrig bleibt. Hier konnte eine kühne Einbildungskraft wohl die Ruinen einer riesenhaften Brücke erblicken; die Dichtung ist nur wunderbar: jene andre wäre abgeschmackt und widersinnig. Denn Ramas hätte seine Wunderbrücke geschlagen, wo er bequem zu Lande durch Malacca fortziehen konnte; nach Sumatra hin, wo er nichts zu suchen hatte, und welches durch ein unermeßliches Meer von dem Ziele seiner Unternehmung getrennt liegt. Aus welchem apokryphischen Buche, oder aus der verfälschten Ueberlieferung welches Volkes hat nur Wilford diese schönen Herrlichkeiten aufgehascht? Hierüber sagt er uns kein Wort.

Um die Griechischen Bezeichnungen Indischer Oerter aus dem Sanskrit zu deuten, erlaubt er sich die wunderlichsten Verdrehungen; er nimmt seine Zuflucht zu den Verfälschungen der heutigen Volksmundarten, ja sogar zu dem vorgesetzten Arabischen Artikel. Aus Magadha (Süd-Bahar) sollen die Araber Al-Mogd, El-Maied

gemacht haben; hieraus sey die Elymaïs der Peutingerischen Tafeln entstanden.

Alfana vient d'*equus* sans doute,
Mais il faut avouer aussi,
Qu'en venant de là jusqu'ici,
Il a bien changé sur la route.

Ein solches Verfahren ist durchaus unstatthaft. Die Volksmundarten sind neueren Ursprungs: sie waren zur Zeit des Megasthenes oder selbst des Ptolemäus zuverlässig noch nicht so abweichend; und von den Arabern mochten die Griechen, vor dem Zeitalter der Mahomedanischen Eroberungen, höchstens die Namen einiger Seehäfen, schwerlich aber inländischer Oerter überkommen. In vielen Orts- und Personen-Namen, welche uns die Griechischen Berichterstatter über Indien aufbewahrt haben, erkennen wir ganz unzweideutig reines Sanskrit. (Vgl. Ind. Bibl. B. I. S. 247 u. f.) Von den übrigen muß dasselbe im allgemeinen vorausgesetzt werden. Wir müssen vor allen Dingen auszumitteln suchen, welche geographischen Gegenstände der Grieche bezeichnen wollte, dann die einheimischen Namen dafür in den ältesten Schriften aufsuchen. Wenn beides nicht zusammenstimmt, so dürfen wir keine etymologischen Gewaltsamkeiten ausüben, sondern wir sollen eingestehn, daß uns hier etwas verborgen bleibt. So viel kann man zugeben, daß die Griechen, wenn sie etwas vorfanden, das den Wortbildungen ihrer Sprache ähnelte, geflissentlich nachhalfen. Dieß leidet besonders eine Anwendung auf die Namen, welche bei den Feldzügen Alexanders vorkommen.

Zu allen übrigen Mängeln des Aufsatzes kommt nun noch die nachläßige Weise zu citiren. Die Stellen der classischen Auctoren, auf die sich der Verfasser so unbestimmt bezieht, lassen sich allenfalls aufsuchen; wenn man sich die Mühe geben will. Was soll man aber damit machen, wenn er sagt, so oder so komme es in den Purana's vor? Es giebt deren nicht weniger als achtzehn, jedes dieser Gedichte besteht aus vielen tausend Versen. Man könnte eben so leicht eine verlorne Perle im Ocean auffinden, als ein so angeführtes Zeugniß. Der besondere Name, Buch, Capitel und Verszahl, endlich die Handschrift, woraus der Verfasser geschöpft, sollten genau angegeben seyn. Dieß alles reicht noch nicht hin: da diese Schriften sämtlich bis jetzt ungedruckt sind, so müssen die Worte des Textes selbst angeführt werden. Die Beobachtung dieser Regel ist meines Erachtens von jedem zu fodern, der aus ungedruckten Indischen Büchern irgend etwas beweisen will.

Die Lesung von Wilfords Schriften verursacht ein peinliches Gefühl, als ob man den Fuß auf einen wankenden Boden setzte. Die sparsam darin ausgestreuten Körnchen wissenschaftlicher Kenntniß kann man nur ausscheiden, wenn man schon mehr weiß als der Verfasser, und zugleich Gelegenheit hat, seine Behauptungen durch Zurückführung auf die Quellen zu prüfen. Ungern habe ich dabei verweilt, um nützliche wiewohl unangenehme Wahrheiten in Erinnerung zu bringen; und ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß seine Manier, die Alterthümer zu behandeln weder in Asien noch in Europa irgend einen Nachahmer finden möge.

Die alte Geographie Indiens kann nur durch eine umfassende, methodische, gründliche, kritische Arbeit aufgeklärt werden, wovon auch nur die allgemeinsten Umrisse zu entwerfen mich hier zu weit führen würde.



Seit einigen Jahren hat auch die litterarische Societät in Bombay angefangen, ihre Verhandlungen, und zwar in England, drucken zu lassen; vor kurzem ist bereits der dritte Band erschienen. Ich verspare es auf eine andere Gelegenheit, meine Leser von den Aufsätzen, welche in mein Fach einschlagen, zu unterhalten.

Zu den erfreulichsten und vielversprechendsten Ereignissen gehört die Stiftung zwei Asiatischer Gesellschaften in Europa, wovon die eine ihren Sitz in Paris, die andre in London hat. Freie und uneigennützige Vereine zwischen der Gelehrsamkeit und der Wißbegierde sind Anstalten, welche der geistigen Mündigkeit unsers Zeitalters Ehre machen; wenn die um einen dauerhaften und feststehenden Mittelpunkt versammelten Kräfte und Mittel gehörig verwendet werden, wenn die leitenden Mitglieder der Thätigkeit der Gelehrten eine zweckmäßige Richtung, der Theilnahme des Publicums belebende Anregungen zu geben wissen, so lassen sich die ersprießlichsten Wirkungen hoffen: und wie könnte man jene Voraussetzungen bezweifeln, wo Männer wie Silvestre de Sacy und Colebrooke den Vorsitz führen, wo ihnen in dem engeren Ausschusse, welcher beauftragt ist, sich über die

Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathen, und die Bedürfnisse der Wissenschaft in Erwägung zu ziehen, die ausgezeichnetsten Gelehrten zugeordnet sind; und wo so viele erlauchte Namen in dem Verzeichnisse der Begünstiger und Theilnehmer die Vorstellung eines wohlwollenden Strebens und vielseitiger Geistesbildung erwecken? In beiden Hauptstädten Europa's, wo diese Gesellschaften ihren Sitz haben, giebt es große Vorräthe Orientalischer Handschriften: Vorräthe, deren Benutzung in vielen Menschenaltern nicht erschöpft werden kann, ja deren genaue Durchforschung und vorläufige Bekanntmachung durch gedruckte Verzeichnisse schon eine beträchtliche und nur von mehreren Gelehrten gemeinschaftlich zu leistende Arbeit ist. In einigen Fächern sind die Londoner Bibliotheken, in andern die Pariser reichlicher ausgestattet. In Paris giebt es viele Lehrstühle der Asiatischen Sprachen, nicht nur des Arabischen, Persischen, Türkischen, sondern auch des Sanskrit, des Chinesischen und Tartarischen; die letztgenannte Professur ist, so viel ich weiß, die einzige ihrer Art in Europa. Dergleichen Lehrstühle giebt es in London nicht; in Oxford und Cambridge beschränkt man sich auf dasjenige, was ehemals den ganzen Umfang der Orientalischen Studien ausmachte, und diese alten Stiftungen sind nicht darauf berechnet, mit den Erweiterungen der Gelehrsamkeit und dem raschen Gange des Zeitalters gleichen Schritt zu halten. Die neu errichteten Lehrstühle in Hayleybury sind nur auf den nächsten praktischen Zweck gerichtet, ausschließend für die Bildung künftiger Beamten in Indien bestimmt, sonst weder Einheimischen noch Frem-

den zugänglich. Zur Erlernung der Asiatischen Sprachen bietet also Paris weit mehr Mittel dar. Indessen ist auch London ein Sammelplatz thätiger und mittheilender, wiewohl nicht lehrender Gelehrten. Was der dort gestifteten Gesellschaft einen eigenthümlichen Vorzug giebt, ist der Umstand, daß so viele Mitglieder derselben lange in verschiedenen Ländern Asiens gelebt und während ihrer administrativen, diplomatischen oder militärischen Laufbahn mannigfaltige Erfahrungs-Kenntnisse eingesammelt, reichen Stoff für die öffentliche Mittheilung zurückgebracht haben, zu dessen Verarbeitung sie, wie Hr. Colebrooke in seiner Antrittsrede bemerkt, nach der Rückkehr ins Vaterland freiere Muße finden. Es läßt sich also annehmen, daß die Leistungen der einen Gesellschaft die der andern ergänzen werden, und beiden zusammen mag es wohl gelingen, ganz Asien encyclopädisch zu umfassen.

Die Gesellschaft in Paris wurde am 1ten April 1822 eröffnet, und hat keine Zeit verlohren, um sich mit dem Publicum in Berührung zu setzen. Die monatliche Zeitschrift, welche sie unter dem Titel Journal Asiatique herausgiebt, ist eine sehr nützliche Anstalt, deren Fortdauer durch den allgemeinen Beifall gesichert zu seyn scheint. Original-Aufsätze wechseln mit Auszügen aus Asiatischen Schriften, mit Uebersetzungen kleinerer Stücke, mit Beurtheilungen kürzlich erschienener Bücher; und, was besonders erwünscht ist, jedem Hefte werden die litterarischen Neuigkeiten des Faches beigefügt, wovon der Vorstand der Gesellschaft durch eine ausgebreitete Correspondenz frühzeitig unterrichtet wird. Es ist zugleich für Un-

terhaltung und Belehrung gesorgt; und wir müssen oft das eigenthümlich Französische Talent bewundern, von Gegenständen, wobei man nur allzuleicht in Schwerfälligkeit und Trockenheit verfällt, aufgeklärten, aber nicht eigentlich gelehrten Lesern mit leichter Klarheit einen Vorgeschmack zu geben. Außer den monatlichen Heften hat die Gesellschaft einen Bericht über ihre Stiftung und über die erste Jahressitzung herausgegeben, welche ein erlauchter Freund und Beschützer aller edleren Geistesbildung, der Herzog von Orleans, in Person eröffnete. Die beiden darin enthaltenen Reden von Silvestre de Sacy sichern diesen Berichten einen Platz in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit. Die Zwecke der Gesellschaft sind in der ersten Ankündigung von einer Meisterhand entworfen; der Jahresbericht von dem thätigen Secretär der Gesellschaft, Hrn. Abel Remusat, ist eben so befriedigend als geistreich abgefaßt. Die Gesellschaft hat, ungemein verdienstlich, die Kosten für den Druck einiger Elementarbücher bewilligt, und ist darauf bedacht, durch Anschaffung typographischer Mittel die Herausgabe anderer möglich zu machen.

Die Asiatische Gesellschaft für Großbritannien und Irland hielt ihre erste Sitzung am 19ten März des verflossenen Jahres, und hat bis jetzt nur einen Bericht von dieser Sitzung, das Verzeichniß ihrer Beamten und Mitglieder und ihre Statuten drucken lassen. Deutschen Gelehrten wird es erfreulich seyn zu erfahren, daß unser in London einheimisch gewordener Landsmann, Dr. Röhden, das Amt des Secretärs übernommen, indem jeder, der sich

in gelehrten Angelegenheiten an die Gesellschaft wenden will, von seinem wohlwollenden Eifer die bereitwilligste Erwiederung hoffen darf. Die Rede, wodurch ihr Stifter und Director, Hr. Colebrooke, sie eröffnete, enthält auf wenigen Blättern reichhaltigen Stoff zum Nachdenken: jedes Wort ist reiflich durchdacht und sorgfältig abgewogen, und will auch eben so erwägt seyn. Die Gesellschaft hat nicht die Absicht eine Zeitschrift, sondern Bände von Abhandlungen herauszugeben, so oft hinreichender Vorrath vorhanden seyn wird. Allen Freunden ernsterer Wissenschaft muß die Nachricht willkommen seyn, daß wir gleich in den ersten Bänden eine Reihe von Abhandlungen über die verschiedenen Systeme der Indischen Philosophie von dem eben genannten tiefen Denker zu erwarten haben.

Der wissenschaftliche Kreis, auf welchen beide Gesellschaften ihre Thätigkeit ausdehnen, reicht weit über meine Kenntnisse und Mittel hinaus. Aber es wird vergönnt seyn, ihnen in der Folge in Bezug auf meine besondere Provinz Fragen, Bedürfnisse und Wünsche vorzutragen; und durch freimüthige Aeußerungen über das, was sie dem Publicum mitgetheilt haben und ferner mittheilen werden, sind wir gewiß, in den Sinn ihrer Stiftung und Verfassung einzugehen.

* * *

Ich kann die obige Uebersicht nicht schließen, ohne zu erinnern, daß ich keine Ansprüche auf Vollständigkeit

mache. Es könnte mir leicht eins oder das andre entgangen seyn; und ich habe mich geflissentlich auf das beschränkt, was mir die Grundlage alles übrigen zu seyn scheint: Grammatik, Auslegungskunst und philologische Kritik. Ueber manches in der vergleichenden Sprachkunde geleistete behalte ich mir vor, künftig meine Ansichten darzulegen.

II.

Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa त्वा und य gebildeten Verbalformen.

Von

Hrn. Staatsminister Freihern von Humboldt.

Fortsetzung.

§. 7.

Hier aber sey es mir erlaubt, erst in eine genaue Erörterung des Begriffs des Gerundium einzugehen, der mir, wie er in den bisherigen Theorien der allgemeinen Grammatik aufgestellt ist, noch einer schärferen Bestimmung zu bedürfen scheint.

Daß das Gerundium zum Infinitivus gehört, daß aber weder jenes, noch dieses unter die Modi zu zählen sind, *) glaube ich voraussetzen, und mich nur dabei

*) Die alten Griechischen und Römischen Grammatiker thun dies demungeachtet, insofern sie nicht den Infinitivus ganz vom Verbum trennen. (PUTSCHII Auct. Gramm. Lat. 2758.) Ihre Erklärung der modi ist zwar weiter und unbestimmter, als sie seyn sollte; denn modi sind ihnen (*Priscianus* bei PUTSCH. 819) diversae inclinationes animi varios

aufhalten zu dürfen, daß die Gränze zwischen diesen beiden Formen, meines Erachtens, nicht richtig gezogen, und dadurch vorzüglich die wahre Natur des Infinitivs verkannt wird.

Nach den gewöhnlichen Begriffen kommt der Infinitiv einem Nomen gleich, und die Gerundien entstehen durch die Declination dieses Verbalsubstantivs **)

eius affectus demonstrantes, (l. c. p. 820) quas varia consequitur declinatio verbi. Allein auch hiernach hätten sie den Infinitivus ausschließen sollen. Apollonius nennt zwar auch den Infinitiv eine ἔγκλισις. (De synt. 3, 13.) Allein er erkannte recht gut, daß er eigentlich nur den allgemeinsten Begriff mit den übrigen modi gemein hat, indem er nicht die ψυχικὴν διάθεσιν besitzt, die den modi eigen ist; und wenn man die ganze Theorie dieses Grammatikers zusammennimmt, so findet man in derselben vollkommen richtig den Infinitiv mit dem Participium (als die Grundlage des Verbum) zusammen, und beide den modi und Personen entgegengestellt. Noch deutlicher aber fällt es freilich in die Augen, daß der Infinitiv kein modus ist, wenn man (Bernhardi's Anfangsgründe der Sprachwissenschaft §. 52. N. 8.) die modi als die Bezeichnung der Arten des Seyns im Verbum im Verhältniß auf ein darstellendes Subject ansieht. Sie können alsdann nur dem Verbum finitum angehören. Bloß insofern das Gerundium (wovon weiter unten) bisweilen Nothwendigkeit anzeigt, könnte es, wenn es sich durch Zahl und Person conjugiren ließe, zu den modi gerechnet werden. Hermann schließt den Infinitivus gleichfalls (De emendanda rat. Graec. Gramm. p. 173. 204) von den modi aus.

**) Nota autem, quod vim nominis rei ipsius habet verbum

Beides ist unläugbar wahr, allein die Eigenschaft, in welcher der Infinitiv ein Nomen genannt werden kann, scheint mir nur eine abgeleitete; man muß hiervon den Zustand unterscheiden, in welchem er sich in der Abhängigkeit von einem andern Redetheil, einem Verbum oder Nomen, befindet, und die Erklärung desselben so stellen, daß sich diese beiden Zustände daraus herleiten lassen.

Diejenigen, welche den Infinitiv überall für kein Nomen halten, werden zwar auch seinen Zustand der Abhängigkeit aus dieser Voraussetzung erklären, und die Unterscheidung dieser beiden Zustände mithin überflüssig

finitum, (muß heißen infinitum) unde quidam nomen verbi hoc esse dicebant. Dico enim bonum est legere, ut si dicam, bona est lectio. (*Priscianus* bei PUTSCH. 808.) Infinitivorum vis in nomen rei resolvitur. (l. c. 811) Significat autem infinitum ipsam rem quam continet verbum. (l. c. 1130.) Supina vel participialia, cum nec personas discernant, et temporibus careant, sine quibus verbum esse non potest, et *Casus* assumant, et praepositionibus separatis adiungantur, sine dubio mihi nomina esse videntur, quae tamen loco infinitorum ponuntur tam activorum, quam passivorum (l. c. 822.) Apollonius nennt zwar den Infinitiv ὄνομα ῥήματος (de synt. I. 8.) und (*de adverbiis*) πᾶν ἀπαρέμφατόν ἐστιν ὄνομα πράγματος. Allein er nimmt dies nicht in dem Sinn, den wir mit dem Nomen verbinden, der Infinitiv ist ihm beinahe das eigentliche Verbum selbst. I. 4. rechnet er ihn geradezu zu den Verben. S. Bernhardi l. c. §. 47. m. 1. 8. Hermann trennt den Infinitivus vom Nomen. (l. c. p. 174.).

finden; sie werden den Infinitiv, zu einem Verbum activum gefügt, einem Accusativus, zu einem Substantivum, einem Genitivus u. s. w. gleich stellen, und dies durch den Gebrauch der Lateinischen Gerundien und Supina in diesen Fällen unterstützen. Allein meinem Gefühle, und ich glaube, dem Gefühle eines jeden, der irgend darauf achten will, widerstrebt es, den mit einem Verbum verknüpften Infinitivus auch nur entfernt als ein Nomen anzusehen, und den Unterschied zu verkennen, der zwischen den Redensarten: ich habe Lust zu essen, er befahl zu plündern, und: ich habe Lust zum Essen, er befahl das Plündern, unleugbar liegt. Der reine Infinitivus, abhängig von einem andern Redetheil, vorzüglich einem Verbum, ist so enge mit dem letzteren verbunden, daß beide gleichsam nur Einen Begriff ausmachen. Ein von einem Verbum regiertes Nomen ist dagegen vollkommen in der Vorstellung von demselben geschieden. Daß dieser Unterschied nicht auf eine Spitzfindigkeit hinausläuft, sondern wirklich gegründet ist, erhellet daraus: daß in Sprachen, welche Mittel besitzen, den Infinitivus als ein Nomen darzustellen, dies sogleich geschieht, als ein Grund vorhanden ist, den engen Zusammenhang zwischen dem regierenden Verbum und dem Infinitivus aufzuheben. Ein solcher Grund kann in diesem Verbum liegen. Denn da der Begriff desselben in solchen Phrasen allemal unvollständig ist, indem der Infinitiv ihn erst ergänzen soll, *) so eilt, wo der

*) Im Deutschen und einigen verwandten Sprachen wird hier noch einmal, und noch feiner unterschieden, da auch der reine Infinitivus bisweilen mit der ihm eigen-

reine Infinitiv steht, der Nachdruck der Rede über das regierende Verbum hinweg, und heftet sich erst dann auf denselben, wenn der Infinitivus, als Nomen, Selbständigkeit gewinnt. So bei Sophokles. Oed. Col. v. 441 — 443.

οἱ δ' ἐπωφελεῖν,
οἱ τοῦ πατρὸς, τῷ πατρὶ δ υ ν ά μ ε ν ο ι, τὸ δρᾶν
οὐκ ἠ θ έ λ η σ α ν.

— »die, könnend wohl
Beistehn dem Vater, des Vaters Söhne, wollten nicht
Das Handeln.« —

und Ajax. V. 1142 — 1145.

ἤδη ποτ' εἶδον ἄνδρ' ἐγὼ γλώσσῃ θρασὺν,
ναύτας ἐ φ ο ρ μ ή σ α ν τ α χειμῶνος τὸ πλεῖν,
ᾧ φθέγμ' ἂν οὐκ ἂν εὗρες, ἡνίκ' ἐν κακῷ
χειμῶνος εἴχετ' —

»Schon sonst ich Männer sahe, mit der Zunge kühn,
In Winterszeit zum Segeln m a h n e n d Schiffer an,
Bei denen keinen L a u t du fändest, wenn die Noth
Des Winters je sie faßte« —

In diesen beiden Stellen ist das W o l l e n dem K ö n n e n, das laute A n m a h n e n dem V e r s t u m m e n entgegengesetzt, und in beiden der Infinitiv in ein Nomen verwandelt, um den gewichtig gewordenen Verben nichts an ihrem vollen Nachdruck zu nehmen. Der Tren-

thümlichen Partikel (ich eile zu essen) bisweilen ohne dieselbe (ich will essen) steht. Dies rührt aber nur daher, daß die Unvollständigkeit der regierenden Verba Grade zuläßt, und jene, der Partikel nicht bedürfende Verba gleichsam nur als Hülfsverba gelten.

nungsgrund kann aber auch in dem Begriff des Infinitivus selbst liegen. So bei Xenophon. MEMORAB. III. 6, 6.

οὐκοῦν, ἔφη, τὸ μὲν πλουσιωτέραν τὴν πόλιν ποιεῖν ἀναβαλούμεθα. πῶς γὰρ οἷόν τε, μὴ εἰδότα γε τὰ ἀναλώματα καὶ τὰς προσόδους, ἐπιμεληθῆναι τούτων;

»Also, sagte er, das die Stadt reicher zu machen, wollen wir aufschieben. Denn wie wäre es möglich, ohne die Ausgaben und Einkünfte zu kennen, dafür zu sorgen?«

Hier wird aus mehreren Gegenständen der Berathung einer, von dem schon vorher gesprochen worden war, herausgehoben, und deshalb der Infinitiv, der sich sonst allein an das regierende Verbum angeschlossen hätte, als Bezeichnung einer besonders bemerklich gemachten Sache, auf die man sich wieder bezieht, durch den Artikel in ein Nomen verwandelt. *) Man könnte hiegegen

*) Vergleicht man auch die übrigen in Matthiae's Grammatik §. 541. 542. gesammelten Stellen dieser Art, so finden sich auch bei ihnen Verschiedenheiten der Bedeutung. Ich möchte überhaupt bezweifeln, daß die Hinzufügung des Artikels in Wortstellungen dieser Art, wo der Infinitivus natürlicher ohne ihn steht, jemals ganz gleichgültig seyn dürfte. In den für diese Behauptung von Matthiae angeführten Stellen ist der Unterschied sehr in die Augen fallend, da in den beiden ohne Artikel der Sinn nur der ist, (§. 541.) daß die Handlung des Infinitivs, wie das regierende Verbum andeutet, noch nicht, oder später geschieht; in den bei-

zwar einwenden, daß der reine Infinitiv dem ohne Artikel unbestimmt stehenden Nomen gleich komme; allein ungerechnet, daß der bloße Infinitiv durchaus nichts an sich trägt, was ihn zum Nomen stempelt, dürfte dann in den beiden Stellen des Sophokles der Artikel nicht stehn, da in ihnen der Nachdruck nicht auf dem Begriff des Infinitivs, sondern des regierenden Verbum liegt. *) Man kann sich eben so wenig mit der

den mit dem Artikel aber diese Handlung herausgehoben, und andern entgegengesetzt wird. In andern Stellen dürften jedoch die Nuancen weniger bemerkbar seyn. Apollonius sagt zwar (*De synt.* I. 8.) ganz allgemein, daß die Infinitive mit und ohne Artikel stehen können, und führt als Beispiel an: τὸ φιλοσοφεῖν βούλομαι, ἤπερ τὸ πλουτεῖν. Ob aber nicht hierbei ein Unterschied in der Bedeutung sey, darauf kam es ihm in dieser Stelle nicht an. Gerade in seinem Beispiel, wo die Infinitive einander entgegengesetzt werden, war die Hinzufügung der Artikel keineswegs bedeutungslos.

*) Daß der Artikel beim Infinitiv gar nicht immer, als bestimmter, angesehen werden darf, beweist vorzüglich gut eine Stelle, auf die ich durch die Güte des Hrn. Prof. Becker aufmerksam gemacht worden bin. Bei Plato (de republ. l. 4. ed Bip p. 374) heißt es: ὅτι αὐτὸ τῶν ἐν αὐτῷ ἕκαστον τὰ αὑτοῦ πράττει ἀρχῆς τε πέρι καὶ τοῦ ἄρχεσθαι. Hätte das τοῦ hier die Kraft des bestimmten Artikels, und zeigte es nicht bloß die Verwandlung des Infinitivs in ein Nomen (eigentlich Gerundium) an, so würde es auch τῆς τε ἀρχης u. s. w. heißen. So aber ist es hier nicht für den Sinn der Stelle nothwendig, sondern nur wegen der grammatischen Verbindung des Infinitivs mit der Präposition.

eigenthümlichen Natur des Verbal-Substantivs durchhelfen; denn auch dies muß doch unter den allgemeinen Begriff des Substantivs fallen, welcher, meinem Gefühl nach, dem reinen Infinitiv ganz fremd ist.

Wenn aber der Infinitiv in seinem Gebrauch nicht als ein Nomen erklärt werden kann, so muß man ihn auf andre Weise definiren und herleiten. Dies kann entweder aus dem Begriff des Verbum finitum, oder aus dem des Participium geschehen. Jenes ist der leichtere Weg, dieses aber der eigentlich richtige philosophische.

Der Infinitivus steht dem Verbum finitum gegenüber; er entspringt, wenn man von diesem dasjenige absondert, was dasselbe zum Verbum finitum macht, das durch Modus, Numerus und Person bestimmte *) Seyn,

*) Der Infinitivus heißt daher auch bei den Lateinischen Grammatikern impersonativus (Diomedes bei Putsch. 331.) und auch sein gewöhnlicher Name wird daher abgeleitet. Der Infinitivus der Portugiesischen Sprache macht hiervon eine, jedoch nur scheinbare Ausnahme, indem er durch alle Personen hindurch Pronominal-Suffixa annimmt. (*Lobato Arte da Gramm. da l. Portugueza*. p. 58. not. a. Jung's Portugies. Gramm. S. 177) Es ist nicht zu läugnen, daß diese auf eine, seiner Natur eigentlich unangemessene Weise ihm ein Subject anfügen. Man muß dies aber nur wie eine Art nominativus oder auch accusativus cum infinitivo, und so ansehn, daß nicht, wie im Verbum finitum, diese Pronomina regieren, sondern von ihm regiert werden. Daß er wirklich Infinitivus bleibt, und nicht zum Verbum finitum übergeht, beweist die

alle übrigen Merkmale aber bestehen läßt. Der Infinitivus gehört also im genauesten Verstande zum Verbum, er verläßt nicht einmal das Gebiet desselben, und es wohnen ihm alle Eigenschaften bei, welche das Verbum, unabhängig von dem Begriff des subjectiv bestimmten Seyns besitzt.

Das Participium füllt, gemeinschaftlich mit dem Adjectivum, die Classe der Attributiven aus, es unterscheidet sich aber dadurch von demselben, daß es nicht in der Substanz ruhend, sondern energisch, sich bewegend und wirkend ist. Trennt man nun von dem Begriff des Participium dasjenige, wodurch es ein Attributivum wird, und läßt man ihm, ohne ferneren Zusatz, seine ganze übrige Natur, so bildet man den Infinitivus. Dieser steht also im eigentlichsten Verstande zwischen dem Participium und dem Nomen in der Mitte: nicht so, daß er die Natur beider in sich vereinigte, aber so, daß er keines von beiden ganz ist, dagegen von dem ersteren ausgeht, und sich dem letzteren dergestalt nähert, daß er durch einen Schritt weiter dazu übergehen kann. Er theilt alle Eigenschaften mit dem Participium, welche dieses nicht als attributivisch bezeichnen, aber keine an-

übrige Construction. Denn er hängt, auch in dieser Gestalt, immer von etwas Vorhergehendem, und nicht von einer Conjunction, sondern entweder einfach von einem Verbum (*tomar-em* o seu porto tanto *preza*) oder von einer Präposition ab. (nósoutros *sem* a vista *alevantar-mos*; minha desdita *de faltar-em* as as occasioens) In einigen Amerikanischen Sprachen findet sich der gleiche Fall bei Gerundien.

deren, als diese. Er deutet also, intransitiv, die innerliche Bewegung an, transitiv, die aus sich herausgehende; und wieder activ, die wirkende, passiv, die leidende, im Medium, die sich auf sich selbst beschränkende. Er bestimmt das Verhältniß der Handlung zur Zeit, hat daher, wo er nicht aoristisch steht, drei Tempora, aber nicht mehr, da er nicht das bestimmte Seyn zu bezeichnen vermag, durch dessen Verbindung mit den Punkten im Verlaufe der Handlung die übrigen Tempora entstehen *). Er ist nicht zum Nomen übergegangen, und wird nicht als Sache betrachtet. Er kann daher nicht als einzeln, und nicht als Mehrheit gedacht werden, hat keinen Numerus; es kann zwischen ihm, und anderen Redetheilen keine mehrfachen Beziehungen, wie zwischen zwei Substanzen, geben; als reines Handeln, kennt er nur die zu einem handelnden Subject, und dieß kann nur Eine und immer dieselbe seyn, nemlich daß so gehandelt werde; er hat also keine Casus: er ist indeclinabel. **)

*) Bernhardi l. c. §. 47 not. 3. Bei den Römischen Grammatikern ist dies so ausgedrückt, daß der Infinitiv coniuncta tempora hat. Priscian bei *Putsch.* 808. Hermann (l c. p. 225) leitet dieselbe Eigenschaft des Infinitivs aus seiner Theorie der relativen und nicht relativen Zeiten her.

**) Alle diese Eigenschaften erkannten auch die Lateinischen Grammatiker in ihm, und nannten ihn, wegen seiner Indeclinabilität, auch perpetuus. *Putsch* 331. 2062. Eben so Apollonius: αὐτὸ γὰρ τὸ πρᾶγμα ἕν ἐστι, τὸ γράφειν cet. (*De synt.* III, 23).

Da dem Infinitiv, nach der ersten der hier versuchten Herleitungen, der Ausdruck des bestimmten Seyns mangelt, und er nach der zweiten, weder inhärent, wie ein Attributivum, noch selbständig, wie eine Substanz ist, so kann er sich nur in einem Zustande der Abhängigkeit befinden, und das Verhältniß dieser Abhängigkeit muß dasjenige seyn, in welchem ein Handeln zu dem handelnden Subject steht. An sich bezeichnet er, nach Bernhardi's sehr gelungenem Ausdruck (l. c. §. 65. N. 11.) nichts als ein bloßes ununterscheidbares Fließen der Handlung. Der Infinitiv hängt entweder von einem Verbum finitum, oder einem andern Redetheil ab. In jenem Fall mangelt dem Verbum allemal etwas an seiner Vollständigkeit, das erst durch den Infinitiv ersetzt wird; die Person bezieht sich, dem Sinne nach, vollkommen auch auf den Infinitiv: da aber ein anderes Verbum dazwischen tritt, so wird diese Beziehung unterbrochen, und da die Handlungen beider in ein modificirtes Handeln verbunden werden sollen (ich kann und ich esse, in: ich kann essen) so verknüpft das eine, in der untergeordneten Form des Infinitivs, das andere mit sich. Völker, in welchen das formale Denken nicht die Stärke erlangt hat, die geeigneten grammatischen Formen hervorzubringen, lassen, im Sinn und mit der Bedeutung des Infinitivs, wirklich die beiden Handlungen einzeln auf einander folgen; andre, weiter vorgedrungene, verknüpfen den Infinitiv und das regierende Wort wirklich in Ein zusammengesetztes. *) Wenn der Infinitivus

*) In der Sprache der Lule, einer Süd-Amerikanischen Nation, heißt: ich pflege zu essen, caic tucuec, wört-

von einem andern Redetheil, als dem Verbum, abhängt, scheint er, auf den ersten Anblick, eher als ein Nomen genommen werden zu können, und geht auch in dieser Stellung meistentheils im Lateinischen in ein Gerundium über, was bei der Verknüpfung mit dem Verbum weniger möglich ist, und am wenigsten bei denjenigen Verben, die, bei ihrer ursprünglichen Unvollständigkeit in der Bedeutung, wie können, wollen, müssen, fast als Hülfsverba gelten können *). Allein auch mit andern Redetheilen verknüpft, bleibt dem Infinitivus seine wahre Natur, und er kann auch da sehr oft wirklich durch ein nur abhängig gestelltes Verbum finitum ersetzt werden, wie wenn man statt: meine Sehnsucht dich endlich wieder zu sehen, sagt: meine Sehnsucht daß ich u. s. f. Er bezieht sich alsdann, dem Sinne nach, allemal auf ein, in dem regierenden Re-

lich: ich esse, ich pflege. Die im Text erwähnte Zusammensetzung findet sich in der Mexikanischen Sprache

*) Nec omne ἀπαρέμφατον cuicunque verbo iunctum sensum exprimit, sed illis tantum quae nullam rem per se dicta significant. Diejenigen Verba, die vorzüglich in diesem Fall sind, heißen bei den Lateinischen Grammatikern verba arbitraria. (Putsch. 2759) auch voluntativa. (l. c. 1129). Auf ähnliche Art Apollonius. Er stellt diesen ῥήματα προαιρετικὰ die ἐμπεριεκτικὰ πραγμάτων entgegen, und sagt von jenen voluntativen, daß sie, als gleichsam leer, durch die Hinzufügung der Sache, vermittelst des Infinitivs, ergänzt werden. (De synt III. 13.)

dertheil bestimmt, oder unbestimmt liegendes Subject. *).

Die hier aufgestellte, und wie ich glaube, gerechtfertigte Verbalnatur des Infinitivs würde dieselbe bleiben,

*) Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem, und in sehr verschiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geschienen, daß dieser, den Wissenschaften zu früh entrissene Mann in seinen verschiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten, das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht bloß Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann. In der Erklärung des Infinitivs aber habe ich geglaubt, von ihm abgehen zu müssen. Daher ist die so eben versuchte Entwicklung in dem Wesen des Begriffes selbst von dem durch Bernhardi aufgestellten verschieden. Denn er betrachtet den Infinitiv, wenn man die Hauptstellen seiner Schrift zusammennimmt, (S. 43. m. 18. §. 45. 47.) durchaus als ein Substantivum, und als den Nominativ der Gerundien. Seinen abhängigen Gebrauch kann er allerdings nicht verkennen, allein er findet nicht ausschließend in diesem die wahre Natur des reinen Infinitivs, sieht seinen Uebergang zur Form des Nomen nicht als bloß daraus abgeleitet an, trennt nicht seinen indeclinabeln und declinabeln Zustand, der mir das Gerundium ist. und vermischt daher beide Formen mit einander. Auf der andern Seite jedoch steht wieder Bernhardi der von mir entwickelten Ansicht sehr nahe. Er beschreibt, wie ich oben

wenn auch in allen Sprachen das, was man Infinitiv nennt, als ein Verbalsubstantivum nachgewiesen werden

gesagt, in einer gelegentlich vorkommenden Stelle, den Infinitiv, indem er ihn dem Verbum finitum entgegenstellt, in seiner ganz eigenthümlichen Natur, er nennt ihn gleichfalls ein Mittelglied zwischen Participium und Substantivum. Aber er betrachtet ihn (§. 43. N. 18. §. 47. N. 9.) zu sehr als eine Handlung, und nicht als ein Handeln, worin ein bedeutender Unterschied liegt, und scheint mir nur darin zu irren, daß, indem er den Infinitivus ganz richtig aus einem Uebergang des Participium zum Substantivum ableitet, er ihn gleich substantive Form annehmen läßt, (§. 45. N. 8 10.) statt einen Augenblick inne zu halten, und zugleich von beiden Formen, der Substantialität und der Inhärenz, zu abstrahiren, und die bloße Energie, das bloße sich Bewegen, dessen grammatische Form der reine Infinitiv ist, festzuhalten. Vielleicht findet man aber, daß Bernhardi gerade daran recht that, weil, was nicht Attributivum ist, eben dadurch nothwendig zur Substanz werden muß. Allein die Abstraction kann, indem sie den Begriff des Attributivs zurückstößt, auch den der Substantialität entfernt halten, und muß es, wenn sie rein das auffassen will, was das Wesen des Verbum ausmacht. Wie sie die Substantialität einmischt, geht dies Wesen nothwendig verloren. Denn mit diesem Begriff tritt der der Zahl, und der mannigfaltigen Beziehungen ein, da die Energie des Verbum, rein als Energie gedacht, nur Eine, nämlich die zum handelnden Subject, daß es handle, haben kann. Im Participium gehören zwar beide darin verbundenen Eigen-

könnte. Es würde sich daraus nur das folgern lassen, daß diese Ansicht des Infinitivs die wäre, welche sich dem

schaften durchaus wesentlich dem Verbum an, allein es theilt den der Inhärenz mit dem Adjectivum, und nur der der Energie kommt dem Verbum ausschließend zu. Insofern ist der reine Infinitiv, als die grammatische Form dieser Energie, die wahre Grundlage des Verbum.

Auf diese Weise sahen Apollonius (De synt. III 13) und vor ihm die Stoiker den Infinitiv an, wenn sie ihn ῥῆμα, das Verbum finitum aber κατηγόρημα oder σύμβαμα nannten. Bei Apollonius heißt er τὸ γενικώτατον ῥῆμα, und alle ander modi werden auf ihn zurückgeführt. Ueberhaupt ist Apollonius Theorie vom Verbum aus der tiefsten Natur dieses Redetheils geschöpft, und es ist wunderbar, daß statt auf dem von ihm gebahnten Wege gleich fortzugehen, man nur erst später dazu zurück gekehrt ist. Was er (l. c.) ῥῆμα nennt, ist, was bei Bernhardi Participium heißt, oder vielmehr die in diesem liegende Energie, ohne die attributive Form; diesem wohnen das Genus (ἡ διάθεσις) und die Zeit bei, es macht aber für sich nicht das ganze Verbum (nämlich das finitum) aus. Hierzu treten die Personen (bei Bernhardi das Seyn) mit dem Numerus, und der ψυχικὴ διάθεσις, welche den Modus bildet. Diese beiden sind dem ῥῆμα fremd (οὐ φύσει παρέπεται τῷ ῥήματι) sondern sind ein παρακολούθημα τῶν προσώπων. Man sieht hieraus zugleich, was dieser Theorie noch fehlte, den Begriff ganz zu erschöpfen; es schien mir aber nicht unwichtig, auf dieselbe aufmerksam zu machen, da bei vielen Grammatikern der späteren Zeit das eigentliche

im Denken noch minder geübten Sprachsinn am leichtesten darstellte: und daß daher die Nationen auch dann noch bei derselben geblieben wären, wenn sie schon die wahre Natur des Infinitivs richtiger gefühlt hätten. Es ist indessen jener Beweis selbst, sogar bei dem Griechischen und Lateinischen Infinitiv, noch lange nicht geführt, und ich gestehe, daß es mir noch nie gelungen ist, den Ur-

reale Wesen des Verbum fast ganz in dem formalen Begriff der logischen Copula aufgeht. Wenn Hermann (l. c. 174) die Verba zu den Adverbien zählt, so folgt er dabei nicht der von einigen Griechischen Grammatikern behaupteten, von Apollonius (III, 23.) widerlegten Meinung, sondern einer ganz eigenthümlichen. Da er aber (l. c. 128. 131. 151.) die Adverbia zu den Partikeln rechnet, und diese als die Bezeichnungen des Prädicats erklärt, indem die Adjectiva, als eine Gattung der Nomina, nur zum Subject gehören, so würde es zu weit führen blos bei Gelegenheit eines einzelnen Punktes, in eine ganze, von den gewöhnlich angenommenen so weit abweichende Theorie einzugehen. Am nächsten bleiben der wahren Natur des Infinitivs, meines Erachtens, diejenigen, die, wenn sie auch keine genaue und vollständige Bestimmung seines Begriffs bezweckten, dennoch seine substantive Form von seiner abhängigen trennen. So z. B. Matthiae in seiner griechischen Gramm. §. 159. 530. 538. obgleich er ihn den modi beizählt, und die Definition, daß in demselben die Handlung als an und für sich bestehend, durch keine Verhältnisse bestimmt, betrachtet wird, zu schwankend, und nicht ganz richtig ist, da doch Zeitverhältnisse dem Infinitiv wirklich bleiben.

sprung dieser Formen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erklären. Gewiß aber spricht schon das gar sehr gegen die Ansicht, auch nur historisch alle Infinitive für Verbalsubstantiva anzusehen, daß einige Nationen (es mögen nun cultivirte, oder rohe seyn) den Infinitiv gerade durch Verbalflexionen andeuten, wodurch zugleich historisch die zwei Wege gegeben sind, auf welchen, bei der Nicht-Erkennung seiner wahren Natur, ihre Stellvertreter gesucht werden können, bei dem Nomen und dem Verbum finitum.

So lange das Verbum mit einer Person, als Verbum finitum, gedacht wird, erscheint dasselbe eigentlich nicht anders, als an ihr, oder vielmehr sie in der durch das Verbum bezeichneten Art des Seyns, Handelns oder Leidens. Mit dem Hinwegdenken der Persönlichkeit aber ist der erste Schritt gethan, dasselbe als eine Sache zu betrachten. Läßt man es in diesem Zustande, als abhängigen Infinitivus, von einem andern Verbum regieren, so geht, wie wir weiter oben sahen, sein Begriff auf das Subject des regierenden Verbum über. Man kann aber diese Abhängigkeit willkührlich aufheben, und den Infinitiv, entweder bloß in der Idee, oder zugleich durch grammatische Bezeichnung, als Substanz betrachten. Man kann bei der philosophischen Herleitung seines Begriffs in dem Uebergange vom Participium zum Substantiv einen Schritt weiter gehen, als wir erst thaten, und dem durch das Wegdenken der attributiven Form vom Participium gebildeten Infinitiv auch die substantive Form geben. Er empfängt alsdann alle Eigenschaften des Nomen, die mit seiner Natur verträglich

sind, Genus, da Wörter mit ihm verbunden werden, an welchen man es bezeichnet, Casus, da er die Eine Beziehung auf ein handelndes Subject verlassen hat, und als Sache in mehrere treten kann, doch keinen Numerus, da das Handeln an sich immer nur Eins und dasselbe seyn kann. Er behält aber zugleich alle Eigenschaften seiner Verbalnatur, namentlich die Beziehung auf mit ihm verknüpfte Objecte im Regieren des Accusativs.

In diesem Zustande wird der Infinitiv zum Gerundium. *).

Geht die Sprache noch weiter, und bedient sie sich der Form des Infinitivs auch als eines Nomen, ohne alle Verbalnatur, daher mit anderer Beziehung auf das Object, oder bildet sie von andren Theilen des Verbum, Substantiva, so nennt man diese, nach dieser ihrer Bildung, Verbal-Substantiva. **).

*) Schon Trypho hatte eine Scheidung des Infinitivs vorgenommen, indem er die Infinitive mit dem Artikel Nomina der Verba (ὀνόματα τῶν ῥημάτων) die ohne Artikel ῥήματα nannte. Apollonius (1. 8.) sucht ihn zu widerlegen, aber mit Gründen, die schwerlich überzeugend gefunden werden.

**) Bernhardi nennt den Infinitiv selbst ein Verbal-Substantiv. Allein um Mißverstand zu verhüten, ist es nicht einmal gut, dem Gerundium diesen Namen zu geben. Die im Deutschen substantivisch gebrauchten Infinitiven sind offenbar Substantiva und keine Gerundia, da sie, wie jene, den Genitiv regieren; oder genauer zu sprechen, wenn man sie dies thun läßt: das Berauben der Kirchen, das Verführen der Jugend,

So ist also das Gerundium nicht bloß eine Form gewisser Sprachen, sondern nach Begriffen der allgemeinen Grammatik gerechtfertigt, und als nothwendig dargestellt. Als Zwischenglied zwischen dem reinen Infinitiv und dem Verbalsubstantiv, bedarf es sogar einer eigenen Benennung. Wer es mit dem ersteren verwechselt, verwickelt sich in Widersprüche, da der Infinitiv indeclinabel, das Gerundium declinirbar ist. Die bloße durch das Verbum bezeichnete Energie, ohne substantive Form gedacht, ist der Infinitivus, in dieser das Gerundium. Das letztere wird daher auch ein äußeres Kennzeichen des Substantivs an sich tragen müssen, weil es sonst unmöglich wäre, die substantive Form an ihm zu erkennen, und man dieselbe bloß, dem Sinne nach, zum Infinitiv hinzudenken müßte.

Die vollkommenste Bezeichnungsart der Gerundien ist unstreitig die in der Griechischen Sprache gewöhnliche, durch den mit dem Artikel versehenen Infinitiv. Denn da dieser Genus und Tempus des Verbum andeutet, so läßt sich der Ausdruck der Idee überall genau anpassen, da die Lateinischen Gerundia die Activ- und Passivbedeutung in denselben Formen verbinden, *) und der

*) Priscian bei PUTSCH. 811. Es ist dies nämlich so zu verstehen, daß, wenn das Gerundium durch ein Verbalnomen vertreten wird, in diesem eigentlich gar keine, dem Genus des Verbum entsprechende Bezeichnung liegt, sondern es lediglich darauf ankommt, wie das Subject zu demselben, der Construction und dem Sinne nach, gestellt wird.

Zeitbestimmung gänzlich ermangeln. *) Der Begriff des Infinitivs wird auch bei dieser Bezeichnungsart durch keinen Nebenbegriff unklar gemacht. Dennoch pflegt man in unsern Grammatiken diesen substantivisch gebrauchten Infinitiven gar nicht den Namen der Gerundien zu geben, obgleich die Lateinischen Grammatiker die Einerleiheit beider Formen sehr gut einsahen. (Priscian bei PUTSCH. 808. 809.) **). Degegen legt man diesen Namen den griechischen auf τέος ausgehenden Verbalien bei, (Matthiae l. c. S. 287.) bei denen er aber eine ganz andre Bedeutung hat.

Den Griechischen Grammatikern ist das Gerundium, als besondere und eigen benannte Form, gänzlich fremd. ***). Bei den Römern wurde dieser Name den mit dem Begriffe des Müssen verbundenen Verbaladjectiven, oder Participien des Futurum im Passive, und noch eigentlicher dem Neutrum des Singulars derselben,

*) Höchst merkwürdig, und viellicht einzig ist die Stelle in Sallust's Jugurtha C. 100, in der jedoch nicht alle Handschriften übereinstimmen: diffidentia futuri quae imperavisset. Obgleich hier, der grammatischen Form nach, kein Gerundium gebraucht ist, so steht futuri unläugbar eben so, als im Griechischen τοῦ γενήσεσθαι ἃ cet. gesagt werden würde.

**) Quando vero gerundia sunt i. e. loco infiniti cum articulo juncti apud Graecos accipiuntur cet.

***) Haec forma Latinitati non solum praestat ornatum, sed illud quoque, ut aliquid habere videatur quod Graeci iure desiderent. PUTSCH. 2765.

gegeben, welche jenen Griechischen Verbalien entsprechen. Da kein Artikel vorhanden war, und der Infinitivus indeclinabel ist, so wäre kein andres Mittel gewesen, diesen als ein Nomen zu bezeichnen, als wenn man ihn mit einer Präposition, als Casuszeichen verbunden hätte, was der Sprachgebrauch nicht erlaubte. Man bediente sich also des Neutrum des Singulars jener part. fut. pass. *) und in bestimmten Wortstellungen aller Casus derselben, um die Umwandlung des Infinitivs in ein Nomen zu bezeichnen, und so mischt sich in dem lateinischen Gerundium der Begriff des Infinitivs mit dem dieser, eine Nothwendigkeit bezeichnenden Verbalien; und dieser so verbundene Begriff ist alsdann, oft zu großem Nachtheil der Bestimmtheit des Ausdrucks, auch in unsere Sprachlehren übergegangen. Von einigen Seiten konnte man zwar wohl darauf geführt werden, gerade diese Form zu wählen. Bei einer großen Menge von Fällen, wo man sich des substantivirten Infinitivs bedient, drückt derselbe eine Absicht, ein Ziel, also etwas

*) Auf ähnliche Art ist δυνησόμενον bei Theognis v. 327. 328. (Brunck's Gnomici.)

Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν —

τῶν τ' ἐχθρῶν μεῖζον, Κύρνε, δυνησόμενον.

Wenn die Lesart (s. Brunck) richtig ist, so kann man das letzte Wort nur als den in das Neutrum. part. fut. umgestellten Infinitiv ansehen. Stellen dieser Art sind aber, wenn es noch andre ganz gleiche giebt, zu selten, als daß man in ihnen den Ursprung der lateinischen Form suchen könnte, die vielmehr den Sanskritischen nahe verwandt ist.

noch Zukünftiges aus. Nun sind zwar die lateinischen Formen in dus keine eigentlichen Participia futuri: nicht futuri, da einige, wie oriundus, sich noch als praesentia erhalten haben; nicht Participia, da ihr Begriff zwischen dem des Participium und Adjectivum schwankt, wie schon die offenbar verwandten Formen auf bundus (moribundus, furibundus) beweisen. Die Lateinischen Grammatiker geben selbst zu, daß sie wenigstens auch als Nomina gelten müssen und der bloße Begriff des Fut. pass. enthält schlechterdings nicht den Begriff der Nothwendigkeit, von dem sie (wo sie nicht bloß im Sinn von Infinitiven stehen) nie frei sind. *) Allein umgekehrt ist doch dasjenige, was geschehen soll, immer zukünftig, und beide Begriffe berühren sich so nahe, daß sollen in einigen Germanischen Sprachen Hülfsverbum des Futurum ist. Da diese sogenannten Participien, gerade in der Bedeutung der Nothwendigkeit, meistentheils mit dem Verbum substantivum verbunden sind, so läßt sich (obgleich nicht immer, nach dem Gebrauch dieser oder jener Sprache) dieser Sinn auch durch dies Verbum und einen Infinitivus ausdrücken (es ist mir zu gehen, statt: ich muß gehen) und diese Verwandtschaft mochte bei der Anwendung dieser Formen zu doppelter Bedeu-

*) Omnia tamen in DUS desinentia participia, eadem nomina esse possunt, cum amittunt tempus, ut amandus, ὁ φιληθησόμενος, καὶ ὁ φιλητέος cet. Priscian bei PUTSCH. 927. Es wird auch bemerkt, daß diese Formen auch von Verben gebildet werden, die kein Passivum zulassen. (Diomedes bei PUTSCH. 390.)

tung geahndet worden seyn. Von andern Seiten aber war diese Anwendung auf das wahre Gerundium wieder höchst unbequem. Der Beimischung einer fremden Idee, und der Unmöglichkeit, Genus und Tempus des Verbum anzudeuten, ist schon oben erwähnt; allein die Bezeichnung einer wirklich vergangenen Handlung, die von keiner Seite mehr als zukünftig darzustellen ist, kann gleichfalls durch diese Formen nicht geschehen.

Die Lateinischen Grammatiker verwechseln indeß das Gerundium nicht mit jenen Participien, sondern trennen vielmehr beide sorgfältig von einander, und geben die Unterschiede zwischen beiden an. Das Gerundium, der Form nach das Neutrum singul. jenes Particips, wird von ihnen wie ein Verbum, ein Infinitiv, in einiger Rücksicht auch wie ein Adverbium behandelt, das Participium nach Art der Nomina. *) Doch liegt dieser Unterschied nur in der Construction und der grammatischen Behandlung. Denn der Sinn der substantivirten Infinitive (folglich der eigentlich gerundive) findet sich eben so wohl in den, von den Grammatikern eigentlich Gerundien genannten Formen, dem immer mit dem Accusativ construirten Neutrum singul. als in dem Participium, wo dieses dem Casus und Numerus des begleitenden Substantivs folgt. Durch diese Umstellung in der Construction kann das Gerundium einen

*) Putsch. 390. 809. 823. 1788. Dies erstreckte sich selbst zum Theil auf die Quantität des Endungsvocals. Das o im Gerundium in do wurde mittelzeitig gebraucht, more verborum, sive adverbiorum in o terminantium, wie es bei Priscian heißt.

Plural bekommen, welches ein merkwürdiges Beispiel abgiebt, wie eine grammatische Form Eigenschaften, die ihr ganz fremd sind, dadurch annehmen kann, daß sie durch eine andre von ungleicher Natur vertreten wird. His legendis, oder haec legendo proficimus sind gleichbedeutend und geben beide nur den Gerundivsinn: durch das Lesen von diesem.

In der Bedeutung eines substantivirten Infinitivs hat das lateinische Gerundium (das part. fut. pass.) keinen Nominativ. Dieser (amandum, eundum) führt bloß die Bedeutung der Nothwendigkeit mit sich. Dies hat darauf geführt, als den Nominativ den reinen Infinitiv (amare, ire) anzusehen *). In der That kann der Infinitiv, wenn er unabhängig, als Subject im Nominativ steht, nur als Substanz, mithin gerundiv gedacht werden. Denn er kann sich alsdann auf kein, weder bestimmt noch unbestimmt bezeichnetes Subject, dem er, als einem Handelnden zuzuschreiben wäre, beziehen. Allein es fehlt ihm immer das zu dem Begriff eines Gerundium in einer besondern Sprache nothwendige Zeichen der Substantivirung, und insofern ist es doch richtiger zu sagen, daß, weil das Lateinische Gerundium des Nominativs ermangelt, der Infinitiv dafür gebraucht wird. Allein den Infinitiv auch als einen Accusativ des Gerundium ansehen zu wollen, würde theils unnütz seyn, da der Infinitiv, als Object, sich anders erklären läßt, und das Gerundium einen Accusativ besitzt, theils auch in große Verwickelungen führen. Denn man müßte,

*) Bernhardi l. c. §. 47. N. 8.

nach demselben Raisonnement, dann den Infinitiv in vielen Redensarten (wie z. B. in peritus dicere statt peritus dicendi) auch für einen Genitiv ansehen, und gerabezu zwei Gerundia, ein declinables und ein indeclinables annehmen. *)

Das Supinum ist, nach allgemeinen Begriffen, keine eigene Wortform, **) und wenn die Lateinischen

*) Die Römischen Grammatiker wichen in der Classification und der Erklärung der Gerundien von einander ab. Einige, denen aber Donatus (Putsch. 1788.) widerspricht, wollten sie nicht für eine eigne Form im Verbum (einen eignen modus, in ihrer Art zu reden) gelten lassen, sondern nannten sie participiorum a passivo futuri et praeteriti (dies geht auf die Supina) declinationem. Andre hingegen sehen in ihnen einen eigenen, jedoch den Participien ähnlichen modus. Sie heißen daher participialia (Varro. l. IX. Ed. Bip. p. 168. Quinctilian. l. 1. Ed. Bip. p. 33) und participialis modus, jedoch auch gerundi modus, modus gerundivus, und usurpativa species bei denen, nach welchen iste sermo non est participialis, sed propria sermonis species. Putsch. 333. 389. 1873. 1787. 1788. 1948.) Diese letzten erkannten den genauen Zusammenhang der Gerundien mit den Infinitiven. Species usurpativa infinitiva est. (Diomedes. l. c. 390.) Quidam putant verba infinitiva. Nach andern Grammatikern endlich waren die Gerundia Adverbia der Beschaffenheit. (Putsch. 153).

**) Bernhardi scheint hierüber noch zweifelhaft gewesen zu seyn, indem er von »etwanigen Supinis« spricht (l. c. §. 64. N. 6.).

Grammatiker zwar dasselbe wohl vom Gerundium unterscheiden *), so vermischen sie doch auch beide unter dem Namen der Participialien, und zählen Supina unter der Classe der Gerundia, und umgekehrt **) auf. Ihrer Form im Lateinischen nach, sind die Supina Substantiva, von denen der Accusativus und Ablativus allein in dem wahren Verbalsinn gebraucht wird ***). Sie kommen durchaus mit dem Infinitiv der Sanskrit-Sprache überein, ihr Accusativ unmittelbar, ihr Ablativ in den Fällen, wo jener Infinitiv in Verbindung mit einem andern Worte tritt. Im Gebrauche unterscheidet sich ihr Accusativ, um erst von diesem zu sprechen, von dem Gerundium. Denn er duldet nicht, wie dieses, die Hinzufügung einer Präposition ****), sondern gleicht

*) Futuri vero temporis participia fiunt ab extremo supino: amatu, amaturus. Putsch. 919. Plautus gerundium eius abitendi dixit. 924.

**) Gerundia quoque vel participialia . . . legendi, legendo, legendum, lectum, lectu. Priscian l. c. 808. Verba supina sunt haec: dicendi, dicendo, dicendum, dictum, dictu. Charisius bei Putsch. 150.

***) So Priscian l. c. Videtur tamen hoc quoque (quaesitum) quasi ipsius rei esse accusativus. Sequens quoque forma, quae in u terminatur, ablativus mihi videtur ipsius nominis quo res ipsa significatur. l. c 810. 811.

****) Dies leitet Priscian aus der Bedeutung der Bewegung nach einem Ort hin ab, und erläutert es durch die Analogie der Namen der Oerter, welche eben so construirt werden. l. c.

darin dem Infinitiv. Da er auch immer ein Streben nach etwas ausdrückt, und dem mit ad versehenen Gerundiv-Accusativ entspricht, so hat er hierin dieselbe Tendenz, als der Infinitiv, und bildet im Lateinischen den Infin. fut. durchaus als ein Infin. praes., der mit einem Zukunft andeutenden Worte (eo dormitum) verbunden ist. Diese seine Natur mag wohl daher entstanden seyn, daß dieses Supinum ursprünglich aus dem Sanskrit-Infinitiv stammte, aber da die Römer einen eigentlichen Infinitiv hatten, einen verschiedenen Gebrauch erhielt *). Vielleicht rührte es auch daher, daß von mehreren Verben keine Supina üblich waren **), deren man, streng genommen, da man Infinitive und Gerundien hatte, entbehren konnte. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie, energischer als jene beiden Formen, die Bewegung des Entschlusses andeuten, und dem Lateinischen Ausdruck dadurch nicht bloß eine schöne Mannichfaltigkeit geben, sondern auch die ihm ganz eigenthümliche Festigkeit, Würde und Kraft nicht wenig befördern. Das Supinum in u erklären die Römischen Grammatiker ganz nach Art eines Ablativs: visu für visione; (Priscian. bei Putsch. 811.) dictu mirabile, dum dicitur. (Diomedes 533.) Hiernach wäre zwischen dem Supinum solcher Verben, von denen es, wie von video, gleichklingende Sub-

*) Herr Prof. Bopp bemerkt (Conjugationssystem, S. 144) daß das Supinum in um in älteren lateinischen Schriftstellern auf eine Weise vorkommt, in welcher man später den Infinitiv an seine Stelle setzte.

**) Putsch 921. 868.

stantiva giebt, und diesem Substantivum kein Unterschied anzutreffen. Wenn man aber Redensarten, wie obstupuit visu, horrescit visu, und terribiles visu formae, mirabile visu, vergleicht, so drängt sich dem Gefühl unwillkührlich ein sehr bedeutender Unterschied auf, der auch darin offenbar ist, daß man im Griechischen die ersten durch ein Participum, die letzten durch einen Infinitiv übersetzen würde. Es ist in den letzten unläugbar eine Richtung auf etwas, noch nicht vorhandenes. Der Schrecken, das Wunder gehen schon an, ehe man noch recht gesehen hat, diese Nuance liegt in der Verbindung der Infinitivform mit dem Adjectiv, und verstärkt sichtbar den Sinn. In dem Supinum in u findet sich daher noch mehr, als in dem in um, die Natur des Infinitivs, und es entfernt sich stärker vom Gerundium, da es nicht eben so durch das Gerundium in do, mit der Präposition in, wie das Supinum in um durch das Gerundium in dum mit der Präposition ad vertreten werden kann. Es bleibt daher sehr zweifelhaft, ob man es nicht als unmittelbar aus dem status absolutus des Sanskrit-Infinitivs, und mithin als ein indeclinabile, nicht aber als einen Ablativ ansehen muß *). Quinctilian begünstigt gewissermaßen diese Meinung, indem er dictu und factu den Adverbien noctu und diu gleich-

*) Hrn. Prof. Becker verdanke ich die Bemerkung, daß das Supinum in u vielleicht als ein Dativus zu betrachten sey. Dem Sinne desselben würde dieser Casus vollkommen entsprechen.

stellt *). Doch waren diese freilich ursprünglich auch Ablative **).

Auf die hier ausführlich entwickelte Weise scheinen mir die Begriffe des Infinitivus, Gerundium und Supinum sorgfältiger und genauer bestimmt, als dies bisher geschehen war. Es könnte indessen vielleicht noch zweckmäßiger scheinen, den sich auf die Sprache überhaupt beziehenden reinen Formen die Namen

des Infinitivus an und für sich,
des substantivirten Infinitivs, und
des Verbal-Substantivs

zu geben, und den des Gerundium auf die bestimmte Form des Lateinischen zu beschränken. Der letztere gewährt aber mehr Kürze und Bequemlichkeit, und wird dadurch vollkommen gerechtfertigt, daß die Lateinischen Grammatiker ihn gerade vorzüglich für den substantivirten Infinitiv brauchen ***).

*) Nam ut noctu et diu, ita dicta et factu. l. c.

**) Der Name der Supina soll, nach Priscian (l. c. 811) daher stammen, daß die Participia pass. von einigen so genannt wurden, und man sie von diesen ableitet.

***) Man sehe die oben angeführten Stellen. Auch den Namen des Gerundium leiten sie einfach davon ab: quod nos aliquid gerere significat, worin mithin die bloße Handlung des Verbum, wie der Infinitiv sie ausdrückt, angedeutet wird. Putsch. 1873.

§. 8.

Es schien mir unerläßlich, den Begriff der Gerundien im Allgemeinen genau festzustellen, ehe ich versuchte, ihn auf eine bestimmte Sprachform anzuwenden. Jetzt da dies geschehen ist, kehre ich zurück zu der Hauptfrage der gegenwärtigen Untersuchung: ob die in त्वा und य ausgehenden Formen Participia oder Gerundia sind?

Wilkins (Gramm. 736-761.) nennt diese Formen indeclinable Participien in welchen, der Bedeutung nach, das Part. praes. des Hülfsworts haben mit dem Part. praet. pass. (*having done*) verbunden ist. Forster (Gramm. p. 463. m. 7-9.) erklärt dieselben auf die gleiche Weise, setzt jedoch hinzu, daß, wenn sie mit dem verbietenden अलं oder mit खलु verbunden sind, sie zu Gerundien werden mit den Präpositionen in, an oder zu. Man bedient sich nämlich dieser Formen auch, um, mit Hinzusetzung jener Wörter, auszudrücken, daß etwas genug geschehen ist, und nun damit inne gehalten werden soll. Nach Carey sind dieselben adverbialische Participia des Präteritum. (Adverbial past participles, *Gramm.* p. 155.)

Man sieht leicht, daß diese Benennungen weniger von den Formen selbst, als von den Wortstellungen hergenommen sind, in welchen sie am besten ins Englische übertragen werden konnten. Sie dürften daher leicht mehr dem Geiste dieser Sprache, als dem des Sanskrit gemäß seyn.

Ein indeclinables Participium ist schon an sich ein auffallender Begriff. Denn jedes Participium ist, seiner Natur nach, eben so, wie ein anderes Attributivum, declinirbar. Allerdings giebt es nun zwar solche Erscheinungen in einigen Sprachen, allein in einer so flexionsreichen, so vollständig organisirten Sprache, als die Alt-Indische, würde ich wenigstens sie weder erwarten, noch, ohne sehr bündige Beweisgründe, annehmen *). Man darf nicht vergessen, daß hier noch hinzukommt, daß diese Verbalformen auch nicht immer dieselbe Zeit andeuten.

Die Endung und Bildung der Verbalform in ता hat mit keinem Sanskrit-Participium irgend eine Verwandtschaft, und die Form dieser Wörter kann nicht auf die Participialnatur derselben führen.

Die Endung य ist aber allerdings die des part. fut. pass., doch ist die grammatische Bildung der Verbalform mit der des Participium nur in Einem Falle gleich. Die Natur der grammatischen Formen hängt nämlich, besonders in der Sanskrit-Sprache, nicht bloß von der Endung, sondern auch von der Veränderung der übrigen Buchstaben ab. Dies haben die Indischen Grammatiker auf eine, allerdings bisweilen mehr das Gedächtniß beschwerende, als das Lernen erleichternde, bisweilen auch auf eine nicht ganz genügende, aber im Ganzen immer sinnreiche, und Dank verdienende Weise durch gewisse servile (d. h. nicht in die Endung mit aufzunehmende, sondern bloß gramma-

*) Vgl. hierüber Bopp's Conjugationssystem der Sanskritsprache. 46.

tisch bedeutsame) Buchstaben angedeutet. Ich würde es, um dies beiläufig zu bemerken, immer für nützlich halten, diese Benennungen beizubehalten, da sie mancherlei Verwechslungen vorbeugen können. Redet man z. B. bloß von einer in य endenden Verbalform, so ist diese dem declinablen Participium fut. pass. und der erst genauer zu bestimmenden unveränderlichen Verbalform gemeinschaftlich eigen. Benennt man aber die letztere mit jenen Grammatikern यप् oder क्यप् wodurch angedeutet wird, daß der Vocal des Worts nicht umgeändert wird, (welches in dem servilen क् liegt) und daß vor das End-य, wenn der unmittelbar vorhergehende Vocal kurz ist, ein त् gestellt werden muß, (welches in dem servilen प् liegt) so sieht man, daß die Bildung jenes Participium gar nicht immer, sondern nur in Einem Fall dieselbe ist. Denn jenes Participium hat nach eben jenen Grammatikern, außer der Endung क्यप् noch die in ण्यत् und य, die man, wenn man bloß य sagt, mit jener vermengt. In Einem Falle also, d. h. bei gewissen Wörtern, wird das Part. fut. pass. gerade eben so, als die unveränderliche Verbalform gebildet, nämlich mit Anfügung eines य, gelegentlicher Vorsetzung eines त् und ohne Umänderung des Wurzelvocals. Der Unterschied zwischen beiden Formen, die Declinirbarkeit ausgenommen, ist dann nur, daß das Participium fut. pass. auch von einfachen, die Verbalform nur von den mit Präpositionen zusammengesetzten Wurzeln gebildet werden kann. उत्कृत्य ist sowohl participium fut. pass. als unveränderliche Verbalform. Allein nur der kleinsten Anzahl von Wör-

tern ist diese Bildung dieses Participiums, und einer noch geringeren ist sie ausschließlich eigen. Bei den übrigen wird der Vocal umgeändert, oder verlängert, welches die bei den grammatischen Ausdrücken घ्यण् und य vorhandenen und fehlenden servilen Buchstaben andeuten.

Allein diese Participia fut. pass werden von andern Indischen und Englischen Grammatikern nicht als wahre Participia, sondern als Participial-Adjectiva (Forster Gr. p. 465.) angesehen, und in der That ist diese Ansicht richtiger. Ihre Bedeutung ist die, daß etwas zu machen, oder zu leiden, ist, also geschehen soll, und sie sind daher den Griechischen Verbaladjectiven in τέος *) und dem angeblichen part. fut. pass. im Lateinischen ähnlich, von dem wir auch oben sahen, daß es mehr Adjectiv- als Participialnatur besitzt. Sie sind, ihrer Natur nach, allerdings zukünftiger Bedeutung, enthalten aber die im Begriff des bloßen Futurum gar nicht liegende Hauptbestimmung des Müssen, der Nothwendigkeit, und werden dagegen, als bloß zukünftige Zeit, ohne diesen Nebenbegriff, anzeigend, nie gebraucht. Man leitet sie nur, wenn sie in तव्य endigen, von einem Futurum, nämlich dem sogenannten ersten Futurum ab, in allen übrigen Fällen entstehen sie aus der Wurzel. Obgleich sie participia pass.

*) Vollkommen richtig. Allein in etymologischer Hinsicht dürften sich die Griechischen Formen — τέος — τέον — τέα am besten mit dem durch तव्यं gebildeten part. fut. pass. vergleichen lassen. Z. B. δοτέον, दातव्यं dâtavyam, *dandum*.

Anm. d. Hg.

heißen, steht ihrer besondern Form kein part. act. gegenüber; da die so vollständig organisirte Sanskrit-Sprache sonst für jedes Participium eine Activ- und eine Passivform besitzt. Es giebt außerdem im Sanskritverbum ein regelmäßiges Participium des zweiten Futurum, und obgleich dies keine besondere Passivform hat, so wird doch die des Medium statt der passiven gebraucht. Dagegen fehlt allerdings ein besonderes des Fut. 1. *) da man die Formen, von denen hier die Rede ist, ihrer Bedeutung nach, nicht für reine part. fut. gelten lassen kann. Wilkins stellt (*Gramm.* 735.) ausdrücklich darin einen Unterschied zwischen diesen, und den übrigen Participien auf, daß er sagt, daß diese, außer ihrer ursprünglichen Participialbedeutung, beständig als Adjectiva in der Bedeutung der Nothwendigkeit, der Gemäßheit und der Fähigkeit vorkommen. Er legt ihnen ferner, nach der Natur ihrer Wurzeln, active, passive, transitive und intransitive Bedeutung bei, was, wie wir bei der Untersuchung über das Lateinische Gerundium sahen, wohl dem Verbalnomen, nicht aber dem wahren Participium zukommen kann. Ich muß hier gelegentlich darauf aufmerksam machen, daß Wilkins in diese Behauptung auch die Part. 3. praet. passivi einschließt. Man muß aber wohl seine, hier nur gelegentlich und

*) Das Fut. 1. kann nicht wohl ein eignes Participium haben, weil es umschreibender Art, und wie Hr. Bopp, (Conjugations-System, S. 27 u. f.) scharfsinnig bemerkt hat, aus dem substantiven Verbum und dem persönlichen Handlungswort zusammengesetzt ist.
Anm. d. Hg.

allgemein gemachte Aeußerung nach einer andern (690.) ausdrücklich und speciell gemachten erklären, wo er bestimmt sagt, daß diese Participia, von transitiven Verben gebildet, passive Bedeutung haben, dagegen entweder active oder intransitive (active or neuter) wenn sie von intransitiven Wurzeln, oder solchen, die Gehen und Kommen anzeigen, (if the root be intransitive or denote going or coming) abstammen. Er hätte für den letzteren Fall auch passive Bedeutung hinzufügen sollen. Denn die Anomalie besteht gerade darin, daß von einem intransitiven Verbum ein passives Participium gebildet, und auch von dem Casus, den das Passivum fodert, begleitet wird. Man sagt daher sowohl activ सर्व्वे गताः »alle sind gegangen« als आगतं सर्व्वैः »es ist von allen angekommen worden.« Wenn diese Participia bisweilen mit einem Accusativ verbunden werden, so ist alsdann ihre Bedeutung wenigstens meistentheils von der Art, daß sich dieser Accusativ auf andre Weise erklären läßt, als er sonst bei einem transitiven Activ-Participium steht *).

*) Ich drücke mich über diesen Punkt mit Fleiß mit einiger Vorsicht aus, da er noch genauerer Prüfung zu bedürfen scheint. Wilkins Regel ist weder erschöpfend, noch hinlänglich bestimmt. Carey (Gramm. p. 511. 512). giebt mehr unfassende. Aber auch er läßt noch viel zu erläutern übrig. Gewiß scheinen mir folgende zwei Punkte: 1. Die scheinbar active Bedeutung kann in sehr vielen Fällen auf eine rein intransitive zurückgebracht werden. Dies scheint mir der Fall Ramayana B.

Gerade die Aehnlichkeit, die zwischen der Bildung des angeblichen part. fut. pass. und der unveränderlichen Verbalform in herrscht, spricht mehr für die Gerundiv- als Participial-Natur der letzteren.

1. Sect. 35. Sl. 64. a. wo प्राप्तः, das kurz vorher zweimal passiv auf die erworbene Sache bezogen worden ist, plötzlich der Person angehört, und scheinbar activ die Sache im Accusativ regiert: »Dadurch hast du erlangt u. s. w. Allein dies Participium heißt nicht bloß »erlangt« sondern auch hingedrungen zu etwas, an etwas geheftet, und so kann hier die Bedeutung auch intransitiv seyn. 2. Wörter, die, ihrem Sinne nach, transitiv und intransitiv seyn können, werden, jedoch ohne Accusativ, in diesem Participium intransitiv gebraucht; भुक्तमेतदनन्तस्य das Essen, nicht das Gegessene, des Anantas. Dies ließe sich auch auf die eben erwähnte Stelle des Ramayana anwenden. — Die eigentliche Frage aber ist: ob 1. bei wahren intransitiven Verben dies Participium activ einen Accusativ auf eine Weise regieren könne, welche gar keine intransitive Erklärung zuläßt? und ob es bei eigentlich transitiven Verben, und die gewöhnlich nur als solche gebraucht werden, transitiv activ seyn kann? Das letztere bezweifle ich; was aber das erstere betrifft, so scheint das aus Carey angeführte Beispiel विश्वमनुजीर्णोऽनन्तः »der die Welt zerstörende Anantas« aus dem intransitiven जॄ vergehen, alt werden, zu beweisen, daß die Frage bejaht werden müsse. Daß ein solcher, zugleich activer und passiver Gebrauch eines Participium eine Anomalie ist, läßt sich nicht läugnen. Allein auch in andern Sprachen gehen Participia und Adjectiva in einander über,

§. 9

Die Sanskrit-Sprache kann, um zwei Sätze zusammenzuziehen, das Participium an das Subject des Hauptsatzes knüpfen, oder es in absoluter Stellung diesem vorausgehen lassen. Es steht ihr aber noch ein drittes, der Griechischen und Lateinischen Sprache nicht erlaubtes Mittel zu Gebot. Sie kann nämlich zwei Wörter in ein Compositum verknüpfen, und dieses in Gestalt eines Adjectivum, dem Nomen, das zum Subject dient, als Beiwort beifügen. Da nun eins dieser Wörter ein Participium seyn kann, so kann auf

und in der Indischen ist dies um so weniger zu verwundern, als sie die Participien eigentlich nur wie andre, durch Kridanta-Suffixa gebildete Wörter behandelt. Daß die part. praet. 3. pass. sich wirklich der Natur bloßer Adjective nähern, beweist auch das, daß eine ganze, mit einem eignen grammmatischen Zeichen ञि versehenen Classe von Wurzeln denselben zugleich gegenwärtige und vergangene Bedeutung giebt, was gleichfalls aus der Natur der Verba heraustritt. Dieselben nehmen auch zugleich active und passive Bedeutung an. Fast alle bezeichnen Gemüthsstimmungen, und solche Zustände, die eine gewisse Dauer haben, und daher der Unterscheidung der Vergangenheit und Gegenwart eher entrathen können. Es ist nur zu verwundern, daß eine Menge anderer Wurzeln von ähnlicher Bedeutung nicht dieselbe Eigenschaft haben, als die ausdrücklich mit ञि bezeichneten, deren Zahl sich nur auf etwa 40 bis 50 beläuft.

diese Weise eine ganze Handlung in ein einziges Beiwort eingeschlossen werden, und sie vermag durch ein solches Beiwort auszudrücken, wozu im Griechischen und Lateinischen absolute Participien erfodert werden würden.

Folgende Stelle wird dies genauer erläutern. (Ramay. B. 1. Sect. 1. Sl. 62 63.)

रामोऽपि हतमारीचो निवृत्तो बहु चिन्तयन् ।
शून्यं दृष्ट्वाश्रमपदं विललाप सलक्ष्मणः ॥

»Auch Ramas, nachdem er den Marichas erschlagen hatte, sehr besorgt zurückkehrend,
wehklagte, bei dem Leer-Finden der Einsiedelei, mit Lakshmanas.«

Hier ist das zweite Wort des ersten Verses die Zusammensetzung, welche Bahuvrîhi genannt wird, und die ganz dieselbe mit den Griechischen Beiwörtern ἑκατογκέφαλος, χρυσόχειρ u. s. f. ist, allein in viel größerem Umfang gebraucht werden kann. Von Wort zu Wort müßte man hier übersetzen: »der den erschlagenen Marichas habende, der mit ihm begabte, versehene.« An dies Beiwort schließt sich das Part. praet. eines intransitiven Verbum an, dann folgt die Verbalform, von der wir hier reden, und endlich erst das Verbum finitum. So sind hier vier Sätze in Einen verbunden. Ramas hatte den Marichas erschlagen, er kehrte zurück, er sah seine Wohnung leer, er klagte mit Lakshmanas. Da es der Sanskritsprache an dem Participium keiner Zeit im Activum und Passivum gebricht, so hätten alle diese Sätze in einfach an einander gehängte Participien gekleidet werden können. Allein es war unstreitig aus-

drucksvoller, in den grammatischen Formen zu wechseln, die vorhergegangene That dem Subject als sein Beiwort, wie sonst das des Feindebezwingers, beizugeben, dann die einfache Rückkehr, als Participium, auszudrücken, und das, was die Hauptsache des ganzen Satzes: das Wehklagen, begründet, als Handlung. Aus diesem Reichthum und dieser Freiheit der Sprache im Gebrauch der Participien, so wie aus der durch das gegebene Beispiel belegten Anwendung verschiedener Formen in nuancirter Andeutung der Begriffe, scheint mir hervorzugehen, daß es schon an sich nicht wahrscheinlich ist, daß die hier betrachteten Formen auch nur Participien wären. Die Sprache würde durch eine Form mehr von diesen nichts gewinnen, und durch ihre Unveränderlichkeit eine weit mangelhaftere erhalten, als sie in den andern besitzt. Sieht man dagegen diese Formen für Gerundien an, so wächst dadurch die Mannigfaltigkeit der Sprachformen, und der Ausdruck gewinnt eine neue und dem Gedanken sich in weiterem Umfange anpassende Gestalt. Denn das Participium ist dadurch gebunden, das dasselbe sich, als ein Attributivum, allemal auf ein Subject beziehen muß, da das Gerundium, als der bloße, aber ganze Verbalbegriff mit der Möglichkeit aller Beziehungen, deren das Verbum fähig ist, ohne eine nothwendig andeuten zu dürfen, mehr Umfang und Freiheit gewährt.

§. 10.

Geht man die im Vorigen gesammelten Beispiele in der Absicht durch, zu prüfen, ob in ihnen die Verbal-

form nach Art eines Participium erklärt werden kann, so verstatten alle, ein einziges ausgenommen, eine solche Erklärung, selbst ohne daß man gezwungen wird, der Verbalform einen passiven Ausdruck zu geben, der nur bisweilen die Construction leichter und natürlicher macht. Allein man kann bei dieser Erklärung durch das Participium nicht immer nach derselben, sondern muß nach zwei verschiedenen Methoden verfahren.

Man muß nämlich die Verbalform entweder als ein Part. act. ansehen, welche zu demjenigen Casus gehört, der entweder Subject im Hauptsatze ist, oder doch sonst mit dem Hauptsatz in Verbindung steht;

oder man muß die Verbalform als einen absoluten, im Nominativ stehenden Paticipialsatz betrachten.

Eine lange Reihe von Stellen erlauben die eine, oder die andere Erklärung, allein einige wenige lassen allein die letztere zu.

Ueberall nämlich, wo die Verbalform und das Verbum des Hauptsatzes dasselbe Subject haben, oder wo doch nichts im Wege steht, eben so wohl die Verbalform, als ein Attributivum, auf ein im Hauptsatz ausgedrücktes Nomen zu beziehen, oder sie absolut zu stellen, und ein Subject im Nominativ zu ihr zu ergänzen, sind beide Ansichten anwendbar.

Beisp. 1 — 3. Entweder:

»Hiranyakas, eine Höhle gemacht habend, bewohnte sie;«

oder:

»nachdem H. — hatte, u. s. f.

Hier gilt die Verbalform für einen Nominativ.

Beisp. 10 — 14. 20. Entweder:

Das Mitleid des, den erschlagenen Vogel gesehen habenden Heiligen wurde rege;

oder:

»da der Heilige — hatte,« so ward u. s. w.

Hier stellt die Verbalform das Participium im Genitiv vor.

Beisp. 18. nach der Boppischen Uebersetzung. Entweder:

»zu dem, den Aether erreicht habenden sagte« u. s. f.

oder:

»da er — hatte, so sagte« u. s. f.

Hier vertritt die Verbalform den Accusativ.

Beisp. 4 — 6, 8. 15. 21. 26. 28. 29. Entweder:

»durch diesen also gesprochen habenden wurden aller Bande zernagt,«

oder mit ergänztem, und in den Nominativ gestelltem Subject:

»da er also gesprochen, wurden« u. s. f.

Unter den übrigen Beispielen dieser Classe dürften folgende besonderer Erläuterung bedürfen:

Beisp. 6. Entweder:

»der Geier wurde von allen überlegt habenden Vögeln getödtet,«

oder:

»nachdem (sie alle) überlegt hatten, wurde er von ihnen« u. s. f.

Beisp. 8. Entweder:

durch den Morgen früh dahin gehenden muß daselbst geblieben werden,

oder:

nachdem (er) — gegangen seyn wird, muß durch ihn da geblieben werden.

Beisp. 15. Entweder:

»den Wanderer, von dem 'also gesprochen habenden, und langsam herzugeschlichenen Tiger gehalten, überlegte«

oder:

»da (nämlich der Tiger) also gesprochen hatte, und herzugeschlichen war, überlegte der von dem Tiger« u. s. f.

Hier ist jedoch die letzte Constructionsart nicht gerade natürlich, da nach ihr nur der Zusammenhang ergiebt, was hier das Subject der Verbalform ist.

Beisp. 21. Entweder:

»Lilavati wurde mit Hülfe der den Bulen erkannt habende Kupplerin bestraft,«

oder:

»da (man, oder der Ehemann) den Buhler durch die Kupplerin erkannt, so wurde Lilavati« u. s. f.

Hier ist gegen die letzte Constructionsart noch mehr einzuwenden, da man, weil die Participialform im Activum nicht impersonal seyn kann, eine sonst in der Erzählung nicht vorkommende Person ergänzen muß.

Beisp. 26. Entweder:

Ravana raubte die Sita vermittelst des, die beiden Fürstenentsprossenen weit entführt habenden Zauberers,

oder:

»Ravanas raubte die Sita vermittelst des Zauberers, da (dieser) die beiden Fürstenentsprossenen weit entführt hatte.«

Beisp. 29. Entweder:

»durch die, ihn durch Sinnlichkeit anlockende List, werde er herbeigeführt,«

oder:

»nachdem man ihn durch — — angelockt hat, werde er« u. s. w.

Auch hier muß bei der letztern Ansicht die Verbalform so genommen werden, daß eine unbestimmte Person ergänzt wird.

In allen diesen Fällen wird die Verbalform zum Attributivum eines im Instrumentalis stehenden Nomen, oder Pronomen.

Ausschließlich als absolute Participial-Constructionen können die Fälle genommen werden, wo die Verbalform von ihrem eignen Subjecte begleitet ist, dieses im Nominativ steht, und dieser Nominativ auf keine Weise zur Construction des Hauptsatzes gehören kann.

Beisp. 23. 24.

In diesen beiden Beispielen bleibt nichts übrig, als die Verbalform mit ihrem Nominativ absolut zu stellen. Als Attributivum könnte sie nur zu diesem Nominativ gehören, und dieser kann nicht in dem unmittelbar folgenden Hauptsatze Platz finden, der ein andres grammatisches Subject hat.

Ganz unmöglich aber wird die Erklärung durch ein Participium in der Stelle Beisp. 25.

Da sich in dieser der Instrumentalis schlechterdings nicht in die Construction des Hauptsatzes verweben läßt, so kann die Verbalform nicht, wie in Beisp. 26. und anderen, als ein Attributivum auf ihn bezogen werden. Daß dieser Instrumentalis als ein absoluter Participialsatz gelten könne, wird wohl keinem, mit dem Geiste der Constructionen aller Sprachen irgend Vertrauten einfallen. Die Verbalform passiv. zu nehmen, wo der Instrumentalis sich allerdings natürlich auf sie beziehen

würde, erlaubt wieder der von ihr regierte Accusativ nicht. Wie man sich also wenden möge, so kann die Verbalform hier nie für ein Participium, sondern allein für ein Gerundium gelten.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß die Verbalformen in त्वा und य allerdings meistentheils als Activparticipien erklärt, und übersetzt werden können, daß es indessen doch selbst in den wenigen hier zusammengetragenen Beispielen eins giebt, in welchem sogar jede Erklärung als Participium unmöglich ist. Die Anwendbarkeit dieser Erklärungsweise aber auf die übrigen Stellen ist wenig zu verwundern, da dieselbe auf den beiden Voraussetzungen beruht, daß jene Formen, als indeclinabel, sich jedem Casus anzuschließen im Stande sind, und daß man durch sie auf jede Weise absolute Participial-Constructionen im Nominativ bilden kann. Es giebt indessen einige Stellen, wo die Participial-Erklärung zwar auch möglich, allein, besonders bei activem Ausdruck, weit entfernt ist, natürlich zu erscheinen. Es sind dies diejenigen, wo die Verbalformen unpersönlich genommen werden müssen, und der Grund leuchtet sogleich ein, als man bedenkt, daß das Participium, als ein bloßes Attributivum, allemal eines bestimmten Subjectes bedarf.

Beisp. 9. 16. 20.

»das, wohl überlegt habend (d. h. nachdem man wohl überlegt hat) Gesprochene;«

»er, einer ihn herausgefodert habend, wurde besiegt.«

Hier müssen die unterstrichenen Worte rein hinzugesetzt werden.

Natürlicher wäre allerdings der passive Ausdruck:

»das wohl überlegt Gesprochene.«
»er, herausgefodert, wurde besiegt.«

Allein die natürlichste Uebersetzung ist die durch Gerundien und Verbalsubstantiva:

»das, nach Ueberlegung, Gesprochene;
»er wurde, nach einer Herausfoderung, besiegt.«

Diese Stellen, die gar nicht zu den seltenen gehören, und die unmittelbar vorher berührte, welche gar keine Participial-Ansicht zuläßt, unterstützen die im Vorigen für die Meinung, daß die Verbalformen in त्वा und य nicht Participia sind, aufgeführten Gründe.

§. 11.

Da wir dieselben jetzt als Participien betrachtet haben, wollen wir versuchen, sie nunmehr als Gerundien anzusehen.

Prüft man nun die im Vorigen gesammelten Beispiele jetzt aufs neue von dieser Ansicht aus, so ist es, meinem Gefühl nach, offenbar, daß sich dieselben, einige seltene ausgenommen, die ich gleich besonders berühren werde, viel natürlicher als Gerundien auffassen lassen, denn als Participia. Selbst wo das eine gleich natürlich als das andere seyn sollte, gewinnt die Construction, und wird mannichfaltiger und ausdrucksvoller, wenn man das erstere annimmt. Die beiden bestimmten Ver-

theile, welche die Erklärungsart durch das Gerundium gewährt, sind die, daß diese Verbalform nicht der ausdrücklichen Hinzufügung eines bestimmten Subjects bedarf, und daß sie, wie oben gezeigt worden, eben so wohl in activem, als passivem Sinn genommen werden kann. Das erstere bewirkt, daß die Gerundiv-Erklärung für die Fälle (Beisp. 9. 16. 20) wo die Verbalform unpersönlich steht, fast ausschließlich die passende ist; das letztere erleichtert die Construction der Sätze, wo (wie Beisp. 4—6. 8. 15. 21. 26. 28. 29.) ein Instrumentalis sich zugleich auf die Verbalform, und das Hauptverbum bezieht. Wenn man bei der Participial-Erklärung allemal absolute Participialsätze annimmt, so werden die einfachsten Constructionen höchst schwerfällig und ungelenk, da hingegen die Verbalform, nach Gerundiv-Art erklärt, sich, gleich einem Adverbium zum Hauptverbum, leicht, wie ein Zwischensatz einschiebt. Zieht man dagegen die, als Participium genommene Verbalform auf den Casus des Hauptsatzes, so bleibt es doch höchst auffallend, daß sie sich unverändert jedem Casus anschließen soll. Und mit welchem Grunde ließe es sich rechtfertigen, daß man, statt der vorhandenen bestimmten und declinirbaren Participien, eine so sonderbare Abart derselben gebraucht hätte? Die bloße, gerade in dieser Unveränderlichkeit liegende Bequemlichkeit könnte doch wohl nicht als genügender Grund angesehen werden. Allein das Gerundium, statt des Participium, zu gebrauchen, waren wirklich triftige Gründe vorhanden, indem dadurch eine ganz andre Construction, mithin eine ganz andre grammatische Ansicht des Gesagten entsteht.

Um indessen die Untersuchung ganz unparteiisch zu beschliessen, muß man gestehen, daß, so wie wir eine Stelle gefunden haben, in welcher sich die Verbalform nicht als Participium erklären läßt, es gleichfalls solche giebt, welche der Erklärungsart durch das Gerundium, wenn auch nicht in gleichem Grade, widerstreben.

Es sind dies diejenigen, welche, nach unserer obigen Bemerkung, wenn man die Verbalformen für Participia nimmt, nur als absolute Participialsätze gelten können. Beisp. 23. 24.

In diesen nämlich wird die Verbalform unmittelbar mit dem Nominativus verbunden. Wenn aber die Verbalform ein Gerundium ist, so läßt sich dies mit streng grammatischen Begriffen nicht vereinigen. Denn das Gerundium ist, wie wir oben gezeigt, nichts andres, als der selbständig betrachtete, und daher zum Nomen gemachte Infinitivus. Fügt man nun zu dem Infinitivus einen Nominativus, so könnte dieser nur Subject und regierend, nicht Object und regiert seyn. Es würde daher alsdann dem Infinitivus dasjenige, wovon er den Namen trägt, genommen, und ihm das zugesellt, was nur dem Verbum finitum zukommt. Aus diesem richtigen und natürlichen Gefühl muß man es, dünkt mich, erklären, daß in der Construction, die man richtiger den Infinitivus cum Accusativo als umgekehrt, nennen würde, das wirkliche und unbestreitbare Subject in den Accusativ gesetzt wird. Vermöge dieser Construction wird ein selbständiger Satz eben so, als Prädicat, oder Theil des Prädicats mit einem andern Satze verbunden, als dies bei den absoluten Participialsätzen, als Theilen,

oder Bestimmungen des Subjectes geschieht. Es muß daher dem zu verbindenden Satze eben so seine Selbständigkeit, d. h. sein Verbum finitum genommen werden. Dies geschieht aber bei dieser Construction durch Verwandlung in den Infinitivus. Dieser Infinitivus wird nun von dem Hauptsatze regiert, und er regiert wieder alle einzelnen Theile des zu ihm gehörenden Satzes, und gerade weil er dies thut, muß er den Nominativ, der das Subject des für sich bestehenden Satzes war, nun in einen Accusativus verwandeln.

Im Griechischen bleibt zwar häufig auch bei dem Infinitivus in diesen Fällen der Nominativus, entweder ausdrücklich, oder stillschweigend stehen, so oft nämlich in dem neu verbundenen, regierten Satze von demselben Subjecte, als im regierenden die Rede ist, und dieses in diesem gleichfalls im Nominativus steht. Allein diese, allerdings auch anomalische Construction hat einen besondern Grund, der sich auf das ganze Constructionssystem der Sprache bezieht. Der Nominativus wird in diesen Arten der Wortverbindungen zwar allerdings auch vom Infinitivus regiert, welcher selbst unmittelbar vom Hauptsatze abhängt, und man würde durchaus irren, wenn man ihn wollte vom Hauptverbum regieren lassen; allein der Grund der Verwandlung des Accusativs, welchen der Infinitivus hier eigentlich fodert, ist die Sorgfalt, welche die Griechische Sprache in ihrer ganzen Constructionsweise für die Klarheit und Leichtigkeit der mit einander verbundenen, oder in einander verschlungenen Sätze hegt. Aus dieser Sorgfalt fließt, daß sie gern da, wo der Gegenstand nicht wechselt, denselben Casus

auch durch die verbundenen Sätze fortlaufen läßt. Daß dies der Grund dieser Abweichung ist, und daß derselbe gar nicht in der Natur des Nominativs liegt, geht deutlich daraus hervor, daß, wenn im nämlichen Fall der Gegenstand, von welchem im Hauptsatze der nachfolgende Infinitivus abhängt, in einem andern Casus, dem Genitiv oder Dativ, steht, der Infinitivus auch sein (ursprünglich und eigentlich als Accusativ zu denkendes) Subject in diese Casus versetzt. Dem Princip und der Absicht nach, kann daher diese Construction mit der gleichfalls von der gesetzmäßigen und natürlichen sehr abweichenden des Pronomen relativum verglichen werden, wo dieses auch, statt in den Casus zu treten, welchen das Verbum des Satzes, zu dem es gehört, regiert, den des vorhergehenden Nomen und Pronomen annimmt, auf welches es sich bezieht. Es darf auch nicht vergessen werden, daß jene Verbindung des Nominativus mit dem Infinitivus nicht schlechterdings nothwendige Regel ist, sondern daß, auch bei gleichem Subject, der Accusativus gesetzt werden kann, und wirklich gesetzt wird.

Daß hier nicht die Fälle angeführt werden können, wo der Nominativus, als Prädicat, bei dem Infinitivus eines Verbum neutrum oder passivum steht, begreift sich von selbst, da hier von dem Subjecte des Infinitivus die Rede ist.

Auf eine andre Weise verbindet sich im Griechischen der Nominativus mit dem Infinitivus in der Redensart *ἑκὼν εἶναι*. Allein hier wird nicht der Nominativus (der eben so wohl jeder andere von der übrigen Construction des Satzes gefoderte Casus seyn kann) vom

Infinitivus, sondern umgekehrt dieser von jenem regiert. Der Infinitivus hat einen beschränkenden, aber bestätigenden Sinn, und kann, genau genommen, nur durch das Hinzudenken einer Conjunction an das andre Wort angeknüpft werden. Freiwillig, dem Seyn, dem Wesen nach, also wirklich, wenn es auch anders schiene. In vielen Stellen steht dann aber dieser Infinitivus ohne alle so bestimmte Bedeutung. Man könnte denken, daß der Infinitivus hier bloß die Stelle des Participiums verträte. Allein, da wo die Bedeutung desselben prägnant ist, könnte das Participium (das nicht einen Augenblick mehr sagen würde, als das Wort selbst) nicht dieselbe Kraft haben, als der Infinitivus.

Die Sanskritsprache kennt dieselbe Wortverbindung, jedoch, so viel ich weiß, nur mit dem Nominativ, und bedient sich dazu der Verbalform in त्वा. Wir haben schon oben das Beispiel प्राञ्जलिभूत्वा angeführt. Die Vergleichung mit dem Griechischen scheint hier einen Beweis mehr abzugeben, daß diese Form ein Gerundium ist: »mit gefalteten Händen im Seyn, seinem Seyn nach.« *)

Durch Beispiele, die sich von der Griechischen Sprache entlehnen ließen, kann daher die Anomalie nicht gerechte

*) Ich möchte hier lieber den Begriff des Werdens anwenden, welcher dem substantiven Verbum भू bhû eben so ursprünglich eigen ist, als den entsprechenden φύω und fuo; und die obigen Worte dem Sinne nach durch ὄντως γενόμενος übersetzen.

Anm. d. Hg.

fertigt werden, welche unläugbar in dem Gebrauche des Nominativs bei den Verbalformen in त्वा und य liegt, wenn man dieselben als Gerundia erklärt. Es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, daß ihre Construction natürlicher schiene, wenn, statt des Nominativs, der Instrumentalis in derselben gebraucht wäre. Als Participien erklären sich die Verbalformen in diesen Stellen bequem und leicht. Ich glaube indessen nicht, daß man darum sogleich von der Voraussetzung abgehen müsse, daß sie Gerundien sind. Kleine Abweichungen dieser Art hängen von der Ansicht ab, welche Nationen sich von der Natur ihrer Sprachformen bilden, und von der Richtung, welche der Gebrauch ihnen giebt. Es ist nichts weniger, als ungewöhnlich, daß in diesem eine Form sich zu einer andern hinüberneigt, und auf diese Weise die strengen Gränzen ihrer eigenthümlichen Natur überschreitet.

§. 12.

Wie aber ist das Gerundium in der Sanskritsprache vorhanden? Dies ist die Frage, welche, wenn auch der Sinn der einzelnen Stellen die Uebertragung in diese Form begünstigt, noch zu beantworten übrig bleibt.

Das Gerundium ist der substantivirte Infinitiv, und wird daher grammatisch durch Substantivzeichen am Infinitiv erkennbar. So ist es nämlich, wo dasselbe, wie im Griechischen, in seiner wahren Gestalt vorhanden ist. Im Lateinischen kann dies nicht statt finden, weil der Infinitiv die Verbindung mit keinem Substantivzeichen duldet; im Sanskrit kann dies noch weniger seyn,

da der Infinitiv schon selbst ein Substantivzeichen an sich trägt, folglich nicht eigentlich ein Infinitiv, sondern ein, als Infinitiv gebrauchtes Substantivum ist. Da aber dies Substantivum den Casus des Verbum (wenigstens in der Regel) regiert, und da es in seinem Gebrauche dem Infinitive, wenn auch bisweilen mangelhaft, gleichkommt, so kann man es, nach den obigen Begriffen, ein Gerundium, oder, wenn man dies, wegen der Aehnlichkeit der Bildung mit der Lateinischen Form vorzieht, ein Supinum nennen.

Hr. Prof. Bopp hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht, und die Sache scheint mir vollkommen außer Zweifel gesetzt.

Die äußere Form des Infinitivs ist die des Accusativs eines in तु endenden Substantivs. Er regiert den Casus des Verbum, nimmt keine Tempora an, und ist gleichgültig gegen die Beziehung des Genus des Verbum, welche, indessen er derselbe bleibt, im regierenden Worte liegen muß. Er läßt sich zwar übrigens vollkommen als ein Infinitiv behandeln, steht nach Verben und nach andern Redetheilen, selbst bisweilen da, wo eigentlich der Genitivus des Gerundium passend *) wäre, allein immer läßt er sich als der Accusativus eines Substantivs erklären, entweder gerade zu, als Object der Handlung, oder, mit ausgelassener Präposition (nach dem Sinn andrer

*) Nal. XX. 16. नायं कालो विलंबितुं non id (est) tempus cunctari statt cunctandi, wie man auch im Lateinischen das eine und das andre, obgleich jenes selten sagt, doch wörtlich ad cunctandum, zum Zögern.

Sprachen), als Ziel der Bewegung der Handlung, wie das Lateinische Supinum in das Gerundium in dum mit ad verwandelt werden kann. Abgesonderte Präpositionen, die sich durchaus nicht als andre Redetheile (Nomina, Adverbien) ansehen ließen, sind ohnehin in der Sanskritsprache selten, *) und es mag daher stammen, daß auch das Lateinische, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ganz Sanskritisch gebliebene Supinum niemals eine Präposition zuläßt. Daß auf diese Weise der Infinitiv nicht in seiner reinen Natur, sondern immer substantivisch angesehen wurde, hat, wie ich glaube, wieder einen Einfluß auf die Bedeutung, und den Gebrauch der im Vorigen berührten unvollständigen Verba, bei deren Ergänzung der reine Infinitiv am deutlichsten hervortritt, ausgeübt. Diese Verba allgemeiner Bedeutung (wollen, mögen, können, dürfen, sollen, müssen u. s. w.) sind zwar in allen Sprachen von bestimmter und concreter ausgegangen, und das Abschleifen derselben durch den Gebrauch, so wie die Vervielfältigung der Wörter selbst, zeigt sich in denjenigen Sprachen recht, deren Conjugation der Hülfsverba bedarf. Allein unläugbar scheint es mir doch, daß die Sanskrit-Verba, durch welche wollen **),

*) Vgl. Schlegels Indische Bibliothek, 3. Heft, S. 332.

**) Für diesen Begriff sind mir keine andren Ausdrücke bekannt, als die wünschen bedeuten. Der gewöhnlichste ist इष् Diesem ist sein ursprünglicher Begriff des Verlangens immer sichtbar beigemischt, und er reicht daher für das allgemeinere Wollen, das oft vom Wunsche ganz entfernt seyn kann, nicht aus.

können *) und müssen **) angedeutet wird, zur Bezeichnung des reinen Begriffs dieser Zustände, frei von

*) Für den Begriff des Können, giebt es die beiden Wurzelwörter शक् und षह्, letzteres mit der Vorsylbe उत्. Beide drücken zwar ein Vermögen, ein Ausdauern, Aushalten aus, allein sie scheinen mir keinesweges gleichbedeutend. In dem erstern Worte liegt mehr die Kraft, die Stärke, vorzüglich die physische; in dem Letzteren hauptsächlich ein Ertragen, also vorzüglich ein moralisches Vermögen. Das einfache षह् oder सह् heißt wirklich tragen. Diese Nuance der Bedeutung findet sich nun auch in dem Gebrauch. Wenn davon geredet wird, daß man nicht für einen andern um ein Weib anhalten (Nal. III. 8.) oder den Zorn nicht bändigen kann, (Ib. VI. 14) oder daß man unter Bedingungen bei jemand wohnen will, (Ib. VIII. 67.) wird षह् ganz eigentlich gebraucht, und geht daher in den Begriff des wagen, sich unterfangen über. Von dieser Art scheint der Unterschied der zwei sonst ähnlichen Verse des Ramayana B. 1. Abschn. 23. Sl. 31. und Abschn. 24. Sl. 16. a. zu seyn. Das in dem ersteren gebrauchte शक्तः zeigt, mit der Negation verbunden, die absolute Unmöglichkeit, den Mangel der Kraft an; उत्सहते im letzteren den Mangel an Muth, das Nicht-Wagen. So nimmt auch beide die Englische Uebersetzung. Denselben Sinn lege ich dem उत्सहे in Nal. III. 10. bei. Es ist da nicht von Gewaltthat die Rede, und es bedurfte nicht der Kraft, aber wohl der Verwegenheit, in ein wohlbewachtes Haus einzugehen. शक् ist mehr das Können über-

Nebenideen, ungleich unbequemer sind, als die gleichbedeutenden Griechischen und Lateinischen. Wie ich nun

haupt, wie wenn man vor Körperschwäche nicht einen Fuß vor den andern setzen (Nal. XIV. 7. a.) oder vor feindseligen Göttern ein Opfer nicht, ohne Störung, vollbringen kann. (Ramay. B. I. Sect. 17. Sl. 5. a. Es kann daher, als das allgemeine Wort, auch da stehn, wo man sonst पह् findet, wie es Nal. I. 8. a. vom Besiegen der Liebe, wie jenes VI. 14. von dem des Zorns gebraucht wird. Auch wird an ihm das Passivum ausgedrückt (Nal. XX. 5. XXVI. 21. a.)

**) Das gewöhnliche Verbum ist अर्ह् (Indische Bibl. Heft 1. S. 109). Wenn in Bopps Nalas dies oft durch velis, velitis, und in der Englichen Uebersetzung des Ramayana durch be pleased übersetzt ist; so kommt dies wohl nur daher, daß in diesen Stellen das Müssen als Bewegungsgrund eines fremden Willens vorgetragen wird, und das Verhältniß der Personen von der Art ist, daß nur bittende Vorstellung für dieselben paßt. Der Grundbegriff des Wortes, wo es in andern grammatischen Formen vorkommt, ist: geschickt, passend, würdig zu etwas seyn. So steht es Nal. XXXV. 3. und in vielen andern Stellen. Daß das Verbum selbst in diesem Sinne gebraucht werde, bezweifle ich. Allein die durch dasselbe ausgedrückte Idee des Müssen, schließt sich an diesen Grundbegriff an, und trägt gewöhnlich die Spur dieses Ursprungs an sich. Man muß so handeln, weil es so passend, geziemend, pflichtmäßig ist. Daher muß dies Verbum, nach Verschiedenheit der Stellen, auch oft durch decet, par, consentaneum est, übersetzt werden. In einigen ist es freier von diesem Nebenbe-

aber dies der substantivischen Ansicht des Infinitivs zuschreibe, so glaube ich, könnte man, wenn man noch Gründe häufen müßte, von dieser Eigenthümlichkeit auf sie zurückschließen. Damit hängt, sey es als Ursache, oder als Wirkung, eine andere zusammen, daß nämlich die Sprache jedes Verbum in die begehrende Form umbilden, und diese wieder an Adjective hängen, auch durch Sylbenwiederholung verstärken kann, und daß sie von den, mit dem Begriff der Nothwendigkeit gestempelten Verbal-Adjectiven einen weit ausgedehnteren Gebrauch, macht, als die Griechische und Lateinische. Das Müssen wird größtentheils durch diese bezeichnet.

Den Genitiv des Gerundium findet man im Sanskrit in den zusammengesetzten Wörtern, in welchen das erste Element ein Verbalnomen in तु ist, welches den Casus des Verbum regiert, von dem es abstammt. So Nal. IX. 31. a.

griffen. So Ramay. B. I, Sect. 18, Sl. 16. 17. a., wo die Nothwendigkeit bloß durch den Wunsch, einen Zweck zu erreichen, bedingt wird. In Ramay. B. 1, Sect. 12, Sl. 52. übersetzen zwar die Englischen Herausgeber das Verbum durch: the King is worthy. Allein die Brachmanen wollten nicht sagen, daß sie unwürdig wären, Land zu beherrschen. Ihre Meinung ist nur, daß dem König allein die Beherrschung der Erde zukommt. Wir, fügen sie hinzu, sind nicht im Stande Länder zu beschützen.

न चाहं त्यक्तुकामस्त्वां

»ich bin nicht dich zu verlassen Begierde tragend.«

Ob man das erste Element dieses zusammengesetzten Wortes ein Wort im status absolutus, oder den Infinitiv mit weggeworfener Endung nennt, kommt auf dasselbe hinaus. Denn der Infinitiv verwandelt sich, nach weggeworfener Endung, von selbst in den status absolutus.

Es fragt sich nun, ob die Formen in त्वा und य gleichfalls, wie Hr. Professor Bopp behauptet, (Conjugationssystem, S. 37—60. Nalas Anm. 77.) Hr. Ritter von Schlegel aber (Indische Bibl. S. 124 — 127.) bestritten hat, auch ihrer grammatischen Bildung nach (da wir in Absicht der Bedeutung dies schon bevorwortet haben) den Gerundien beizuzählen sind? und wir müssen, um alle Data zur Entscheidung vollständig zu besitzen, jetzt auch das sogenannte indeclinable Wiederholungsparticipium in अम् hinzunehmen.

Das erste, was bei der Vergleichung dieser Formen ins Auge fällt, ist, daß zwei, त्वा und अम्, Casusendungen an sich tragen, der Form य dies aber fehlt.

त्वा mit Hrn. Prof. Bopp für einen Instrumentalis eines Verbalsubstantivs in तु und folglich, da es den Casus des Verbum regiert, und von derselben Gattung ist, welche auch den Infinitiv bildet, eines Gerundium (im obigen Sinne des Worts) zu halten, glaube ich keinen Anstand nehmen zu dürfen. Die Endung आ ist dem Instrumentalis dergestalt eigen, daß man in einem allgemeinen Declinationsschema, wo man eine

feine Abweichungen überginge, demselben keine andere beilegen könnte. Die Ableitung von einem Nomen in तु ist durchaus regelmäßig, wenn dieses, wie so viele Abstracta, ein Femininum ist. Im Sinne entspricht der Gebrauch der Form dem des Instrumentalis mehr, als irgend eines andern Casus. Die Verbindung mit अलं und खलु geschieht mit dieser Form, und bei unläugbaren Substantiven mit dem Instrumentalis. (Carey's Gramm. p. 880. m. 30.) Diese Verbindung ist auch außerdem merkwürdig, weil die Form darin in einem andern Sinne, als gewöhnlich genommen wird, und in einem dem Gerundium dergestalt zusagenden, daß Forster, der sonst alle diese Formen indeclinable Participien nennt, doch hier auch ein Gerundium zu finden glaubt.

Obgleich aber der Infinitivus und die Verbalform in त्वा hiernach von Substantiven in तु herkommen würden, so kann man sie darum nicht bei jeder Wurzel von einem und eben demselben herleiten. Hr. Prof. Bopp hat dies schon in seinem Conjugationssystem S. 57. bemerkt, und Hr. Ritter von Schlegel hat es (Indische Bibl. Heft. 1. S. 126.) mit mehreren Beispielen in seiner Recension der Boppischen Ausgabe des Nalas ausgeführt, die sich durch eine eben so gelungene, als geistreiche Auslegung mehrerer schwierigen Stellen dieses Gedichtes so glücklich auszeichnet. Der Infinitivus wird, die eigenthümliche Endung abgerechnet, mit denselben Wurzelveränderungen und eben so gebildet, als das erste Futurum; die Verbalformen in त्वा folgen zwar auch diesem Tempus in dem Punkt der Annahme eines इ vor dem तु, rich-

ten sich aber da, wo die Wurzeln in Consonanten ausgehen, nach den Regeln der Bildung der Participien des dritten Präteritum des Passivum, wo dieses in त endigt. Der Infinitivus und die Verbalform müssen daher von einander abweichen, wo das erste Futurum und das eben erwähnte Participium nicht mit einander übereinstimmen. Darum bleibt aber das Wesen der Form immer dasselbe.

Die Wiederholungsform in अम् dient anzuzeigen, daß, indem eine zweite Handlung anfängt, eine erste vorhergängige noch fortdauert. Sie wird in der Regel zweimal nach einander gesetzt.

चेतं चेतं

»nach wiederholtem Ueberlegen, indem ein Ueberlegen zum andern hinzukommt.«

In mehreren Fällen aber wird die Wiederholung unterlassen.

अग्रेभोजं

bei dem vorausgegangenen Essen (having first eat. Forster's *Gramm.* pag. 463.)

Diese Form regiert, wie die andern, einen Accusativ da, wo das Verbum sein Object in den gleichen Casus stellen würde.

उरांसि प्रतिपेषं युध्यते

»mit die Brüste zermalmen wird gekämpft.«

Grammatisch trägt die Form die Individualität eines Casus an sich, nämlich des Accusativs. So weit ist sie der in त्वा gleich.

Sie hängt aber mit dem Infinitiv auf keinerlei Weise zusammen, und kann daher, nach der grammatischen Bildung, eigentlich nicht Anspruch machen, ein Gerundium zu heissen, obgleich sie der Bedeutung desselben vollkommen entspricht. Sie scheint mir ein von den Wurzeln der Verben durch das Suffixum अ gebildetes Substantiv. Sie folgt indessen bei dieser Bildung eignen Wurzelveränderungen, die nicht überall mit den, dem Suffixum अ sonst eigenthümlichen übereinkommen. Oft jedoch ist dies der Fall. So heißt das sogenannte Wiederholungs-Participium von हन्, tödten, घातं; und das von derselben Wurzel durch das Suffixum अ gebildete Substantivum ist घात.

Von diesen beiden Formen ist die in य ausgehende dadurch wesentlich verschieden, daß sie kein Casuszeichen an sich trägt. Sie kann nur für ein Wort im status absolutus, oder allgemein für ein Indeclinabile gelten. Sie hat indessen eine zu große Uebereinstimmung mit dem angeblichen Participium des Futurum im Passiv, als daß man sie nicht mit diesem nahe verwandt glauben sollte. Daß der mit diesen Participien verbundene Begriff der Nothwendigkeit nahe mit dem des substantivirten Infinitivs zusammenhängt, ist schon oben bemerkt worden, und so konnten in der Sanskrit-Sprache, wie in der Lateinischen, dieselben wohl auch als solche Infinitive gebraucht werden. Wie aber im Lateinischen vorzugs-

weise hierzu das Neutrum singul. diente, so konnte man hier den status absolutus dazu auswählen, und eben so kann in diesem besondern Gebrauch die eigenthümliche, im Participium nur bei gewissen Wurzeln übliche Bildungsart liegen. Die Muthmaßung des Hrn. Prof. Bopp, daß auch diese Form ein Instrumentalis von Substantiven in इ sey, hat allerdings die Analogie anderer Fälle für sich, wo der lange Vocal in einen kurzen übergegangen ist, und empfiehlt sich auch dadurch, daß die Sanskrit-Sprache in der That, selbst unter den Indeclinabilien, nur sehr wenig Wörter, allein stehend, im status absolutus, oder ohne eine wirkliche Casusendung läßt. Diese Gründe reichen jedoch, meinem Gefühl nach, nicht hin, ihr den nothwendigen Grad der Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Es ließe sich auch auf keine Weise erklären, warum Substantiva in तु einfachen, in इ mit Präpositionen versehenen Wurzeln zu Theil werden sollten. Dies wird zwar auch dadurch nicht genügend aufgeklärt, daß man diese Form dem Pars. fut. pass. nahe bringt. Allein es verdient doch beachtet zu werden, daß der Umstand, ob ein Verbum eine Präposition mit sich führt, oder nicht, auf die Bildung dieser Art grammatischer Formen, mehr als auf die irgend einer andern, Einfluß ausübt.

Die drei angeblichen indeclinablen Participialformen bieten also einen Instrumentalis, einen Accusativ und ein Wort in dem grammatisch formlosen Zustande dar, den man nur im status absolutus, und in einigen In-

declinabilien findet. Unter dieser dreifachen Gestalt verbindet die Sanskrit-Sprache Nebensätze, die der grammatischen Folge nach, dem Hauptsatze vorausgehen, mit diesem. Die Verknüpfung durch den Instrumentalis begreift sich von selbst, da dieser Casus Beziehungen ausdrückt, die durchaus geeignet sind, den Begriff des Nebensatzes dem Hauptsatze einzuverleiben. Der Accusativus ist dazu weniger geschickt, da er gerade zu den Gegenstand des Verbum bezeichnet. Sein Gebrauch scheint mir nur daher zu erklären, daß er adverbialisch gestellt ist. Denn das Adverbium wird auch sonst durch den Accusativ eines Nomen dargestellt. Nal. XIII. 50. XV. 19. Auf eben die Weise muß, glaube ich, der Gebrauch des formlosen Wortes erklärt werden, da Adverbia in ähnlicher Gestalt vorkommen. Daß aber dem Hauptsatze auf diese Weise einverleibte Nebensätze sich wirklich unter den Begriff der Adverbien fassen lassen, und da durch diese Nebensätze eigentlich die im Verbum liegende Handlung neue Bestimmungen erhält, unter denselben gefaßt werden müssen, ist weiter oben ausgeführt worden.

Legt man nun alle aus Ideen der allgemeinen Grammatik, oder aus fremden Sprachen entlehnte Begriffe bei Seite, und beachtet man bloß die eigenthümliche Natur dieser Sanskrit-Formen, so muß man sagen, daß die Sprache, um die Anknüpfung eines dem Hauptsatze vorausgehenden Nebensatzes zu bewirken, das Verbum finitum des Nebensatzes in ein aus der Wurzel desselben gebildetes Nomen umbildet, welchem sie dieselbe Construction, als dem Verbum, ertheilt, und daß dies No-

men dann entweder in einen Casus gesetzt wird, der die Beziehung beider Sätze zu einander anzeigt, oder die Stellung eines Adverbium erhält.

Die Frage aber, ob diese Formen nun Participien, oder Gerundia sind, läßt sich, dünkt mich, nicht auf diese einfache Weise beantworten.

Die Antwort, die ich als das Resultat dieser ganzen Untersuchung ansehen würde, ist folgende.

Man muß die Bedeutung der Formen von ihrem grammatischen äußern Charakter unterscheiden.

Dem Sinn und der Bedeutung nach, sind alle diese Formen wirkliche Gerundien, und sie als Participien betrachten zu wollen, ist weniger natürlich, und widerspricht auch dem Genius der Sprache.

Der äußeren grammatischen Form nach, kann es, genau genommen, gar keine Gerundia d. h. substantivirte Infinitive im Sanskrit geben, weil der Infinitivus selbst fehlt. Da indessen doch ein Nomen die Stelle des Infinitivs vertritt, und es außerdem Eigenschaft des Gerundium ist, den Casus des Verbum zu regieren, so muß die Form in त्वा, welche zugleich diese Eigenschaft besitzt, und selbst zu jener Art Nomina gehört, nothwendig ein Gerundium heißen. Die in अम् besitzt von der Natur des Gerundium nur dieselbe Art, ihren Gegenstand zu regieren. Der in य ist diese gleichfalls eigen, und sie ist außerdem einer Art der Nomina verwandt, die an sich und in andern Sprachen enge mit dem Gerundium zusammenhängen.

Zu den Participien aber gehört keine dieser Formen, insofern man nämlich auch die sogenannten part. fut. pass. nur für Verbal-Adjectiva ansieht; und indeclinable Participien können sie um so weniger genannt werden, als wenigstens zwei die Individualität eines Casus an sich tragen, und alle nur darum ihre Form nicht ändern, weil die zu dieser Form passende Beziehung, in der sie stehen, immer eine und eben dieselbe bleibt.

॥ रामायण ॥

RÂMÂYANA,

ID EST,

CARMEN EPICUM

DE RAMÆ REBUS GESTIS,

A

POËTA ANTIQUISSIMO

VÂLMÎKE,

LINGUA SANSCRITA COMPOSITUM.

TEXTUM CODD. MSS. COLLATIS RECENSUIT,

ADNOTATIONES CRITICAS ET INTERPRETATIONEM LATINAM

ADIECIT

AUGUSTUS GUILELMUS A SCHLEGEL.

Ankündigung.

Unter vorstehendem Titel bin ich gesonnen, eine Ausgabe des gesamten Ramayana zu veranstalten: eine Unternehmung, worauf ich schon seit Jahren mein Augenmerk gerichtet, und manches vorgearbeitet hatte, zu deren Ausführung ich aber nicht eher schreiten wollte, bis ich meine Kräfte an einem Werke geringeren Umfangs versucht hätte, wie es gegenwärtig durch die Ausgabe der Bhagavad-Gita geschehen ist.

Ueber das Studium des Sanskrit, und dessen Wichtigkeit sowohl für die allgemeine Theorie der Sprachen als für die vergleichende Sprachkunde; über die einzige Eigenthümlichkeit, die hohe Ausbildung und Vollendung dieser Sprache, ist von gründlichen Deutschen Gelehrten und Denkern schon so oft mit Einsicht und Nachdruck gesprochen worden, daß ich es für überflüßig halte, dem Deutschen Publicum gegenüber, auf diese allgemeinen Betrachtungen zurückzukommen.

Die oberflächliche Meynung, als sey die Mythologie der alten Völker nur ein Gewebe willkührlicher und müßiger Erdichtungen, ist nirgends entschiedener beseitigt als in Deutschland; nirgends sind über die Bedeutung der Mythologie als einer sinnbildlichen Darlegung uralter kosmogonischer, physischer und ethischer Philosopheme, als einer wunderbaren Einkleidung nationaler und allgemein menschlicher Erinnerungen tiefer eingehende und scharfsinnigere Untersuchungen angestellt

worden; und nirgends ist auch wohl die Ueberzeugung allgemeiner verbreitet, als unter uns, daß das Verständniß der Mythologie, nebst der Auslegung der ältesten Denkmale und der Erforschung der Sprachen, die Hauptmittel sind, die Räthsel einer vorgeschichtlichen Urwelt aufzulösen, so fern dieses jetzt noch möglich ist.

Was nun die mythologische und heroische Poesie der Indier betrifft, so hat es auch hierüber nicht an vorläufigen Mittheilungen gefehlt. Der Mahabharata und Ramayana scheinen die ältesten epischen Gedichte zu seyn, welche Indien und vielleicht irgend ein Volk der Welt aufzuweisen hat. Sie beziehen sich ohne Zweifel auf wahre, nur ins Wunderbare gesteigerte Begebenheiten, während die übrigen Purana's großentheils cosmogonischen und mythologischen Inhaltes sind, zum Theil auch aus beträchtlich späterer Zeit herrühren dürften. Wenn von den achtzehn Purana's, d. h. Gedichten alter Ueberlieferung, im allgemeinen die Rede ist, so pflegen jene beiden Werke nicht mit unter dem Namen begriffen zu werden, wiewohl sie dem Wesen nach unstreitig dazu gehören.

Der Ramayana genießt noch überdieß dadurch einer besonderen Auszeichnung, daß er allein dem Dichter Valmikis zugeschrieben wird; da hingegen die Sage den Vyasas, den persönlich gemachten Begriff der Aufbewahrung und Anordnung geheiligter Urkunden, als den Urheber, nicht nur der Veda's und des Mahabharata, sondern auch der sämtlichen übrigen Purana's nennt.

Die Ursache dieser Unterscheidung liegt vielleicht darin, daß der Mahabharata mehr cyklischer Art ist,

da hingegen der Ramayana durch die Einheit der Handlung und die Einfachheit des Entwurfes sich als in Einem Geist empfangen darstellt. Uebrigens will ich hiermit keinesweges im voraus entscheiden: ob nicht auch der Name Valmikis wie Homerus collectiv verstanden werden müsse? ob nicht auch der Ramayana das gemeinsame Werk einer Dichterschule sey? Denn meines Erachtens sind die Begriffe von Dichterschulen, von Aöden und Rhapsoden, von mündlicher Ueberlieferung und Fortbildung, eben so wohl auf die alte epische Poesie der Indier anzuwenden als auf die der Hellenen.

Von der Behandlung der Mythologie im Ramayana habe ich meinen Lesern durch die dichterische Uebertragung einer Episode eine anschauliche, wiewohl unvollkommne Vorstellung zu geben versucht. Nach meinem Gefühl ist das Gedicht eben so ausgezeichnet durch die ergreifende Schilderung der Charakter und Leidenschaften, und durch die erregte Theilnahme für verhängnißvolle menschliche Lagen, als durch den Schwung der Einbildungskraft im Wunderbaren und Uebernatürlichen.

Der Ramayana besteht aus sieben Büchern, welche zusammen auf 24,000 Disticha geschätzt werden. Der Text nebst der Lateinischen Uebersetzung wird sieben Bände anfüllen; der erste Band, welcher zuletzt erscheinen soll, wird in einer allgemeinen Einleitung Untersuchungen über das Alter, den Entwurf, den Styl und die Bedeutung des Gedichts, so wie über die verschiedenen einheimischen Recensionen des Textes, ferner ein mit Erklärungen begleitetes mythologisches und geographisches Namensverzeichniß enthalten.

Die sehr erheblichen Kosten dieser Unternehmung haben mich bewogen, den Weg der Subscription einzuschlagen. Das ganze wird in vier Lieferungen erscheinen. Der Preis jeder Lieferung von zwei starken Octav-Bänden, zu 500 bis 600 Seiten jeder, auf geglättetem Royal-Velinpapier, und mit der größten Sorgfalt für typographische Schönheit gedruckt, ist auf 28 Thlr. Conventions-Geld, oder der Preis jedes Bandes auf 14 Thlr. festgesetzt.

Ich hoffe die erste Lieferung im Frühlinge des Jahres 1825 ans Licht fördern, und alsdann jährlich eine Lieferung nachfolgen lassen zu können.

Ich werde nur wenige Exemplare außer den für die Subscribenten bestimmten drucken lassen, und der Preis derselben wird nachher im Buchhandel um ein Drittel erhöht werden.

Erst nach vollendetem Abdruck des Textes, der Uebersetzung und der Einleitung wird der kritische und hermeneutische Commentar erscheinen. Dieser ist nicht mit in der Subscription begriffen, weil dessen Inhalt zum Theil nur für solche Leser geeignet seyn möchte, welche aus dem Sanskrit ihr besonderes Studium gemacht haben, und weil sich nicht im voraus bestimmen läßt, wie viel Bände er anfüllen wird. Es wird demnach den Subscribenten frei stehen, entweder den Commentar auf dieselben Bedingungen zu empfangen, oder ihre Subscription auf die vier ersten Lieferungen, welche für sich ein vollständiges Ganzes ausmachen, zu beschränken.

A. W. von Schlegel.

Bonn im Februar 1824.

Mit der ausschließlichen Besorgung des vorstehend angekündigten Werkes für Deutschland, die Schweiz, Italien und den Norden durch die Güte des Herrn Herausgebers beauftragt, beehre ich mich diese Anzeige hiermit zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und um geneigte Beförderung eines wahrhaft bedeutenden Unternehmens zu bitten, das einer thätigen Unterstützung nicht bloß von Seiten gelehrter Kenner, sondern auch eines Jeden, der an so glänzenden Fortschritten der Wissenschaft Theil nimmt, wohl in hohem Grade würdig ist. Ein Werk dieses Gehaltes, das eine Zierde der Litteratur zu werden verspricht, wie denn für eine in jeder Hinsicht treffliche Ausführung der Name des berühmten Herrn Herausgebers vollkommen Bürge ist, dürfte ganz vorzüglich in Bibliotheken seine Stelle finden, deren resp. Vorsteher ich daher besonders darauf aufmerksam zu machen mir erlaube.

Die Unterzeichnungen, um deren baldgefällige Mittheilung ich bitte, da mit dem Erscheinen der 1sten Lieferung die Subscriptionsliste geschlossen wird, können theils bei mir directe, theils bei jeder andern Buchhandlung, welche diese Ankündigung ausgiebt, gemacht werden.

Eduard Weber,
Buchhändler in Bonn.

IV.

Briefwechsel.

1.

Aus einem Briefe
von Herrn Horace Hayman Wilson
in Calcutta.

Kurze Nachricht
von einigen Indischen Schauspielen.

1.

Der Lehmkarren.

(मृच्छकटिका, मृच्छकटी, Mrichchhakat'ikâ, oder Mrichchhakat'î; von मृद्, mr'id, Lehm, Thon, und शकट, s'akat'a, Karren.)

Dieses Stück wird dem Sudrakas (शूद्रकः) König von Ujjayini (dem heutigen Ougein) zugeschrieben, welchen die Zeitrechnung der Hindu's früher als Vikramadietyas, und der Oberste Wilford um das Jahr 191 vor Christi Geburt ansetzt. Der Styl dieses Schauspiels ist einfach und veraltet, wodurch die Annahme begünstigt

wird, daß ihm unter allen noch vorhandenen Dichtungen dieser Art in der Zeitordnung die erste Stelle gebühre. Es ist eine Comödie voll lebhafter Bewegung und reich an Charaktern. Eine nähere Angabe der Verwickelung und Proben der Uebersetzung sind in dem Annual-Register von Calcutta für das Jahr 1821 abgedruckt.

2.

Vikramas und Urwasi.

(विक्रमोर्वशी, Vikramôrvasî.)

Dieses Intriguen-Lustspiel von Kalidasas enthält die Geschichte des Liebeshandels zwischen dem Könige Pururavas und der himmlischen Tänzerin (Apsarase) Urvasi. Die Verbindung der beiden Liebenden wird durch die natürliche Eifersucht der Gemahlin des Pururavas gehemmt, jedoch zuletzt glücklich zu Stande gebracht. Das Stück hat eine Fülle dichterischer Schönheiten, nur fehlt ihm die Zärtlichkeit und Naivetät der Sakuntala.

3.

Malati und Madhavas.

(मालतीमाधवः, Malatîmâdhavah.)

Ein ungemein schönes Schauspiel, welches durch Hrn. Colebrooke's Auszug bereits bekannt ist.

4.

Die späteren Schicksale des Ramas.

(उत्तररामचरित्रं, Uttara-râma-charitram.)

Dieses Schauspiel schildert die Trennung des Ramas und der Sita und ihre Wiedervereinigung, nach Beendi-

gung des Krieges von Lanka (Ceylon) und der Erlegung des Ravanas. Es ist aus der ächt romantischen Schule, und umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahren, von dem Augenblicke an, wo Sita verschwindet, bis ihre Söhne Kusas und Lavas, mit denen sie bei Eröffnung des Stückes schwanger ist, jenes Alter erreichen.

Ungeachtet dieser Verletzung der Einheiten ist es ein glänzendes Schauspiel, überströmend von Dichtung und Leidenschaft. Dieses und das vorhergehende Drama sind beide von Bhavabhutis, (भवभूतिः) den wir Gründe haben, in das achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen.

5.

Das Siegel des Rakshasas.

(मुद्राराक्षसः, Mudrâ-rakshasah.)

Rakshasas ist der Staatsminister des ermordeten Nandas, den Chandraguptas tödtete.

Dieses Stück hat mehr Stärke als Anmuth. Der Gegenstand ist die Aussöhnung des Rakshasas mit dem Chandraguptas, welche Chanakyas, der vornehmste Rathgeber und Vormund des jungen Fürsten, durch seine politischen Kunstgriffe gegen den Willen des erstgenannten bewirkt. Eine Fülle von Verwickelungen, kräftige Charakterzeichnung und viele dichterische Schönheiten empfehlen dieses Schauspiel. Die Schlußzeilen geben Anlaß zu der Vermuthung, daß es um die Zeit geschrieben worden, als die Mahomedaner eben anfingen, in Indien einzubrechen. Der Name des Verfassers ist Visakha-Dattas, (विशाखदत्तः) er war ein Sohn des Prithu-Maha-

rajas, (पृथुमहाराजः) den wir vielleicht für dieselbe Person mit dem Prithu-Rai oder Pithaura der Mahomedanischen Geschichtschreiber Hindustans zu halten haben.

6.

Ratnavali.

(रत्नावली, ratnâvalî.)

Dies ist ein Intriguen-Lustspiel, und zwar ein sehr zierliches. Die Verwickelung entspringt aus der Leidenschaft des Königs von Kausambi, Vatsas, für die Ratnavali, eine Dienerin seiner Gemahlin, welche zuletzt für die Prinzessin von Ceylon erkannt wird, die ihm zur zweiten Braut bestimmt war, und auf ihrer Reise nach dem festen Lande Schiffbruch gelitten hatte. Der Verfasser, wenigstens dem Namen nach, ist Harsha-Devas, König von Kashmir, der im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung regierte. Man darf daher mit gutem Grunde annehmen, daß die Sitten Indischer Fürsten hier genau geschildert sind. In der Anlage ist eine so große Aehnlichkeit mit dem Vikramas und Urvasi von Kalidasas, daß Harsha-Devas, oder vielmehr der Dichter Dhavalas, welcher dem Könige sein Talent verkauft haben soll, des Plagiats beschuldigt werden dürfte.

Zusatz des Herausgebers.

Den Brief, woraus obige kurze Nachricht gezogen ist, hatte ich schon seit geraumer Zeit empfangen, verschob aber die Mittheilung an das Publicum, weil mir Herr Wilson zugleich meldete, das erste, vierte und fünfte

von den genannten Schauspielen liege für den Druck bereit; das dritte und sechste sei übersetzt, aber noch nicht durchgesehen, und die Uebersetzung des zweiten sei bis zur Hälfte gediehen. Ich hoffte demnach durch die baldige Erscheinung des Werkes, das ich mich beeifert hatte, meinen Lesern schon im Voraus anzukündigen, (B. 1. S. 367) zu einem ausführlicheren Bericht in den Stand gesetzt zu werden. Diese Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben, und nach den neuesten Nachrichten aus Calcutta muß ich besorgen, daß der Gesundheitszustand des ausgezeichneten Gelehrten der Vollendung seines Unternehmens bisher nicht günstig war.

In dieser Lage der Sachen wird auch ein kleiner Beitrag zu unserer Kenntniß der dramatischen Litteratur Indiens nicht unwillkommen seyn, da wir verhältnißmäßig in diesem Fache weniger Fortschritte gemacht haben als in manchen andern. Aus diesem Gesichtspunkte möge man auch die folgenden nachträglichen Bemerkungen und Angaben betrachten.

Veranlaßt durch eine Stelle der Lettres édifiantes, worin die Nât'aka's genannt, aber ganz unrichtig beschrieben waren, machte Sir William Jones vor beinahe vierzig Jahren die Entdeckung, daß die Indier Schauspiele besäßen. Hoch erfreut zog der vortreffliche Mann sogleich nähere Erkundigungen ein; er that mehr, er legte selbst Hand ans Werk, um durch eine Probe Europa mit der Form und dem Geiste dieser Dichtungen bekannt zu machen. Seine Wahl war die glücklichste: Sakontala bezauberte in seiner Uebersetzung alle für das Zarte und Schöne empfänglichen Gemüther; und niemand hat viel-

leicht seine Bewunderung stärker ausgesprochen, als der grösste Dichter des Zeitalters.

Die Indischen Gelehrten, welche Sir William befragte, behaupteten zugleich den grossen Reichthum und das hohe Älter ihrer dramatischen Poesie. Was das erste betrifft, so bin ich geneigt ihnen vollkommen Glauben beizumessen, wiewohl ich mich noch nicht im Stande sehe, es auch nur mit der Angabe bloſser Titel bis auf die Zahl von dreiſsig zu bringen, welche Sir W. Jones sogleich auf seine erste Anfrage nennen hörte. Einen Grund zu glauben, daſs die dramatische Kunst vormals in Indien eine grosse Ausdehnung, und einen beträchtlichen Zeitraum der Blüthe gehabt haben müsse, finde ich in dem eigenthümlichen theatralischen Sprachgebrauch, welcher sich im Sanskrit gebildet, wie man aus vielen Artikeln in Wilsons Wörterbuch ersehen kann.

Wo ich nicht irre, bezeugt der eben genannte Gelehrte an einem andern Orte, daſs die Indischen Theoristen zwei und dreiſsig verschiedene Arten von Dramen unterscheiden. Ich hoffe, auf eine etwas weniger pedantische Art als Polonius im Hamlet: »Tragödie, Comödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Comödie, Historico-Pastorale, »Tragico-Historie, Tragico-Comico-Historico-Pastorale, »untheilbare Scene oder schrankenlose Dichtung.«

Mit dem hohen Alterthum ist es freilich eine andere Sache. Sir W. Jones erklärt es selbst für eine phantastische Fabel, was ihm gemeldet ward: der Affe Hanuman, der Sohn des Gottes der Winde, der genialische Begleiter des Ramas, sei der erste Verfasser eines Schauspiels gewesen; er habe es auf einen glatten Fels einge-

graben, nachher aber in die Tiefe des Meeres gestürzt, von wo es durch Abdrücke in Wachs wieder herauf geholt worden sei. Dieß hat allerdings den Anschein eines Vorgebens aus neuerer Zeit, jedoch ist ein solches apokryphisches Werk wirklich vorhanden. Vermuthlich besitzt die Pariser Bibliothek wenigstens einen Auszug daraus. **Hamilton Catalogue des Mscts Sanskr. Bengal. CXXVII.** ***Mahâ Nât'aka*, la grande comédie, drame en sanskrit et en prakrit, composé par Madhusûdana Misra.** Die Angabe ist nicht genau: der Schlußtitel besagt ausdrücklich, das Werk sei von Hanuman verfaßt, von Madhusudana-Misra nur neu geordnet ans Licht gestellt.

Für die Zeitbestimmung ist Hrn. Wilsons Notiz von dem ersten Stücke wichtig. Der Verfasser soll ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor dem Vikramadityas auf demselben Thron gesessen haben; die Einfachheit und Alterthümlichkeit des Stückes bestätigt diese Angabe. Wenn wir es erst in dieser Uebersetzung, und noch zuverlässiger wenn wir es in der Ursprache lesen können, dann wird sich beurtheilen lassen, ob wir es für den ersten Versuch in einer ganz neuen Kunst halten dürfen, oder ob es frühere Vorbilder voraussetzt. Denn wenn auch wirklich kein älteres Schauspiel jetzt noch vorhanden ist, so folgt daraus noch gar nicht, daß es überhaupt keine gegeben habe. Ohne das Aufbewahrungsmittel der Druckerei können Werke, die blos zur Unterhaltung dienen sollten, gar leicht zu Grunde gehen, wenn sie bei verändertem Geschmack durch glänzendere verdunkelt werden. Dazu kommt nun, daß die heutigen Indischen Kunstrichter für die Schätzung der litterarischen Erzeugnisse keinen andern

Maaßstab zu haben scheinen, als den der Künstlichkeit im Versbau und Diction. Daher ihre übertriebene Bewunderung für die sogenannten Mahâ-Kâvyâni, große Gedichte, nicht dem Umfange nach, der sehr gering ist, sondern wegen ihres Vorranges; da wir hingegen die Verfasser dieser Werke nicht von dem Vorwurfe der Ueberkünstelung freisprechen können. Die in einem einfachen, ja einfältigen und sorglosen Style geschriebenen epischen Werke aus hohem Alterthum verehren sie mehr aus einem religiösen als künstlerischen Gesichtspunkte. Ein Drama möchte sich uns noch so sehr durch rege Handlung, Charakteristik und Leidenschaft empfehlen; wenn es nicht jene auserlesene Künstlichkeit in der Form hatte, so wurde es gewiß in den Schulen der Gelehrten vernachläßigt, und dies genügte, um den Untergang herbeizuführen.

Ueberhaupt mußten dramatische Werke einen großen Theil ihres Reizes einbüßen, sobald die theatralische Darstellung wegfiel. Die Mahomedanischen Eroberer waren, vermöge der ihrer Religion inwohnenden Barbarei, solchen Ergötzlichkeiten abhold: mit dem Glanz der alten einheimischen Dynastien kam das Theater in Abnahme und ward vergessen. Daß die Abfassung einiger Schauspiele in das Zeitalter nach den ersten Einbrüchen gesetzt wird, ist kein Einwurf hiegegen: die Mohamedanische Eroberung drang nicht sogleich überall durch, in einigen Gegenden niemals. Nur die Kunst der Tänzerinnen erhielt sich überall unter den fremden Beherrschern, weil sie der Lüsternheit schmeichelte, welche durch die Lehren und Anordnungen des Islam recht geflissentlich gepflegt wird. Die mimische Tanzkunst hat sich ohne Zweifel erst seit der Eroberung In-

diens von dort in die westlichen Mahomedanischen Länder verbreitet, wie sie schon früher aus derselben Heimath nach Ceylon und Java verpflanzt worden war. In Indien war sie vor Alters einheimisch: sie wird in den epischen Gedichten und in dem Gesetzbuch des Manus erwähnt; dem Stande der Tänzerinnen ist unter dem Namen der Apsarasen in der Götterwelt seine Stelle angewiesen. Diese Tänzerinnen erschienen von jeher, wie die Hierodulen der Griechen, bei religiösen und andern Festen.

Die Bezeichnungen ihres Gewerbes, nat'a, nartaka, sind nachher auf die Schauspieler übergegangen. Auch die Kunst in der Geschwindigkeit Schaubühnen für den Pomp eines Festes zu errichten, verstanden die Indier schon in der heroischen Zeit, und hatten einen eignen Namen dafür. (Nal. cap. V, sl. 5.) Da ferner nicht nur ihre epischen Dichter die vom Aristoteles gepriesene Homerische Weise befolgen, die handelnden Personen immerfort selbst reden zu lassen, sondern auch ihre alten didaktischen Gedichte ganz dialogisch abgefaßt sind: so lag ihnen die Erfindung des Theaters ganz nahe, und konnte frühzeitig gemacht werden.

Sollte indessen der König Sudrakas wirklich ihr erster dramatischer Dichter gewesen seyn, so wäre dennoch das Indische Theater nicht volle drei Jahrhunderte jünger als das Griechische, das älteste bisher bekannte. Ein alt-Aegyptisches Theater ohne ein ausdrückliches Zeugniß anzunehmen, wäre zu kühn, bis uns etwa ein neuentdecktes Denkmal, z. B. ein Wandgemälde, dazu berechtigt, wie wir aus den Aegyptischen Denkmalen schon so manches kennen gelernt haben, worüber die Griechen

schweigen. Die bei manchen Festen übliche Darstellung der Götterfabeln durch maskirte Personen scheint schon nahe an die Erfindung des Theaters hinzustreifen, und ich muß gegen die gemeine Meinung behaupten, daß die Aegyptier sich auf die Künste, welche das Leben erheitern, ungemein gut verstanden haben. Auch die Tuscischen Histrionen waren, ehe Etrurien mit der griechischen Litteratur bekannt ward, wohl nur Tänzer und nicht redende Schauspieler, und sogar mehr äquilibristische als mimische Tänzer. Mir ist nicht bekannt, ob die Chinesen selbst ihrem Theater ein so hohes Alterthum zuschreiben, daß sie hierin mit den Indiern wetteifern könnten. Wenn wir die dramatische Litteratur beider Völker erst genauer kennen gelernt haben, dann wird sich untersuchen lassen, ob ihr Theater gleich original ist, oder ob diese Kunst, wie so manches andere, von Indien nach China verpflanzt worden.

Die Gegenstände der Indischen Dramen scheinen theils aus der Mythologie entlehnt, theils auf geschichtliche Anekdoten gegründet, theils frei erfunden zu seyn, oder endlich Auftritte des gemeinen Lebens zu schildern.

Sakuntala ist von der ersten Art: die Geschichte ist bekanntlich eine Episode im Mahabharata. Unter den von Hrn. Wilson aufgezählten Stücken gehört das vierte in dieselbe Classe. Der Inhalt entspricht dem siebenten Buch des Ramayana, welches auch in dem Heldengedicht nur ein Anhang, gleichsam ein Epilog nach vollendeter Haupthandlung ist.

Das fünfte Stück gehört zur dritten Classe. Der darin aufgeführte Chandraguptas ist ohne Zweifel der Sandrokyptos der Griechen, der Alexander den Großen

in seiner ersten Jugend gesehen hatte, und durch Usurpation und Eroberungen ein großes Reich erwarb. Dieses Schauspiel wird also ein großes geschichtliches Interesse haben. Es schließt sich an ein andres an, das in der Ordnung der Begebenheiten vorangeht, und den Titel führt: die Krönung des Chandras, (चन्द्राभिषेकः, chandrâbhishêkah) mit verkürztem Namen des Helden. Sir William Jones erwähnt es in seiner Jahresrede im vierten Bande der Asiatischen Untersuchungen, (Lond. Ed. p. XVIII.) und es ist unter seinen der Königlichen Societät geschenkten Handschriften befindlich. (Catal. Nro. 52.) Die Indischen Dichter haben also auch schon die Kunst geübt, mehrere Dramen zur Darstellung einer fortgehenden Handlung mit einander zu verknüpfen. Aus diesem Gesichtspunkte wäre zu wünschen, Hr. Wilson möchte die Krönung des Chandras mit in seinen Kreis gezogen haben.

Die höchst sonderbare und die Neugier spannende Verwickelung in Malati und Madhavas (vgl. As. Res. Vol. V. p. 450.) scheint freie Erfindung zu seyn, im Geiste der Indischen Feenmärchen. Vermuthlich war das Werk sehr beliebt. Ich habe eine Handschrift aus Kashmir in Händen gehabt, im Besitz des Hrn. Baron Schilling von Canstadt, mit untermischten Spruchversen in reinem Sanscrit, übrigens in der heutigen Landessprache geschrieben. Aus Mangel an Kenntniß dieser Mundart konnte ich es nicht genau untersuchen: vermuthlich ist es ein aus dem Schauspiel entlehnter Roman.

Aus den Mittheilungen meines gelehrten Freundes und Gehülfen, des Hrn. Chr. Lassen, kann ich noch über folgende Dramen einige Nachweisung geben.

Anarghya - Râghavah,

von Murâri.

Die gesammte Geschichte des Ramas, in sieben Acten, ohne Zweifel nach der Eintheilung des Heldengedichts in sieben Bücher. Die zweite Hälfte des Titels ist eine bekannte patronymische Bezeichnung des Ramas; die erste ist auch für sich vollkommen klar: arghya heißt eine symbolische Gabe von Wasser, Kusa-Gras, Reis u. s. w. welche den Göttern und hochverehrten Gästen dargeboten wird; die Verneinung ist vorangesetzt. In welcher Beziehung es aber hier steht, kann ich nicht sagen. In Paris ist eine Handschrift dieses Werkes, und zwar, was bemerkt zu werden verdient, eine dreihundert Jahr alte. (Hamilt. Catal. Mscts. Bengal. No. CXII.) Der Titel ist falsch angegeben. Unter den dem Ramayana vorangestellten Lobsprüchen auf den Dichter und den Helden ist das dritte Distichon der Seramporer Ausgabe aus dem Prolog dieses Schauspiels genommen, wie es sich denn auch durch seinen Styl und Versbau als einer spätern Zeit angehörig kund giebt.

Lalita-Mâdhavah.

Die verliebten Spiele des Krishnas.

Desselben Inhalts mit dem lyrischen Drama Gita-Govinda: die Liebesgeschichte des unter den Hirtinnen lebenden Krishnas und der Radha, größtentheils in Prakrit geschrieben. Es darf nicht mit Malati und Madhavas verwechselt werden, wie in dem Pariser Catalog geschehen ist. (Hamilt. Catal. Mscts. Bengal. No. CXX.)

Hâsyârn'avah.
Der Ocean der Späße.

Ein Possenspiel von Jagadisvaras. Sir W. Jones bemerkt darüber, (Catalogue No. 50.) es sei eine scharfe Satire auf die Könige, auf ihre Diener und auf die Priester, wovon jene als liederliche Taugenichtse, diese als lasterhafte Heuchler vorgestellt werden.

Dhûrta-samâgamah.
Die Zusammenkunft der Gauner.

Ein Possenspiel in Einem Act. Der Beschreibung nach muß es in der Form den Spanischen Zwischenspielen (Entremeses) in Bezug auf den Gegenstand aber der unvergleichlichen Erzählung von Cervantes, Rinconete und Cortadillo, ähnlich seyn.

Seit der Sakuntala ist nur ein einziges Indisches Schauspiel übersetzt worden, Prabôdha-chandrôdayah, der Mondesaufgang der Besonnenheit, wovon ich bei einer andern Gelegenheit gesprochen habe. (Ind. Bibl. 1. S. 36.). Ganz allegorisch, konnte es freilich nicht so viel Glück machen, wie das erstgenannte: denn bei allegorischen Dramen, wenn sie nicht etwa von der kühnen Hand eines Calderon entworfen werden, fällt es dem Dichter schwer ein Interesse zu erregen, und es zu verkleiden, daß die Handlung nur eine leere Spiegelfechterei ist, weil ja die Verhältnisse personificirter Begriffe immer dieselben bleiben. Indessen ist das Stück reich an geistreichen satirischen Zügen, und wichtig für die Geschichte der religiösen und philosophischen Secten Indiens.

Sir W. Jones erwähnt noch in seiner Vorrede: 1) das bösartige Kind; 2) die Entführung der Usha; 3) die Zähmung des Durvasas; 4) die ergriffene Locke. Von diesen ist mir nur das letzte in Catalogen vorgekommen: (Jones Catal. No. 46. Hamilt. Catal. Bengal No. 46. Hamilt. Catal. Bengal. No. CIX.) es ist ohne Zweifel Vên'i-sanhârah, aber schwerlich ist der Titel ganz richtig übersetzt.

Sonst fand ich: Kautuka-sarvasvam, Manovikâgnimitra, Kumâra-vijaya. In allem haben wir zwanzig Stücke aufgezählt.

2.

Aus dem Briefe eines deutschen Missionars im südlichen Indien.

Palamcotta bei Tinnewelly, d. 17. Mai 1824.

Ew. Wohlgeboren interessantes Werk: die Indische Bibliothek, hat auch zu diesem entlegenen Winkel Indiens seinen Weg gefunden, und ist hier mit nicht geringer Theilnahme gelesen worden. Es hat mich sehr gefreut, daraus zu ersehen, daß Deutscher Fleiß und Tiefsinn, unterstützt durch die Freigebigkeit Deutscher Fürsten, in den Stand gesetzt ist, den Engländern kühn den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und den Deutschen die Blumen-

gärten Indiens aufzuschließen. — Diese erfolgreichen Bemühungen Deutscher Gelehrten um die Sanskrit-Litteratur müssen insbesondere mich erfreuen, da ähnliche philologische Bestrebungen, namentlich das Lesen des geistreichen Werks Ihres verehrten Herrn Bruders, über die Sprache und Weisheit der Indier, meinem Geiste, der bis dahin sich in dem tändelnden Studium der Dichter älterer und neuerer Zeit zufrieden gefühlt hatte, einen neuen und mächtigen Schwung gaben, ohne welchen ich vielleicht nicht nach Indien gekommen seyn würde. Die Erwähnung dieser Umstände wird, hoffe ich, die Zudringlichkeit mit welcher ich, ein Ihnen völlig unbekanntes Individuum, an Sie schreibe, einigermaßen entschuldigen.

Das Interesse und die Vorliebe, die ich immer noch für die Sanskrit-Litteratur, ich möchte sagen aus Dankbarkeit, fühle, obgleich mein Beruf es mir zur Pflicht machte, seitdem ich in Indien bin, alle meine Aufmerksamkeit und Kräfte auf andere Gegenstände zu verwenden, treibt mich an, meine Bemerkungen und Einwendungen in Bezug auf verschiedene Stellen Ihres Werks, Ihnen offen mitzutheilen, in der Ueberzeugung, daß ein philosophisches Gemüth jede verschiedene Ansicht, von wem sie auch herrühren mag, gern berücksichtiget, das Wahre darin annimmt, und das Irrige mit Nachsicht trägt.

Seite 4 (des ersten Bandes) finde ich die Bemerkung, daß die heutigen Mundarten der verschiedenen Landschaften Indiens sämtlich durch Einmischung des Persischen, des Arabischen und anderer Sprachen aus dem Sanskrit entstanden sind. Daß das Sanskrit die Mutter

aller Indischen Dialecte sei, ist eine durch Carey verbreitete, und noch jetzt häufig angenommene irrige Meinung (1). Das Tamulische ist eine vom Sanskrit völlig unabhängige Indische Ursprache, deren sehr vollkommene erste Grammatik auf Anstiften Pandions, Königs zu Madura, (?) zuerst aufgesetzt, und in einer vervollkommneten Gestalt noch jetzt die einzig authentische Richtschnur der Sprache ist. Das Tamulische hat eine eigene, sehr einfache Declination und Conjugation, eigne Namen für die Zahlen, eigne Benennungen der ersten Familienverhältnisse, der Glieder des menschlichen Körpers und anderer sichtbaren Gegenstände; — welches alles unzweideutige Kennzeichen einer selbständigen Originalsprache sind. Ich läugne damit nicht, daß sehr viele Sanskritwörter in die Tamulische Sprache aufgenommen sind, aber in vielen Fällen unnöthiger Weise, und der Sudra, der seine Sprache wohl studirt hat, vermeidet die Sanskritwörter eben so sehr, als der patriotische Deutsche französische und andere fremde Wörter vermeidet; obgleich Sanskritwörter dem Tamulen unentbehrlich sind, um religiöse und wissenschaftliche Gegenstände zu bezeichnen. Aber auch in diesem Falle behauptet die Tamulische Sprache ihre Unabhängigkeit, indem sie Regeln aufgestellt hat, nach welchen Sanskritwörter tamulisirt werden. Nach der Tamulischen Grammatik wird z. B. aus Wischnu, Wittunu, aus artam (die Sache, Bedeutung) aruttam, aus mokscham, mokam, oder wenigstens motscham, wodurch viele Sanskritwörter ganz unkenntlich werden. Mein Mitarbeiter, K. Rhenius, hat eine Tamulische Grammatik geschrieben, die, wie ich hoffe, bald im Druck erscheinen wird, und er wird dann

die Ehre haben, Ihnen, als einen Beweis seiner Achtung, ein Exemplar zuzusenden. Da diese Grammatik aber, der Natur der Sache nach, mit dieser Untersuchung nichts zu thun hat, so werde ich mit Freuden meine Gründe schriftlich weiter aus einander setzen, wenn dieser Gegenstand einiges Interesse für Sie haben sollte.

Seite 83 steht die Vermuthung, daß die Schreibung: Bramine, statt des classischen: Brachmane, wahrscheinlich von französischen Missionaren herrührt. Die Engländer in Bengalen schrieben zu verschiedenen Zeiten: Brahman (As. Res. Voll. I. und II. passim), Brahmen, (As. Res. Vol. III.) *Brahmin*, (As. Res. Vol. IV. p. 330, und Brahmana p. 206) und jetzt scheint die Schreibart Bramhun vorzuherrschen; — ein Beweis, daß in den jetzigen Indischen Mundarten die alte Form nicht erhalten worden ist. Im Tamulischen heißt das Wort Bramenen oder nach den Buchstaben Biramenen. In der Prosa Brahmane oder Brachmane einzuführen, würde, däucht mich, eben so affectirt klingen, als wenn man nicht mehr: die Römische Kirche, das Römische Reich, sondern: die Romanische Kirche, das Romanische Reich sagen wollte, weil es im Lateinischen Romanus, a, um, heißt. Die jetzigen Braminen sind doch wahrlich nicht, was man sich gewöhnlich unter den Brachmanen vorstellt! (2) Gegen die Vermuthung, die Seite 147 und 148 aufgestellt ist, daß die Perser und Indier lange nichts von einander gewußt haben, hege ich starke Zweifel; es würde mich aber viel zu weit führen, sie hier aus einander zu setzen.

Seite 234 stellen Sie die Vermuthung auf, daß das

verneinende *a*, wie dem Griechischen und Indischen, vor Alters allen deutschen Mundarten gemein gewesen sei, und später durch die Partikel *un* ersetzt worden. — Ich würde im Gegentheil gesagt haben, daß die verneinende Partikel in allen diesen Sprachen ursprünglich *an* war, wovon das *n* in Zusammensetzungen mit Wörtern, welche mit einem Selbstlauter anfangen, beibehalten wurde, aber vor Mitlautern wegfiel. Die rauheren Germanischen Mundarten, und die Lateinische Sprache behielten das *an* (in, un) ohne Bedenken in jedem Falle bei. Wäre *a*, und nicht *an*, die ursprüngliche Form, so würde der Tamule gewiß nicht anádhi, Anfangslosigkeit, anandham, Unendlichkeit sagen, sondern awádhi, awandham, weil es eine Grundregel der Tamulischen Sprache ist, keinen Hiatus zu dulden, sondern zwischen zusammenstoßenden Selbstlautern entweder w oder j zu setzen; ohngefähr wie im Worte Avernus, nur mit dem Unterschiede, daß hier das v sich vom Äolischen Doppelgamma in *ἄϝορνος*, herschreibt. Daß *an* die ursprüngliche Form war, wird außer Zweifel gesetzt durch die Existenz der verlängerten Formen *ἄνευ*, und ohne, woran sich erweislich das Wort *sine* anschließt. (5)

Die, S. 235 — 237, aufgestellte Vermuthung, daß einige Stämme der Deutschen in ihren Ursitzen zurückgeblieben seyn möchten, erschien vor etwa acht Jahren noch meiner erhitzten Phantasie als Gewißheit, und ich wäre damals jeden Augenblick bereit gewesen, mit dem Herrn von Humboldt die damals schon entworfene Reise nach Tibet zu machen, denn was würde schöner, und für die vergleichende Sprachkenntniß interessanter und lehrreicher gewesen seyn, als in einer Bergschlucht des Himalaya eine

Colonie Deutschredender Brüder anzutreffen, ungefähr wie sich im Thale Engadin eine Colonie Romantisch redender Menschen, oder in Malta ein Ueberrest einer merkwürdigen Arabischen Mundart erhalten hat? — Ich war damals von dieser Idee, und von allem, was mit der Sanskrit-Litteratur in Verbindung stand, so eingenommen, daß ich es einem jedem sehr übel genommen haben würde, der so indiscret gewesen wäre, diese Idee zu bestreiten, oder überhaupt meine »guten Indier« anzutasten. Ein würdiger Mann, dessen Bekanntschaft ich in dieser Periode zu machen das Glück hatte, brauchte, in Rücksicht meiner Vorliebe, den zwar nicht sehr ästhetischen, aber ziemlich treffenden Ausdruck, daß ich, so oft ich auf das Sanskrit zu sprechen käme, wie ein Haufe Stroh aufloderte. Aber reifere Erfahrung hat seitdem diese Glut sehr abgekühlt! Ein vergleichender Blick auf die Ursachen und die Natur der frühesten Völkerzüge hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die verschiedenen Familien, von welchen das Menschengeschlecht abstammt, aus Persien, der Wiege des Menschengeschlechts, (4) durch die anwachsende Menschenmenge genöthigt, in verschiedenen Perioden, aber meistens ohne sich zu zersplittern, nach den verschiedenen Himmelsgegenden auswanderten, und durch die ihnen nachfolgenden Menschenmassen, immer weiter, bis an die Enden der Erde, bis Irland und Schottland, — bis Japan, Kamtschatka, und endlich bis America gedrängt wurden; ja, daß die am frühesten auswandernden Völker, wie die Celten, Germanen und andere, durch Vermischung mit andern Völkern, in weit von Persien entfernten Ländern, ihre Sprache erst recht form-

ten, so daß an einen Ueberrest der Deutschen Sprache in dem Asiatischen Mittellande gar nicht zu denken ist. Das Gerücht, daß in der Gegend des Ararat Deutsch gesprochen würde (zur oder vor der Zeit, wo der Lobgesang auf den heil. Anno verfertigt wurde), erscheint mir eben so verdächtig, als die Behauptung des Hieronymus, daß die Sprache der Galater in Kleinasien, und die der Trevirer dieselbe sei. Hieronymus kannte wohl schwerlich Eine Sprache dieser zwei Völker; er fand sie beide rauh, und hielt sie folglich für eine und dieselbe Sprache. Aber in Trier wurde Deutsch gesprochen, (?) und die Trierer waren stolz auf ihren Deutschen Ursprung; es ist aber durchaus kein Grund da zu vermuthen, daß die Gallograeci Deutsche oder auch nur mit Deutschen Stämmen vermischt waren, denn die Rede des Cn. Manlius (Livius 38, 17) wo er sie fast ganz als Deutsche beschreibt, beweist nichts. Ob die Thatsache mit Rücksicht auf Hieronymus von mir richtig dargestellt ist, bin ich nicht im Stande zu behaupten, da ich sie vor nicht weniger als acht Jahren in einem Werke Adelungs, dessen Titel mir sogar entfallen ist, das letzte Mal las.

Der von Ihnen sehr unbillig behandelte Wilford sagt in den As. Res. Vol. 5, p. 292, als eine bekannte Sache, daß Athenäus Σανδρόκυπτος schrieb, und Sie sagen, S. 246: »Nun finde ich endlich, daß die ächte Schreibung Σανδρόκυπτος sich in den Handschriften des Athenäus erhalten hat,« gleich als hätten Sie eine kritische Entdeckung gemacht. — Dies hat mich sehr befremdet! (5)

Seite 252 u. f. suchen Sie die Meinung zu widerlegen, Wodan sey derselbe als Buddhu, und läugnen,

daß sich im Tacitus eine Spur von Wodan finde. — Ich wage Ihnen eine Conjectur vorzulegen, die ich noch in Deutschland machte, und die ich mich nicht erinnere irgendwo gelesen oder gehört zu haben. Tacitus sagt in seinem trefflichen Werke über Deutschland, Cap. 3. — Ceterum et Ulixem quidam opinantur, longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum, adisse Germaniae terras, Asciburgiumque, quod, in ripa Rheni situm, hodieque incolitur, ab illo constitutum. Dies kann schwerlich etwas anders als ein Mißverständniß des Römers seyn, der, als ihm der Deutsche von dem viel gewanderten, aus fernen Gegenden gekommenen Odin erzählte, keinen Zweifel hegte, daß dies Wort eine Verstümmelung des Wortes 'Οδυσσεὺς seyn müsse. Daß Odin aus fernen Ländern in die nordischen Wälder kam, erhellet aus den Isländischen Geschichtschreibern, welche bekanntlich erzählen, daß er aus Tyrkland (Turcomania?) am Caspischen Meere, nach Schweden kam, und die Stadt Sigtuna erbaute, welche die Schweden Äsegarth (Asiaten-Wohnung) nannten. Daß er mit den Römern gekämpft habe, ist offenbar ein Irrthum. Die etymologische Deutung des Worts Wodan, i. e. furor, welche Adam von Bremen angiebt, ist von wenig Gewicht. Wir wissen ja, wie erfindungsreich, aber auch wie unglücklich die Griechen waren, die ihnen unbekannten Indischen Wörter in ihrer Mythologie etymologisch zu erklären, und ganze mythologische Hirngespinste hervorzubringen! — Zwar haben die kriegerischen, und zum Theil grausamen Sitten der alten Germanen nichts mit

der harmlosen Lehre des Buddhu gemein, und Wodan und Buddhu, und Wuth und Weisheit stehen sehr weit von einander ab, aber ist es nicht denkbar, daß die vertriebenen Schüler des Buddhu, (deren Häupter sich auch Buddhu nannten), in den unwirthbaren Gegenden, durch welche sie sich mit wilden Bären und noch wilderen Menschen durchschlagen mußten, den kriegerischen Geist der Völker, unter denen sie lebten, annahmen? — Ob sie gleich, nach dem Zeugniß der Isländischen Schriftsteller, durch Weisheit und Güte sich vor den Germanischen Völkern auszeichneten, und Odin ihr Gesetzgeber wurde. Eine höchst auffallende Thatsache ist die frühe und allgemeine Verbreitung der heidnischen Namen der Wochentage und unter diesen des Wodanstages. Auch im Tamulischen heißt die Mittewoche Budhun-küramei, welches, verglichen mit der Benennung desselben Tages im Sanskrit, einen unumstößlichen Beweis liefert, daß Buddhu und Wodan (oder auch Wuden), dieselbe Person ist. Nach meinem Gefühle kann der Stärke dieses Beweises nur ein Gemüth widerstehen, welches von irgend einer Lieblingsidee eingenommen ist, die sich mit dieser Thatsache nicht vereinigen läßt. (6)

In einer Stelle, die ich gerade jetzt nicht wieder finden kann, machen Sie die interessante Bemerkung, es sei eine durch das ganze Morgenland verbreitete Meinung gewesen, daß die bösen Geister durch Wohlgerüche vertrieben würden. (7) — Die Tamulen glauben, daß der übele Geist, pisâsu, (im Sanskrit pis'âcha) den Geruch der Leichname sehr liebe, und sich daher immer in

der Nähe abgeschiedener Menschen, oder in ihren Leichnamen selbst, und an den Oertern, wo solche verbrannt werden, aufhalte.

Als Nachschrift muß ich, in Rücksicht auf das, was ich vorhin vom Hieronymus sagte, mich deutlicher erklären, und erwähnen, daß ich die Galater für Gallobelgischen Stammes halte, und da die Belgier Germanischen Ursprungs waren, so möchte Hieronymus, der sich lange in Trier aufhielt, einigermaaßen Recht gehabt haben. (Siehe: Polybius Geschichte, Lib. 5. p. 425. ed. Paris. 1609. — und Steph. Byzant. sub voc. Τεκτόσαγος). Demungeachtet war die Sprache der Kleinasiatischen Gallogriechen und die der Trierischen Germanobelgier gewiß nicht dieselbe.

Anmerkungen des Herausgebers.

1. Ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, um eine Ungenauigkeit zu berichtigen. Statt sämtlich hätte ich schreiben sollen großentheils. Die sämtlichen neueren Sprachen des nördlichen und mittlern Indiens, zum Theil über weite Landstriche verbreitet, und schon in beträchtlichem Grade litterarisch angebaut, das Bengali, Hindosthani, Hindi, Panjabi, Gujerati, Mahratta, Kunkuna, Orissa, und so viele andere, haben allerdings das Sanskrit zur Grundlage. Die Gränze geht im Norden bis an das Himalaya-Gebirge, so daß Nepal und Kashmir mit in diesen Kreis gehören; im Westen bis an den Indus, und vielleicht darüber hin-

aus. Sprachen verschiedenen Stammes, nur durch religiöse, politische und wissenschaftliche Einflüsse mit Sanskrit versetzt, sind dagegen im südlichen Theile der Halbinsel einheimisch, und zwar dergestalt, daß die aus dem Sanskrit abgeleiteten Mundarten an den beiden Küsten sich weiter südwärts erstrecken, als im Innern des Landes, wo die Carnataca-Sprache, die Telinga oder Telugu, und die Tamulische Sprache von Norden her bis zu der Südspitze auf einander folgen. Hr. Ellis hat in seiner Vorrede zu der Grammar of the Teloogoo Language by Campbell, ausführlich hievon gehandelt. Es fragt sich nun, ob diese Süd-Indischen Sprachen zu irgend einem, und zu welchem weiter verbreiteten Stamme sie gehören? Ob nicht auch im nördlichen Indien vereinzelte kleine Bergvölker jenen verwandte Mundarten reden?

2. Die Schreibung der Europäer von verschiednen Nationen, so wie die heutige sittliche und geistige Verfassung der Brahmanen, kümmert mich hiebei nicht im geringsten. Man möge noch so viel verschiedene Arten, den altberühmten Namen zu schreiben, willkührlich aufbringen, so werde ich nicht von dem Grundsatze abweichen, dieses und jedes andre Sanskritische Wort nach der von S. W. Jones und Colebrooke vortrefflich festgesetzten Methode in unserm Alphabete ganz genau auszudrücken. Welche Verwirrungen das entgegengesetzte Verfahren verursachen kann, davon habe ich (S. 52) an dem eingebildeten Kriege zwischen den Bramen und Brachmanen bei Sonnerat ein lustiges Beispiel gege-

den. Ganz unerträglich ist es vollends, wenn dabei eine Sprache zum Grunde gelegt wird, wie die Englische, deren Vocale so vielfältig aus der ursprünglichen reinen Tonleiter abgedämpft und entfärbt sind, und deren Schreibung überhaupt gar nicht phonetisch sondern historisch ist, d. h. eine ehemalige Aussprache bezeichnet. Man vergleiche nur die verschiednen in England und Frankreich erschienenen Landcharten Indiens mit einander: unter so mancherlei Verkleidungen hat man die größte Mühe die Namen der Landschaften, Städte, Flüsse, und Berge wieder zu erkennen. Dieser wirklich Babylonischen Verwirrung ist nur dadurch abzuhelfen, daß man für alle Namen die classische Schreibung der Sprache annimmt, welcher sie ursprünglich angehören, sei es nun Sanskrit, Arabisch, Persisch oder was sonst. Hiemit ist in W. Hamiltons großem Werke über Indien schon ein lobenswerther Anfang gemacht. — Das Beispiel von Römer und Römisch dürfte hier nicht passen. Diese Namen sind seit anderthalb Jahrtausenden in unserer Sprache eingebürgert, in einem Zeitpunkte wo sie noch ein größeres Vermögen der Aneignung des Fremden besaß als jetzt. Wir lassen auch den Namen Indien stehen; weil wir ihn seit Menschen-Gedenken so überkommen haben, und schreiben nicht etwa Bhâratam, Bharata-varsham, Jambu-dvîpam. — Wenn wir uns aber auf Zeugnisse der Griechen beziehen, so wird es wohl erlaubt seyn, den Namen der Brahmanen so zu schreiben wie sie gethan haben. Ueberdieß ist die Abweichung kaum merklich, da das h an dieser Stelle, nach einem Vocal und vor einem Consonanten fast nothwendig zum χ wird.

3. Die letzten Zusammenstellungen von ἄνευ mit sine und von beiden mit der untrennbaren verneinenden Partikel setze ich bei Seite: nach meinen Grundsätzen der Sprachvergleichung kann ich nicht darauf eingehen. Mit dem verneinenden α verhält es sich im Sanskrit genau so wie im Griechischen: der Vocal ist kurz, vor einem andern Vocal wird ein n eingefügt. Wenn nun die Grammatiker guten Grund hatten, dieses als ein ν ἐφελκυστικὸν zu betrachten, so gilt dasselbe im Sanskrit, um so mehr, da nach einem allgemeinen durchgehenden Gesetz dieser Sprache, so oft in der Zusammensetzung der Wörter ein schließender Consonant des ersten Bestandtheils ausgestoßen wird, Verlängerung des vorhergehenden Vokals erfolgt. Die kurz bleibende Quantität widerspricht also der Annahme eines ursprünglichen an. Die aus dem Sanskrit entlehnten Tamulischen Wörter können noch weniger etwas dafür beweisen: sie sind schon fertig zusammengesetzt herüber genommen, und nicht etwa erst von den Tamulen vermittelst einer trennbaren Partikel an gebildet.

4. Dieses geht weit über die äußerste Gränze hinaus, die ich mit geschichtlichen Untersuchungen zu erreichen hoffe. Würde ich indessen aufgefordert, meine Ansicht über eine so wenig mit Gewißheit auszumachende Frage darzulegen, so würde sie entschieden verneinend ausfallen. Persien scheint mir die Eigenschaften eines gemeinsamen Mutterlandes vieler Völker durchaus nicht zu besitzen: man müßte uns denn in eine weit entfernte Vorzeit zurückweisen, wo Klima und Boden ganz anders

beschaffen gewesen wären, als in dem geschichtlichen Zeitraum.

5. Der Verfasser des Briefes wird mich nach Lesung des letzten Heftes dieser Zeitschrift noch weit unbilliger gegen den verstorbenen Wilford gefunden haben, als nach der früheren Erwähnung. Ich weiß mir aber nicht zu helfen: ich muß das Apokryphische zurückweisen, wo ich es antreffe; insbesondere, wenn ich sehe, daß es so verführerische Reize hat, und daß jede schwärmerische Hypothese wie eine Armida in dem Lager unserer gelehrten Kreuzfahrer erscheint. Die Entdeckung stelle ich gern ihrem Eigenthümer zurück. Nur finde ich meinerseits die Foderung nicht billig, alles in Wilfords verworrenen Abhandlungen erwähnte solle beständig meinem Gedächtnisse gegenwärtig seyn. Uebrigens war meine Bemerkung doch nicht überflüßig, da in der neuesten und vorzüglichsten Ausgabe des Athenäus die Leseart Σανδρόκυπτος noch nicht in den Text aufgenommen ist. Ueberhaupt wird es rathsam seyn, wo es auf genaue Bestimmung ausländischer Namen in den klassischen Autoren ankommt, auf die ältesten Ausgaben zurückzugehen, da sich hiebei nach den Abschreibern die Herausgeber aus Unkunde der Sprachen so viele Willkühr erlaubt haben. Es fehlte ja nicht viel, so hätte man uns überall einen Ἀνδρόκοττας hinein emendirt.

6. Ich bin mir nicht bewußt, von irgend einer Lieblings-Idee eingenommen zu seyn, kann aber dennoch die oben angeführten Gründe nicht für einen unumstößlichen

Beweis anerkennen. Die Vermuthung über jene merkwürdige Stelle des Tacitus hatte mein Bruder, Friedrich von Schlegel, in seinen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur vorgetragen: vermuthlich ist aber dem Verfasser des Briefes diese Schrift nicht zu Gesichte gekommen, und beide haben, unabhängig von einander, denselben Gedanken aufgefaßt. Die unvollkommene Aehnlichkeit zwischen Odin und Ὀδυσσεὺς verschwindet ganz, wenn jener Name damals noch nicht Odin, sondern Woden lautete. Mein Bruder hat in dem neuen Abdruck der erwähnten Schrift in der Sammlung seiner Werke meine abweichende Ansicht in einer Anmerkung (B. I. S. 246.) erwähnt, sonst aber nichts an seiner Darstellung verändert. Es ist nicht ganz genau, wenn er sagt, die Angelsächsischen Könige hätten ihr Geschlecht vom Odin abgeleitet. Von ihrem Stammvater Woden, einem Könige in Altsachsen, allerdings; sie nannten sich Wodeningas. So lautet es überall in der Angelsächsischen Chronik. Wenn aber die dort aufgestellten Stammtafeln ächt sind, und bis auf Woden zurück haben sie in der That ein urkundliches Ansehen, so hätte jener Alt-Sächsische König ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach dem Tacitus gelebt. Auf tausend Jahre nach diesem Geschichtschreiber finden wir immer nur Woden und nirgends Odin, ausgenommen in der bekannten Abschwörungsformel nach Eckharts Leseart: Saxn-Ote. Diese grammatisch zu rechtfertigen, scheint unmöglich. Hr. J. Grimm möge entscheiden.

Bei dem Namen Woden kommt es freilich zuvörderst darauf an, welcher Sprache er angehört. Ist er Deutsch,

wie die Namen der beiden andern Götter, so ist die Erklärung Adams von Bremen keine etymologische Vermuthung, es ist die Sache selbst, eine bloße Uebertragung des Sinnes in das Lateinische.

Nun bleibt noch die Benennung des vierten Wochentages: Wodens-dag, noch im Englischen Wednesday, im Niederländischen Woens-dag, zu erörtern. In dieser Verbindung wird der Name auf den Planeten Mercur bezogen: dies Mercurii. Im Sanskrit heißt derselbe Wochentag in derselben Beziehung Budha-vâras. (बुधवारः) Aber man bemerke wohl, daß ungeachtet einer oberflächlichen Aehnlichkeit der Name des Planeten von dem des Religionsstifters wesentlich verschieden ist. Der Regent des Merkur, ein Sohn des Mondes, heißt Budhas; der Prophet, Buddhas, der besonnene, weise; beide Wörter sind zwar von derselben Wurzel abgeleitet, doch jedes auf eigene Weise. (Vergl. B. 1. S. 254.) Auch haben die Anhänger des Buddhas, so viel ich weiß, niemals diesem den Planeten Merkur zugeeignet.

Es fragt sich ferner, wie alt bei den Indiern die Eintheilung des Jahres in fortlaufende Wochen von sieben Tagen ist. Die ursprüngliche und einheimische Eintheilung war die des Monats in zwei Hälften: die lichte Hälfte vom Neumond bis zum Vollmond, die dunkle vom Vollmond bis zum Neumond. Hierin stimmt der Indische Kalender mit dem Tuscischen und Römischen überein: denn die Idus hatten keine andere Bedeutung. Alle Zeitbestimmungen in den Gesetzen des Manus beziehen sich auf diese Eintheilung. Das älteste Indische Buch,

worin ich mich erinnere, die Wochentage erwähnt gefunden zu haben, ist der Hitopadesas. Der heuchlerische Schakal weigert sich, die Schlinge zu zerbeißen, worin sein Freund, die Gazelle, gefangen ist, weil es ja Sonntag sei, und er an diesem Tage die aus Sehnen verfertigte Schlinge nicht anrühren dürfe. Hierin liegt noch eine mir nicht verständliche Anspielung auf eine religiöse Secte, bei der es vorschriftlich war, sich am Sonntage animalischer Speisen zu enthalten *).

Die Eintheilung in Wochen hat zwar eine astronomische Veranlassung, nämlich die vier Phasen des Mondes; die Zueignung der einzelnen Wochentage aber an die sieben Planeten, wobei die Reihenfolge auf den ersten Blick willkührlich erscheint, weil sie weder mit der wahren noch mit der eingebildeten übereinstimmt, beruht auf einer astrologischen Vorstellung. Es wurde nämlich behauptet, die Planeten wechselten in ihrem Vorsitz nach den vier und zwanzig Stunden des Tages; demjenigen nun, den die Reihe traf, über die erste Stunde des Tages zu walten, wurde dieser ganze Tag zugeschrieben, und so kam mit sprungweise fortgehender Anordnung ein siebentägiger Wechsel heraus. Auch hierin gibt sich die Eintheilung nach Wochen als den Indiern fremd zu erkennen; denn

*) Hitôp. ed. Lond. p. 18. Sir W. Jones und Wilkins haben beide den Ausdruck des Originals bhat't'âraka-vâra durch Sonntag übersetzt, wofür die gewöhnliche Benennung âditya-vâra ist. Jener Name findet sich nicht in Wilsons Lexikon, nur der erste Bestandtheil bhat't'âraka wird durch venerabilis erklärt. Die Anspielung war auch Hrn. Wilkins räthselhaft.

ihre Astronomen theilten den Tag in dreissig Stunden. *) Nach obigem scheint die gegenwärtig durch den Einfluß der Mosaischen, vermöge dieser der Christlichen, und endlich der Mahomedanischen Religion so weit verbreitete Eintheilung überall, wo sie Statt findet, aus einer und derselben Quelle geflossen zu seyn, welches ohne Zweifel Aegypten war **).

Mir ist nicht bekannt, ob eine befriedigende Erörterung darüber vorhanden ist, auf welchem Wege und in welchem Zeitpunkte diese Einrichtung des Kalenders, unabhängig von jenem religiösen Einflusse, zu verschiedenen Völker gelangt seyn mag? Daß die Germanischen Stämme vor ihrem Uebertritt zum Christenthum sie besessen, scheint kaum zu bezweifeln; denn sonst hätten die Christlichen Priester, unter deren Einfluß der Kalender als eine kirchliche Angelegenheit ganz besonders stehen mußte, und die so eifrig bemüht waren, alle Spuren des Heidenthums auszurotten, die in den Namen der Wochentage liegende Erinnerung an die alten einheimischen Götzen schwerlich

*) Colebr. As. Ko. p. 22.

**) Walthesi Doctrina temporum Indica im Anhange zu Bayers Geschichte des Baktrischen Reiches p. 154.: Unaquaeque dies nomen a planeta habet, et quidem ab eodem, a quo nostri dicuntur. Nominatio ista astrologica originem communem debet Aegypto. Ipse autem cyclus hebdomadum admodum vetus et paene universalis omnium gentium est. — Das letzte scheint etwas zu stark ausgedrückt; auch das hohe Alterthum, nicht der Erfindung sondern der Verbreitung, dürfte bezweifelt werden.

geduldet. Wie ist aber der Kalender der Buddhistischen Völker beschaffen? Erkennen sie die Woche an, oder sind sie der alten Indischen Einrichtung treu geblieben?

Die Religion des Buddhas hat sich von Indien aus weit nach Osten und nach Norden verbreitet. Es hat also nichts unwahrscheinliches, daß Verzweigungen derselben, und vielleicht sehr umgestaltete Verzweigungen, nordwestlich bis nach Europa vorgedrungen seyn könnten. Nur in Absicht auf die Germanischen Völker scheinen mir die bisher vorgebrachten Gründe noch nicht befriedigend.

7. Ich kann mich nicht erinnern, diese Bemerkung jemals gemacht zu haben, und die Sache selbst ist mir völlig unbekannt. Die Vorstellung von den Pisacha's haben die Tamulen aus der Indischen Dämonologie überkommen.

3.

Von

Herrn Karl Heinrich Ritter von Lang

in Ansbach.

In Ihrer Indischen Bibliothek, die mich durch ihre Etymologica angezogen, Bd. I. Heft 2. S. 235, finde ich die Aufgabe für einen Bairischen Historiker: »woher hat der Mönch, Verf. des Lobgesangs vom heiligen Anno, die Sage vom Sprachverkehr der Baiern und Armenier? — «

Vielleicht genügt Ihnen diese meine Lösung ganz, oder doch als Mittel, der Spur vollends näher zu kommen.

Ich sage also: der Mönch hat es vom heiligen Hieronymus, und zwar aus seinem Commentar über die Epistola Divi Pauli ad Galatas, wo der Kirchenvater erörtert, in wie fern der Apostel an die Galater habe Griechisch schreiben können, da doch ihre eigenthümliche Muttersprache die Galische, und zwar dieselbe gewesen, wie man sie noch zu seiner Zeit in Trier gesprochen.

Geht man aber weiter und fragt, wo hat der heilige Hieronymus dieses her? so antworte ich: abgesehn, daß derselbe am Rhein, in Constantinopel, in Asien, ob grade auch in Galatien weiß ich nicht, persönlich gewesen, auf alle Fälle doch aus Strabo.

Dieser erzählt Lib. IV. und XII. von den Tolistobojen in Asien und den Tectosagen, daß sie das alte Galische Idiom beibehalten hätten und sich unter einander wohl verständen. Daß aber der h. Hieronymus den Strabo wohl gekannt, läßt sich überhaupt von der tiefen Litteratur dieses Kirchenvaters und daraus verbürgen, daß er nach seiner eigenen Berechnung mehr als sechstausend Autoren versichert gelesen zu haben.

Dieses hat nun wahrscheinlich der Mönch zu seiner poetischen Fiction benutzt von Gesprächen der Baiern (dafür gelten ihm die Tolistobojen wegen des ähnlichen Namensläutes) in Armenien und überhaupt in Indien, ein Name, mit dem man es damals, am wenigsten in Gedichten, nicht so genau geographisch nahm.

Ist der Mönch nicht jünger, als Sie glauben, also schon aus dem zwölften Jahrhundert, so kann sein Gedicht

nur den Kreuzzug von 1147 bezeichnen, an welchem Baiern Theil genommen. Spätere Chronisten erzählen den nämlichen Umstand vom Kreuzzuge im Jahr 1190, wo ich nicht irre Andreas Presbyter, dem aber Marcus Welser, (Rer. Boicar.) überhaupt ganz und gar widerspricht.

Daß auch überall nicht die mindeste Ahndung von einer Bairischen Sprache in Armenien gewesen, die Tolistobojische als eine ganz andere auf die Seite gesetzt, erhellet insonderheit aus Tagenonis Decani Pataviensis descriptio expeditionis Asiaticae, (1190) der alles, was von Tag zu Tage vorgefallen, umständlich meldet, immer von gebrauchten Dollmetschern spricht, und dann schildert, wie wohl es den Baiern gethan, in Armenien wieder Kreuze und dadurch gleichsam eine Aehnlichkeit der alten Heimath zu finden. Wie viel mehr hätten sie von einer Gleichheit der Sprache selbst ergriffen werden müssen! Auch Nicetas, Arnoldus Lubecensis, Otto de S. Blasio, Gotfridus Monachus, schweigen von einem solchen Umstande.

Zusatz des Herausgebers.

Dem verdienstvollen Geschichtforscher, dessen Schreiben ich vor geraumer Zeit empfing, sage ich meinen verbindlichsten Dank für die mir mitgetheilten Nachweisungen. Der Verfasser des vorhergehenden Briefes hat sich auch mit meiner durch den Lobgesang auf den heil. Anno veranlaßten Frage beschäftigt, und hat mich ebenfalls an den heil. Hieronymus verwiesen. Nichts ist, im allgemeinen betrachtet, wahrscheinlicher, als daß ein Mönch des Mit-

telalters seine historischen Ansichten aus einem Kirchenvater geschöpft haben wird. Die fragliche Stelle aus dem Commentar zur Epistel an die Galater hat Adelung sowohl in seiner ältesten Geschichte der Deutschen (S. 102.) als in seinem Mithridates (Th. II, S. 412) angeführt und erörtert. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß dem h. Hieronymus, ungeachtet seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit, hier eine irrige Angabe entfallen ist. Ich finde nicht, daß die beiden einzigen Stellen, wo Strabo die Galater erwähnt, ihn auf irgend eine Weise zu seiner Behauptung berechtigen konnten. Strabo sagt bloß, die drei Völkerschaften, woraus die Galater bestanden, die Trokmer, Tolistobogier, von ihren Anführern so benannt, und die Tectosagen, Brüder des gleichnamigen Volkes im südlichen Gallien, hätten dieselbe Sprache gehabt. (Τριῶν δὲ ὀντῶν ἐθνῶν ὁμογλώττων κ. τ. λ.) Die Griechische Sprache machte aber ohne Zweifel schon damals Fortschritte unter ihnen: woher sonst der Name Gallograecia? Für ein späteres Zeitalter als das seinige konnte Strabo nichts bezeugen. Nun sollen aber die Galater noch zur Zeit des h. Hieronymus Celtisch, und zwar nach der Mundart der Trevirer, d. h. der Bewohner von Trier und der Umgegend, gesprochen haben. Es scheint verwegen, einem Zeitgenossen zu widersprechen: aber nach allen historischen Wahrscheinlichkeiten sprachen die Galater damals nichts anders als Griechisch, und die Trevirer nichts anders als Lateinisch. Was die letztgenannten betrifft; so behaupte ich es mit der größten Zuversichtlichkeit, wenn auch alle Celtomanen in der Welt dagegen aufständen. Die Römer verstanden vortrefflich die Herrscherkunst,

alle ursprüngliche Nationalität in den unterjochten Völkern auszulöschen, ihre eigene Sprache und Sitten überall einzuführen. Nur in dem östlichen Theile ihres Reiches mußten sie dieses herrschaftliche Recht der Griechischen Sprache abtreten, welche durch die Eroberungen Alexanders und die Macedonischen Dynastien längst weit verbreitet und ein allgemeines Werkzeug der Mittheilung geworden war. Sie hätten es doch vielleicht nicht gethan, wenn nicht ihre Großen, schon in den letzten Zeiten der Republik, durch eigne Vorliebe für Griechische Sprache und Litteratur bestochen gewesen wären. In Gallien ist die Verdrängung der ursprünglichen Muttersprache durch die Lateinische erstaunlich schnell erfolgt. Strabo bezeugt, daß die Bewohner des Narbonensischen Galliens, schon damals, so kurze Zeit nach der Eroberung, Römische Sprache und Sitte angenommen hatten (Οὐδὲ βαρβάρους ἐτὶ ὄντας, ἀλλὰ μετακειμένους τὸ πλέον εἰς τὸν τῶν Ῥωμαίων τύπον καὶ τῇ γλώττῃ καὶ τοῖς βίοις.) Wie kann man es nun nach diesem Maßstabe glaublich finden, daß die Trevirer in einem Mittelpunkte Römischer Ansiedelung und Cultur, denn Augusta Trevirorum war ja die Hauptstadt des Belgischen Galliens, vier Jahrhunderte später noch Celtisch gesprochen haben sollen? Ich denke beweisen zu können, daß vor den Einbrüchen der Germanischen Völker, welche eben zur Zeit des h. Hieronymus begannen, die Celtische Sprache selbst in den entferntesten Winkeln Galliens gänzlich erloschen war. Nirgends hat sich hier, wie in Cantabrien, wo freilich die Römer niemals geherrscht hatten, die alte Landessprache erhalten. Die Nieder-Bretagner sind, wie be-

kannt, um die Mitte des fünften Jahrhunderts aus Britannien herüber gekommen. Daß Celtische Wörter in die beiden Romanischen Sprachen, die sich in Gallien bildeten, Eingang gefunden, wird hiemit nicht geläugnet; aber zuverläßig waren sie zuvor als Provinzialismen in der Lateinischen Bauernsprache eingebürgert.

Doch mit der Richtigkeit jener Angaben des Kirchenvaters verhalte es sich wie es wolle*), so kann ich darin nur einen losen Zusammenhang mit der fraglichen Stelle in dem Lobgesange auf den heil. Anno wahrnehmen. Daß die Baiern von Seiten der Abstammung mit den Celtischen Bojern nichts zu schaffen haben, versteht sich von selbst. Der Name dieses Volkes, der so viel ich weiß, nicht vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts vorkommt, ist mir räthselhaft. Liegt darin eine Bezeichnung nach den ehemaligen Wohnsitzen der Bojer? Aber warum dann *Baju*-warii, wie es urkundlich in der Sammlung ihrer Gesetze lautet? Hieraus ist das spätere Bawari verkürzt. Die Schreibung schwankt vielfältig: Bojo-arii scheint eine absichtliche Annäherung an die vermeinte Ableitung zu seyn. Indessen sind doch die Baiern nicht erst seit Aventinus von neueren Gelehrten,

*) Nach Einsicht der Stelle finde ich, daß er sich doch mit manchen Beschränkungen ausdrückt: Unum est quod inferimus, et promissum in exordio reddimus, Galatas excepto sermone Graeco, quo omnis Oriens loquitur, propriam linguam eandem *paene* habere quam Treviros, nec referre si aliqua deinde corruperint, quum et Afri Phoenicum linguam nonnulla ex parte mutaverint.

welche reineres Latein zu schreiben glaubten, wenn sie einen bei den classischen Autoren vorkommenden Namen unterschoben, Boji genannt worden. Dieß kommt schon bei Schriftstellern des Mittelalters vor. (Eckhart Commentar. de R. Fr. Or. T. I. p. 193.) Wenn also die Tolistoboji als ein Theil der Galater erwähnt worden wären, so konnte der gute Pfaffe wohl darin die Baiern zu finden glauben, wiewohl nach Strabo jener Name selbst mit dem Namen der Celtischen Boji nichts gemein hatte. Aber der h. Hieronymus nennt ja die Tolistobogier nirgends.

Jünger als aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts kann der Lobgesang schwerlich seyn. Hr. Grimm (Deutsche Gramm. Erste Ausg. S. LXIX.) setzt ihn ebenfalls dahin.

4.

Anonymer Brief aus Paris.

Monsieur,

L'annonce contenue dans le 3e cahier de la Bibliothèque Indienne a excité le plus vif intérêt parmi les académiciens. On attend avec impatience la publication de Votre Etymologicum novum. Dans l'intervalle Vous permettez p. 275 à Vos amis de Vous

communiquer leurs observations, et nous allons faire usage de cette permission. En premier lieu il nous semble que Vous n'êtes pas encore assez d'accord avec Vous-même sur la grande et essentielle question, de savoir: »Si toutes les langues ne sont qu'une langue, c'est à dire, des émanations, des dialectes d'une seule langue primitive (qui, selon H. GROTIUS, serait partout et nulle part) ou non. — P. 281, *nullis machinis* etc., Vous Vous déclarez formellement contre cette opinion: mais p. 277 Vous admettez *primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem*, et p. 291 Vous nous donnez l'idée de *fons et rivuli*, qui, moyennant une petite extension du *mutatur hominum sermo* p. 288, des *vocabula detorta* p. 283, et des *inventa a lege naturae non pendentia* p. 287, pourrait bien nous conduire à une mère commune, malgré l'insuffisance des machines de la page 281. Peut-être trouverez Vous à-propos de mitiger un peu ce dernier passage: le *nullis* ne serait-il pas trop peremtoire? Si, comme Vous croyez, notre âge ne possède pas les machines requises, un âge postérieur peut se les procurer.

Vous dites p. 284, *quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est, existimanda* (scil. *lingua*). Joindre *doctus* et *sincerus* n'est pas commun: on les opposerait plutôt, par la raison qu'on n'aimerait pas joindre *rudis* et *corruptus*. Vous avez senti cela p. 294, où vous opposez *simplex* et *subtilis*. Or si *simplex* marche avec *sincerus*, *doctus* sera forcé

de marcher avec *subtilis;* mais la *subtilité* ne peut guère être la marque distinctive de la *sincérité* ou *pureté*.

Nous ne signons pas ces remarques. Si vous les approuvez, le nom devient superflu. Si vous les désapprouvez, un nom ne changera rien à votre détermination.

Recevez, Monsieur, l'assurance d'une considération très-distinguée.

Theses.

1.

Lingua est una.

2.

Huius sunt, quae vocantur linguae, dialecti.

3.

Variantur vocum formae, non variatur essentia.

4.

Hanc essentiam continent radices, quae constant

5.

elementis, quae fuere ab initio, et

6.

physiologice demonstrari queunt.

7.

Dialectorum inde est analogia universalis, ac gentilitia.

8.

Illa sequenda in rebus linguae, haec in rebus ethnologiae.

9.

Grammaticae non negligendae, sed lexicis postponendae.

10.

Lingua ubique penetrat.

11.

Sine lingua philosophia, immo artes claudicant.

12.

Qui linguam tenet, fundamentum tenet scientiarum.

Antwort des Herausgebers.

Monsieur,

J'ai mille excuses à Vous faire d'avoir tardé si long-temps à répondre à la lettre dont Vous m'avez honoré. Votre lettre étant anonyme, je ne pouvais en effet Vous adresser individuellement ma réponse: mais j'avais la voie de l'impression dont je me sers aujourd'hui. Cependant je l'avoue, j'ai différé exprès: avant de prendre la plume, je désirais connaître le nom d'un savant qui prend un intérêt si vif à un genre de recherches qui n'intéressent qu'une fraction infiniment petite du public; un savant qui, s'étant fixé à des opinions contraires aux miennes, me communique ses objections avec tant de ménagement et d'urbanité.

Je m'imagine l'avoir deviné maintenant. Il m'est parvenu certaines thèses manuscrites que je fais imprimer au bas de Votre lettre. Tout me trompe, ou

ces thèses, ainsi qu'un tableau comparatif d'un grand nombre de langues, publié il y a quelques années sans nom d'auteur, sont également de Votre main.

Si j'ai deviné juste, cela ne sera pas inutile pour donner une direction plus particulière à ma réponse; si je me suis trompé, Vous voudrez bien me tirer d'erreur.

Vous me reprochez, Monsieur, de n'être pas d'accord avec moi-même, et d'avoir avancé des thèses qui sont en contradiction l'une avec l'autre. Je tâcherai de m'expliquer cette fois-ci avec autant de précision qu'il me sera possible.

J'ai parlé *d'une langue primitive du genre humain, mère commune de toutes les autres*, seulement das la supposition d'autrui, et non pas dans la mienne, comme la construction le fait voir assez clairement.

Aujourd'hui, comme à l'époque aù j'ecrivis ces considérations générales sur l'étude de l'étymologie, je pense qu'il est impossible de ramener à une origine commune toutes les langues qui se parlent encore dans les différentes parties du globe, et les langues éteintes dont il existe des monuments écrits. Quand j'ai dit qu'il n' y a aucun moyen pour cela, j'ai entendu *aucun moyen raisonnable*, aucun qu'une saine critique puisse approuver. Car pour des *machines* étymologiques, moyennant lesquelles on peut tordre les mots dans tous les sens, et faire tout de tout, je ne doute nullement que l'on en puisse inventer de nouvelles. Mais cela n'est plus de saison:

nous en avons eu suffisamment; l'étymologie a été assez long-temps un tâtonnement au hasard. Maintenant elle est à la veille de devenir une science: mais afin de la rendre digne de ce nom, il faut renoncer aux hypothèses arbitraires, il faut se résigner à ignorer ce qu'il est impossible de savoir, il faut se borner aux faits et aux conséquences qu'on peut en déduire légitimement.

Remarquez bien, Monsieur, qu'en niant que les langues aujourd'hui répandues sur le globe puissent être derivées d'une seule source, je ne préjuge rien sur l'unité généalogique du genre humain. Je n'ai garde d'entrer dans une controverse étrangère à mon sujet. Je soutiens l'indépendance absolue des récherches historiques de toute autorité étrangère, mais aussi j'évite soigneusement d'empiéter sur le terrain d'une autre science. Si quelque adversaire voulait soupçonner dans ma thèse quelque hérésie des Préadamites, des Coadamites, des Postadamites, ou peut-être toutes les trois à la fois, je lui opposerais la tour de Babel comme mon égide. De quelque manière qu'on veuille envisager cet antique et mémorable récit, il coupe court à toute investigation de la langue ou des langues antédiluviennes.

S'il faut le prendre à la lettre, c'etoit un miracle qui a interrompu tout à coup le cours naturel des causes et des effets. La confusion des langues fut une transformation subite et universelle; elle ne ressemblait donc en rien à ces changemens graduels

et partiels, que les langues éprouvent par le seul laps du temps, et plus encore par la fusion de plusieurs nations en une seule. Or pour remonter à une antiquité dont il ne nous reste ni monument ni témoignage, nous n'avons point d'autre moyen que de suivre en ordre inverse la série des causes et des effets, d'après les analogies que l'expérience nous fait connaître.

Si, au contraire, ce recit n'est qu'une tradition populaire, une fiction allégorique qui, d'un coté, se rattachait à un monument existant à Babylone, au temple, ou plutôt à la pyramide de Belus; qui, d'autre part, fait allusion à un jeu de mot, à une étymologie hasardée du nom de Babel: l'on voit que dans ces temps si anciens, la diversité des langues était déjà si grande, même dans le petit cercle connu au peuple Hébreux, que l'on désespérait d'en pouvoir rendre compte par des voyes naturelles, en soutenant que toutes les nations descendaient d'une seule famille.

Vous m'opposez, Monsieur, une autorité illustre: celle de Hugo Grotius. Permettez moi, avant de passer outre, d'observer que ce grand homme dont j'admire le génie et révère le caractère, était assez mauvais étymologiste, comme il l'a fait voir par sa manière d'expliquer les noms propres des Goths, des Vandales et des Longobardes. (*Nomina appellativa et verba, Gothica, Vandalica et Longobardica, quae in hoc volumine continentur, cum explicatione*; inséré

dans un recueil intitulé *Historia Gothorum etc.*) Mais c'était plutôt la faute de son temps que la sienne.

Vous avez cité vaguement le passage en question: je me suis empressé de la retrouver dans le vaste recueil des oeuvres de Hugo Grotius, afin de voir dans quelle liaison ce savant avait énoncé sa thèse, dans quel sens il l'avait prise, et s'il avait fait connaître par des exemples ce qu'il entendait par ces traces éparses de la langue primitive. Vous n'ignorez pas, Monsieur, qu'à cette époque beaucoup de théologiens soutenaient fermement, ainsi que les adhérents de la loi Mosaïque, qu'Adam parlait dans le Paradis la langue hébraïque. Je vois avec plaisir que Hugo Grotius a jugé trés-sainement cette doctrine. Il reconnaît qu'un dialecte Phénicien ne saurait être considéré comme la langue mère de toutes les autres; que même chez les Hebreux, vu leur généalogie et leur origine étrangère, ce n'était qu'une langue adoptée par suite de leur établissement das la Paléstine. *)

---

*) Hug. Grotii *opera theologica.* Tom. *I. Annotationes ad Vetus Testamentum.* pag. 10. Genes. Caput XI. 1. »*Erat autem terra labii unius.*« Eam linguam Hebraei suam dicunt: Syri suam. At Hebraea lingua, lingua est עברוים advenarum e Chaldaea. Haec enim origo nominis Hebraeorum, non ab Hebero. Vide Josue. XXIV. 2, 3. Lingua igitur illa Hebraea Abrahami et ejus posterum incolatu in Cananaea, ad Cananaeam proprius semper propiusque accessit, nec differt a Punica, nisi dialecti quibusdam proprietatibus, ut a viris eruditis-

D'après l'importance que Vous semblez attacher à Votre citation, j'étais curieux de connaître les raisons théologiques, philosophiques, ou historiques qui avaient engagé Hugo Grotius à affirmer qu'il se trouve des restes de la langue primitive dans toutes les langues humaines. J'ai été bien trompé dans mon attente: ce grand savant n'ajoute pas un mot de plus; il ne fournit pas la moindre preuve d'un fait supposé qui, pour être constaté, exigerait les recherches les plus vastes. Cependant un peu plus bas dans ses notes sur le même chapitre, verset 9, il donne un exemple. Il dit sur le mot Babel: »*Videtur haec vox servata e lingua primaeva, unde maneant istae in linguis variis*: βαβάλιον (cunae) balbus, *babil*«. La langue primitive, selon lui, aurait donc été composée d'onomatopées. Depuis H. Grotius cette hypothèse a été reproduite bien des fois comme base d'une théorie générale de l'origine des langues. Mais les faits ne semblent pas la favoriser. Dans les langues les plus parfaites et le plus anciennement cultivées, vers lesquelles notre attention doit se diriger de préférence, les onomatopées ne sont qu'un léger accessoire; un hors-d'oeuvre pour ainsi dire, qui ne touche en rien au fond et à l'ensemble des raci-

simis ostensum est. Quare verius, primaevam linguam nullibi puram exstare, sed reliquias ejus esse in linguis omnibus: nomina autem propria Adami, Evae, et caetera Hebraïco sermone à Mose expressa Hebraeorum causa eodem significatu qui in primaeva lingua fuerat.

nes; très-peu de ces mots grossièrement imitatifs par la répétition des mêmes lettres, ont été réçus dans le style classique. En revanche, dans les langues vivantes les mots de cette espèce naissent du jour au lendemain comme des champignons: le peuple en forme, les enfans en inventent à leur guise. Si le mot français *babil*, peut-être contracté de *balbulus* ou inventé à plaisir, est admis comme un reste de la langue primitive, les mots *trictrac*, *brouhaha*, *lari-fari* et mille autres semblables pourront aspirer au même honneur.

Vous pensez, Monsieur, que si notre siècle n'a pas encore réussi à ramener toutes les langues à une source commune, c'est faute de moyens, qu'un age postérieur pourrait bien se procurer. Vous entendez sans doute par-là une connaissance plus complette et plus exacte de toutes les langues parlées dans les cinq parties du monde, l'examen approfondi des livres écrits dans les langues mortes, la decouverte d'anciens monumens enfouis jusqu'ici, et le déchiffrement de ceux qui, depuis long-temps en notre possession, sont restés inintelligibles pour nous, comme par exemple les écritures égyptiennes, les inscriptions cunéiformes, les tables iguvines. Si vous en connaissez d'autres, je Vous prie de me les indiquer.

Ces études conduiront infailliblement à classer les langues d'une manière plus méthodique qu'il n'a été possible de le faire jusqu'à présent; quelquefois elles devront nous engager à élargir le cercle des

peuples dont les langues sont reconnues appartenir à une même famille. Mais plus on pénétrera dans ces affinités si étonnantes qui, pour ainsi dire, nous fournissent une généalogie des nations, plus la ligne de demarcation deviendra tranchée entre les langues qui ne présentent aucune affinité mutuelle, et l'on verra d'autant plus clairement que tout passage de l'une à l'autre est impossible.

Les langues humaines sont infiniment variées par le matériel des mots; mais la dissemblance du système grammatical d'après lequel les langues des différentes classes sont construites, est encore bien plus essentielle, et, dans la supposition d'une origine commune, plus inconcevable.

Si l'on pouvait produire un exemple, attesté par l'histoire, d'une langue qui de la grammaire chinoise eût passé à une grammaire analogue à celle de la langue grecque, et d'une égale perfection, je Vous donnerais gain de cause, au moins pour la possibilité. La formation et le développement des langues les plus parfaites, remonte à une antiquité inconnue; c'est un mystère pour nous, qui semble appartenir à une autre phase de l'esprit humain. Les changemens de grammaire que nous pouvons observer dans les langues savamment construites qui n'ont pas été fixées de bonne heure, ne sont que du déclin. Toutes les langues de nouvelle formation sont d'un rang inférieur aux langues anciennes dont le concours et la désorganisation leur a donné naissance: il a fallu suppléer par l'analyse et les circon-

locutions aux formes grammaticales perdues. Je me réfère à ce que j'ai dit là-dessus dans mes *Observations sur la langue provençale* (pag. 24 — 30) et dans ma *Bibliothèque Indienne.* (Vol. II., p. 28 — 30.)

Sur quoi se fonde Votre espérance qu'on arrivera dans la suite à des preuves plus évidentes de l'identité primitive de toutes les langues humaines? Vous croyez sans doute qu'en formant des vocabulaires d'un plus grand nombre d'idiomes, et des vocabulaires plus complets de ceux dont nous avons déjà quelque connaissance, on pourra y trouver un plus grand nombre de mots qui présenteront une certaine ressemblance dans leurs éléments et dans leur signification. C'est à présumer: selon le calcul des probabilités, les chances heureuses doivent augmenter en raison du nombre des combinaisons possibles. Mais pensez Vous que de tels rapprochements puissent conduire à un aussi vaste résultat?

Je me vois engagé ici à combattre de nouveau la neuvième thèse, contre laquelle j'ai déjà produit des arguments assez décisifs dans ma dissertation latine. Cela ne sera pas inutile, puisque de temps en temps nous voyons paraître des tableaux comparatifs des langues, redigés uniquemens d'aprés les vocabulaires. A mon avis, la comparaison des grammaires est non seulement infiniment plus importante que celle des mots; mais celle-ci ne saurait être entreprise avec une chance de succès, du moins à l'égard des langues dont l'origine nous est inconnue, que lorsqu'on a constaté par l'examen préalable

des grammaires, qu'il existe une affinité entre les langues à comparer.

De ce que deux langues sont construites d'après le même système grammatical, mais sans analogie spéciale, il en résulte seulement qu'elles appartiennent à la même classe; mais la ressemblance des formes d'inflexion, des modes de dérivation, de ces élémens universels du langage qui entrent dans la composition de toutes les phrases, tels que les pronoms et les particules, prouvent une affinité de famille.

La grammaire n'est que la théorie des règles et des analogies que les nations observent et ont observées dans la formation et l'emploi de leurs langues: elle existe virtuellement, elle a régi le développement du langage depuis un temps immémorial, avant qu'aucun grammairien ne se soit avisé de la rédiger en corps de doctrine. Elle pénètre partout, c'est la loi organique qui, en dirigeant les fonctions vitales, assujetit à une certaine assimilation la matière auditive, si je puis m'exprimer ainsi, dont se compose le corps extérieur d'une langue.

Il s'ensuit que la forme des mots en grande partie dépend essentiellement de la grammaire.

Remarquez de plus que, les lois de l'inflexion, de la formation et de la dérivation étant suivies dans tous les cas analogues, chaque coïncidence grammaticale occupe un espace considérable dans les deux langues comparées, tandis que les ressem-

blances entre des mots isolés, parmi tant de milliers de combinaisons sont restreintes à une seule.

Les formes grammaticales changent aussi, et surtout elles s'usent avec le temps, à moins que les langues ne soyent fixées par des moyens artificiels. Cependant elles sont beaucoup plus stables que les mots, qui varient à l'infini et subissent des transformations à peine croyables, si l'on n'avait pas la preuve historique de leur identité. Ces changemens s'opèrent par le seul laps du temps dans les langues abandonnées à l'influence des causes naturelles sans être savamment cultivées; mais d'une manière bien plus marquée, lorsque, par le changement total dans la situation d'un peuple ou par le mélange de plusieurs nations, l'époque d'une nouvelle formation arrive.

Les mots sont des individus à longue vie qui voyagent de siècle en siècle et souvent d'un bout du monde à l'autre. Au point ou nous les rencontrons, ils sont vraisemblablement à une distance immense de leur origine, et ont changé bien des fois de son et de sens. Car les transitions d'une signification à l'autre sont souvent tout aussi étonnantes que les changements survenus dans la composition des éléments, des consonnes, des voyelles, des aspirations, du nombre et de la quantité des syllabes, enfin dans la prononciation.

Il peut arriver que deux mots qui n'ont rien de commun dans leur origine, se rapprochent à un seul point de leur longue carrière, et que cette ressemblance, soit à l'égard du son, soit à l'égard de

la signification, ne se fût pas encore manifestée, ou eût déjà disparu, si nous les eussions saisi à une autre époque.

Toute comparaison de mots isolés, entreprise sans connaissance de l'ensemble des langues, est donc superficielle et trompeuse.

L'analogie du Grèc et du Latin est frappante: elle a déjà été remarquée par Varron; elle prouve incontestablement une communauté d'origine. Cependant dans la comparaison de deux langues, dont le fond et la forme nous sont si bien connus, il est arrivé souvent à un savant philologue, *H. J. Vossius*, de confondre les lettres et syllabes derivatives avec la parti radicale du mot, et de fonder ses étymologies sur les prémières. Il est vrai que la grammaire grecque et latine, traitée avec un soin infini par les savans anciens et modernes, présente encore de grandes lacunes dans le chapitre de la formation des mots, et dans la théorie du système dérivatif.

L'analyse des mots et leur histoire, lorsqu'on peut la découvrir, font disparaître ces coïncidences accidentelles qui peuvent faire illusion au premier abord.

La ressemblance de deux mots dans des langues différentes n'est pas un fait simple, mais souvent un fait très-complexe, dont on ne peut tirer aucune induction sans l'avoir analysé autant que nos données le permettent.

Ce qui doit rendre encore plus circonspect, c'est que l'importation des mots étrangers dans la plupart

des langues est bien plus forte qu'on ne le suppose généralement. Cette importation peut avoir lieu par le commerce, par les guerres, par des influences littéraires, réligieuses et politiques. Tout en voyant qu'elle existe, nous connaissons souvent trop imparfaitement l'histoire des peuples, pour en suivre les traces. De ce que je vois par exemple qu'une foule de nations nomment le *sel* à peu près comme nous, je me garderai bien d'en conclure qu'elles appartiennent à une même famille, ce qui peut-être serait contredit par l'histoire et les observations physiologiques; j'en conclus seulement que ces nations ont reçu le nom avec la chose, et qu'en dernier ressort l'art de gagner le sel leur vient de la même source.

Le connaissance de la grammaire est donc un préliminaire indispensable avant que l'on puisse procéder avec le secours du dictionnaire à des comparaisons spéciales. Toutefois la connaissance des langues puisée uniquement dans la grammaire et le dictionnaire, est encore très-imparfaite: pour en observer le génie, la vie, le mouvement, il faut les entendre parler, ou les étudier dans les livres écrits.

Sous le rapport des moyens que nous avons de connaître les langues, on pourra les classer à peu près de la manière suivante:

1. Les langues parlées aujourd'hui ou jadis par des nations savantes, dont la littérature a été transmise à notre temps en totalité, ou en grande partie.
2. Les langues littérairement cultivées, dont il ne

nous reste que des fragmens plus au moins considérables. 3. Les langues parlées par des nations qui possèdent ou ont possédé l'art de l'écriture, mais sans l'appliquer autrement qu'aux besoins matériels de la vie, et sans faire des livres. 4. Les langues qui n'ont jamais été écrites par les indigènes, mais auxquelles de savans Européens ont adapté l'alphabet latin avec une certaine méthode, et pour l'enseignement desquels on a composé des livres élémentaires. 5. Les langues dont seulement un certain nombre de mots et de phrases ont été recueillis par les voyageurs avec ou sans le secours d'interprètes.

Les langues de la première classe sont comparativement en petit nombre. Malheureusement plusieurs langues des plus importantes de l'antiquité appartiennent à la seconde. La quatrième classe est devenue nombreuse depuis trois siècles par les travaux des missionnaires espagnols, portugais, italiens, français, allemands et anglais, dont le zèle meritoire dans la sainte cause de la réligion a servi en même temps à l'avancement de la science.

Toutefois, je ne me fierais pas trop aux traductions des Saintes Écritures et d'autres livres de dévotion. Pour connaître le génie d'une langue, sa sphère et ses bornes, il faut voir quelles idées et quelles combinaisons d'idées un peuple est parvenu à exprimer sans secours étranger, avec l'organe de la pensée qui lui est propre. Les traducteurs, à force de fidélité littérale, pourraient bien avoir violenté l'usage; et dès-lors leurs traductions ne seraient pas

comprises, ou ne serviraient qu'à répandre des idées erronées. Les respectables Sociétés Bibliques, à cet égard, ont peut-être procédé quelquefois avec trop de précipitation.

L'Asie centrale et septentrionale, l'Afrique, l'Amérique et l'Océanique recèlent encore une foule de langues qui appartiennent à la cinquième classe. Pour s'en occuper avec quelque espérance de succès dans l'étude comparative des langues, il faut attendre qu'elles ayent passé à la quatrième classe. L'on conçoit aisément que les voyageurs qui ont tâché de ramasser à la hâte quelques mots d'une langue inconnue, ont été sujets aux équivoques et aux méprises les plus étranges *). Probablement les sons mêmes la plupart du temps auront été mal fixés. Car notre alphabet defectueux ne suffit pas pour exprimer toutes

*) L'on ne saurait s'exprimer là-dessus avec plus de force que ne le fait un voyageur, homme instruit et éclairé, qui en parle d'après sa propre expérience. J. Crawfurd *History of the Indian Archipelago.* Vol. II. p. 120. « It must be acknowledged, that, in general, there exist innumerable sources of error in any attempts to compile vocabularies of languages with which we are unacquainted; from our own ignorance and unskilfulness, — from the carelessness, — incapacity, and apathy of the natives, and from the incompatibility of the idioms of the European and Indian languages. Ordinary voyagers are seldom or never to be trusted, and endless examples of the ridiculous blunders committed by them might be adduced.»

les inflexions de la voix articulée, particulières à telle ou telle nation; et l'oreille saisit mal des sons entendus pour la prémière fois que l'on ne saurait prononcer soi-même.

Vous voyez, Monsieur, combien il faut encore de travaux préparatoires, avant que l'on puisse passer en revue toutes les langues anciennes et modernes, afin de les ranger méthodiquement par ordres, par classes et par familles, selon les différens dégrés d'affiliation et de parenté collatérale. Si l'on veut arriver d'emblée au but, en sautant les degrés intermédiaires; surtout si, au lieu d'attendre les résultats de l'examen on les commande d'avance, si l'on veut de toute force trouver la confirmation d'une opinion favorite, on ne fera que des systèmes en l'air. L'exemple des Celtomanes et de tant d'autres étymologistes qui leur ressemblent doit nous servir d'avertissement. L'erreur commune à tous les Celtomanes était, de considérer le jargon de la Basse-Bretagne comme l'ancien et pur Celtique. Quelques-uns ont poussé leur hypothèse jusqu'à ériger ce dialecte en langue primitive du genre humain; les autres se sont contentés de peupler, contre les témoignages de l'histoire, l'ancienne Europe uniquement de Celtes. Ils ont par conséquent dérivé hardiment le Grec, le Latin et l'Allemand du Bas-Breton, comme si cette dernière langue était la mère des autres, tandis que, selon moi, elle n'en est pas même la cousine à la mode de Bretagne.

Une méthode vraiment scientifique n'a été appliquée que depuis peu à l'étude comparée des langues et de leur formation. Mais déjà M. Raynouard en France, M. Rask en Danemarc, chez nous MM. W. de Humboldt, Bopp et Grimm, ont donné des modèles en ce genre que je m'estimerais heureux de pouvoir imiter.

J'ai été long dans mes explications sur le point principal: je pourrai repondre plus brièvement à vos autres objections. Vous pensez que *doctus* et *sincerus*, *rudis* et *corruptus*, ne s'accordent pas bien ensemble. Pardonnez-moi, Monsieur, l'histoire nous prouve que ces deux épithètes peuvent très bien s'appliquer à la même langue. La langue *romane rustique* était une corruption du Latin dans les différentes provinces de l'empire romain; elle était *rudis*, un jargon grossier et informe, jusqu'à ce qu'il en sortît par la culture littéraire la langue provençale, italienne, espagnole et française. L'anglais, né de la corruption de l'Anglo-Saxon et du vieux Français, était *rudis*, grossier et informe, depuis l'invasion des Normands jusqu'au temps de Chaucer et au delà. Il en a été partout de même. — *Sincerus* dans la phrase citée n'est pas opposé à *ornatus*, *fucatus*, mais à *mixtus*, *adulteratus*.

La structure savante d'une langue me paraît une preuve de sa pureté, parce que toutes les langues mixtes de formation récente, sont à cet égard bien infé-

rieures aux langues anciennes dont elles sont issues, et dont la formation remonte à des temps inconnus. Au reste j'entends par langues savantes non pas celles qui ont été savamment cultivées, mais celles à la formation desquelles un instinct admirable a présidé, dont quelque fois des nations très-peu lettrées ont été douées. C'est ainsi qu'on peut dire que les mendians à Rome chantent savamment à quatre parties, quoiqu'ils ignorent la théorie de la musique et n'ayent jamais appris à lire une note. Les Goths n'avoient d'autre littérature que de la poésie: la traduction de l'Écriture par Ulfilas est probablement le premier livre en prose qu'ils ayent essayé de faire. Mais les formes d'inflexion et de dérivation sont très-savantes: les analogies y sont suivies avec une grande régularité, les nuances les plus délicates y sont distinguées. Sous ce rapport le Gothique est infiniment supérieur à l'Allemand moderne. En même temps c'est une langue simple: pour la déclinaison elle peut rivaliser avec le Grèc; mais la conjugaison est réduite à deux temps en deux modes: le présent et le prétérit de l'indicatif et du subjonctif. Les Goths n'avaient pas de futur et s'en passaient. Nous n'en avons pas non plus, mais nous avons appris à y suppléer par des verbes auxiliaires. Les distinctions grammaticales se sont constamment émoussées pendant quatorze siècles, comme M. Grimm l'a admirablement démontré; l'esprit analytique a réparé ces pertes par divers moyens. L'Allemand moderne est donc une langue peu savante dans sa structure, mais savamment cultivée; le Go-

thique était une langue originairement savante et simple en même temps.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

5.

Aus einer französischen Provinz-Stadt.

Monsieur,

Je suis presque tenté de croire au développement actuel de quelque mystère, en considérant que la lecture du passage où Monsieur Ballanche dit, dans son ouvrage, que vous avez prouvé que la question de l'origine du langage devait être traitée historiquement, a suivi de quelques jours la découverte que je viens de faire que l'histoire entière du monde, depuis son origine, et depuis la Chine jusqu'à la Russie ou le Pole, n'a été exactement jusqu'à ce jour qu'une parfaite imitation de la vie d'un homme, selon son cours le plus ordinaire. C'est la connaissance acquise par l'étymologie grecque de l'explication du génie allégorique et symbolique des anciens, qui m'a conduit depuis trois ans à cette singulière découverte. Son principe seul, qu'on ne peut contester, en pousse l'évidence au plus haut dégré.

La Chine, *hiatus*, de *χαίνω*, *hisco*, représente l'enfant-monde, ouvrant la bouche pour respirer et se nourrir.

L'Égypte, *activitas resupina*, Αἰγύπτιος, de *αἶξ*, *αἰγὸς*, *capra*, le grand symbole de la vivacité d'ésprit, dans le langage allégorique, et de *ὕπτιος*, *resupinus*, représente l'enfant-monde au berceau, soumis comme on sait qu'étaient les Égyptiens.

La Babylonie, inarticulation des paroles et confusion des pensées, de *baba*, *vox inarticulata*, et *ὕλων* de *ὕλη*, *materia*, *sylva*, symbole des idées croissantes comme des arbres.

L'Assyrie, qui avance vers l'ordre et l'arrangement des idées: de *ἄσσον*, *prope*, et *ὕριον*, *favus*, les cellules hexagones.

La Medie, qui commence à méditer en soi-même, à former des desseins, de *μῆδος*, *consilium*.

La Perse, la prémière jeunesse, fougueuse, emportée, de *πέρθω*, infinitif actif *πέρσαι*, *vasto*.

La Grèce, la jeunesse qui a acquis de l'expérience: de *γραῖα*, *anus*, une vieille, symbole de l'expérience qui est derrière nous.

L'Attique, qui atteint la perfection en tout: de *ἆττων*, *propius*, vel *ᾄττω*, *prosilio*, et *τίκη pro δίκη*, *jus*, *justitia*.

Les neuf autres voyages de PAUSANIAS en GRÈCE, représentent les neuf autres principales modifications de l'ame. CORINTHE veut dire tentation générale, LACÉDÉMONE coërcition des penchans de la nature, etc.; tous exactement conformes au caractère connu de chaque pays et de ses habitans.

ATHÈNES, la vigueur florissante: *ἀθάνα*, *immortalitas*, de *a* privatif et *θάνατος*, *mors*.

ROME, la virilité forte et robuste de l'animal-monde, de *ῥώμη*, *robur*.

PARIS, la maturité de l'âge, le calme des passions, de *aequo*, *adaequo* *).

LA RUSSIE, les rides de la vieillesse, de *ῥυσσὸς*, *rugosus*.

D'après un exposé si clair et si incontestable, il me semble que l'on peut, sans se tromper, fixer l'origine de la première langue perfectionnée à la langue grecque qui se présente si naturellement à la pensée, au premier rang, que quand on parle d'étymologie, on pense aussitôt à elle et à elle seule. Aussi je puis Vous assurer que tous les noms de l'Univers entier en sont tirés, et entr'autres tous les noms hébreux de la Bible.

*) Der Bf. hat hier das Griechische Wort ausgelassen, worauf sich seine Deutung bezieht, und ich weiß es nicht ausfindig zu machen.

Le seul nom de NABUCHODONOSOR suffira pour preuve incontestable:

> Ναβ-ιῳ, (?) *thalamus*, retraite, l'intérieur de l'ame.
> εὖχ-ος, *gloria*, *decus*.
> δον-έω, *agito*, *excito*.
> ὅσ-ιος, ὁσία, *expiatio*, *justus*.
> ὦρ-α pro οὐρὰ, *cauda*, *agmen extremum*.

ce qui fait: l'intérieur de l'ame rempli de vanité, d'orgueil, excite et provoque une fin expiatoire. Il s'ensuit de là que l'histoire universelle est toute entière dans les noms des choses et des personnes, selon cette parole de la GENÈSE: » ADAM par ordre de Dieu, nomma toutes choses, et le nom qu'il leur donna, était leur nom véritable; et PLATON a répété: » les noms ne sont point arbitraires. «

Je suis avec considération
Votre serviteur etc.

LE PREMIER ALLÉGORISTE DE L'EUROPE.

SCHLEGEL veut dire, qui dissèque ou discute soigneusement l'erreur: de σχάω, *scalpo*, λέγω, *lego*, *colligo*, *numero*, et ἤλη, *pro*: ἄλη, *error*; comme VOLTAIRE veut dire, louche observateur; de φολκὸς, *strabus*, et τηρέω, *observo*.

Antwort des Herausgebers.

Monsieur,

En recevant Votre lettre, j'ai d'abord cru, que Vous aviez l'intention de me mystifier; mais au lieu de m'en fâcher, j'ai éprouvé un mouvement de gaîté extraordinaire. Ensuite j'ai trouvé Votre nom, tel que Vous le signez, et même Votre domicile, en tête d'un traité sur l'origine des langues. J'ai donc reconnu que Votre lettre n'était pas pseudonyme, je me suis reproché mes mauvais soupçons, et j'ai tâché de m'élever à la hauteur de Vos idées. L'Allemagne abonde en étymologies originales, et en originaux qui font des étymologies; cependant je puis Vous assurer, Monsieur, que je n'ai jamais rien lu d'aussi original que Votre lettre, même dans les écrits de MM. Kanne etc. etc. Quoique depuis Ménage l'on ait beaucoup travaillé à l'étymologie en France, Vous éclipsez Vos compatriotes. *Barbasan* dérivait le mot de *canaille* de *canum alligatio*; Mr. *Roquefort* ramène le verbe fameux, inventé par Rabelais, *rataconiculer*, à la Taconnerie, place connue dans la ville de Genève, tandis que ce même mot avait fait venir des pensées malhonnêtes à d'autres personnes. Un autre écrivain français nous a fait voir que *barbarus* est composé des mots *barba* et *rus*; étymologie incontestable, puisqu'enfin un homme qui porte une longue barbe et qui demeure à la campagne, n'est qu'un barbare. J'ai lu une disser-

tation manuscrite d'un philosophe très-connu de l'école des Encyclopédistes, où l'étymologie est appliquée au système de Locke et de Condillac, que toutes nos idées viennent des sensations. Ainsi *vivere*, vivre, n'est autre chose que *bibere*, boire; *esse*, être, signifie *esse*, *edere*, manger: car en quoi consiste la vie, si ce n'est à manger et à boire? Je laisse de coté l'Academie Celtique, Pezron, Court de Gebelin, Le Brigant et tant d'autres. Ce dernier cependant cite un fait d'armes étymologiques assez remarquable. Il a converti vingt juifs, et des plus obstinés, à la réligion chrétienne, en leur faisant voir que le commencement de la Génèse n'est que du Bas-Breton tout pur. Cela ne m'étonne pas: il descendait de cette nation belliqueuse des *Brigantes* ou Brigands, dont la résistance donna tant à faire aux Romains. Tout cela est bel et bon, ce sont des éclaircissemens partiels: mais Votre théorie embrasse l'histoire universelle.

Votre étymologie de l'Égypte est singulièrement lumineuse. On n'a qu'à jeter les yeux sur la carte pour voir la ressemblance frappante avec une chèvre couchée sur le dos. Il faut se figurer la tête tournée vers la Nubie: les rochers qui bordent le Nil de ce coté, sont les cornes; l'écume des cataractes, c'est la bave qui sort de la bouche; les deux bras principaux du Nil sont sans doute les jambes que cet animal a coutume d'écarter et d'élever en l'air; maintenant nous comprendrons facilement, ce que sont les marais du Delta, dont parle Herodote. La

langue Egyptienne aussi, ce me semble, tient du chevrotement. Votre étymologie nous donne la clé de l'histoire. Les révolutions de l'Egypte ont généralement eu lieu autour de Memphis; c'est aussi cette partie inférieure du dos que la chèvre, dans la position indiquée, agite le plus vivement. Les conquérans étrangers ont bien connu le coté faible du pays: tous, Cambyse, Alexandre le Grand, Jules César, Omar, et Bonaparte, l'ont envahi par le Delta. Attaquée du coté de la Nubie, la chèvre aurait pu se relever et dresser les cornes. Avec cela je me moque de la belle découverte de Mr. Rhode *) qui a reconnu une parfaite ressemblance entre le Cophte et le patois du nord de l'Allemagne. Ce serait pourtant assez drôle, si l'on venait à constater que les Hieroglyphes, qu'on est à la veille de déchiffrer après tant d'essais infructueux, ne recèlent que du patois allemand.

Je crains bien que Vous n'ayez quelque difficulté à faire passer Votre étymologie de la Chine auprès de M. Abel-Rémusat. Cependant il y aurait beaucoup à dire en sa faveur. L'écriture des Chinois ressemble en effet prodigieusement à ces figures dont les enfans aiment à barbouiller le papier. Aussi n'est ce qu'une peinture abrégée. L'idée de la discorde est réprésentée par deux femmes vis-à-vis l'une de l'autre, ayant les poings appuyés aux hanches; l'idée du bonheur, à ce que l'on m'assure, par un plat de

*) J. G. Rhode Religionssystem des Zendvolks, S. 5—10.

ris bouilli et une bouche ouverte; celle du gouvernement par une canne de bambou et par un second caractère qui signifie agiter en l'air. La première image décèle une intention satirique d'un age plus mûr; mais les deux dernières sont effectivement naïves et enfantines: ce sont des définitions telles qu'une nourrice eût pu les communiquer.

Si je me laissais aller au plaisir de causer avec Vous, Votre lettre me fournirait un sujet inépuisable de reflexions. Mais je m'arrête, pour ne pas interrompre Vos lucubrations curieuses.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance etc.

P. S. Vous m'obligeriez infiniment, Monsieur, si Vous vouliez me trouver une étymologie plus débonnaire de mon nom. A l'entrée de ma carrière d'écrivain, je me plaisais aux guerres littéraires, mais depuis long-temps je suis devenu pacifique. En Allemand mon nom signifie *maillet*, dont je porte aussi l'image dans mes armes. Remarquez bien que le maillet n'est pas une arme offensive, quoiqu'on puisse l'employer ainsi: c'est un instrument des mineurs pour tirer les métaux du sein de la terre. Cela n'est pas trop mal, et même beaucoup mieux que je ne mérite. Mais une étymologie allemande d'un mot allemand doit être essentiellement mauvaise.

V.

An
Herrn Baron Schilling von Canstadt
in Sct. Petersburg.

Vom Herausgeber.

श्रीमच्छिल्लिङ्ग वन्दे त्वां पृच्छामि कुशलं च ते ।
उत्तरदेशराष्ट्रे हि पण्डिततिलको भवान् ॥
बौद्धानां ब्राह्मणानां च शास्त्रपाठे समाहितः ।
सर्वत्र पुस्तकान्वेषी सर्वभाषार्थज्ञस्तथा ॥
नेत्रं पुराणलेखस्य स्वयं विचित्रकारलिकृ ।
चतुरङ्गाष्टापदे च परोक्षे ऽप्यपराजितः ॥

Anm. Hr. Baron Schilling von Canstadt, Kaiserlich Russischer Staatsrath, aus einem Deutschen Geschlecht, aber in Rußland geboren, ist jener Kenner und Beförderer Asiatischer Forschungen, den ich (S. 47) bezeichnete, ohne ihn zu nennen, weil er es mir damals untersagt hatte. Indessen hat sein Name nicht unbekannt bleiben können: in den Schriften der Asiatischen Societät in Paris ist er vielfältig auf die ausgezeichnetste

Weise und mit dankbarer Anerkennung genannt worden. Hr. B. Schilling von Canstadt besitzt insbesondere eine grosse Meisterschaft in der Kalligraphie und Paläographie der Ost-Asiatischen Sprachen. Man hat von ihm eine vortreffliche lithographirte Ausgabe zweier Schriften des Confucius. Er hat auf seine Kosten Mandshu-Tartarische Lettern schneiden lassen, die weit vorzüglicher sind als die einzigen bisher vorhandenen in der Königlichen Druckerei in Paris; er hat der dortigen Asiatischen Societät die Matrizen davon zur Anfertigung eines Gusses für ihren eignen Gebrauch geliehen. Der bisher so unzugänglichen Sprache von Tibet ist er bemüht näher auf die Spur zu kommen, und gab mir in der Kürze sehr wichtige Aufklärungen darüber. Die Tibetanische Schrift ist nach der älteren Indischen gebildet: vermöge seiner genauen Bekanntschaft mit jener, war Hr. B. Schilling im Stande alte Sanskritische Inschriften, ohne damals noch die Kenntniß der Sprache zu besitzen, in London richtig eben so zu entziffern, wie es Wilkins früher gethan hatte. Er läßt sich weder Mühe noch Kosten verbriessen, um die seltensten Handschriften entweder selbst zu erwerben, oder doch über ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit nähere Erkundigung einzuziehen, und ihre Benutzung für die Zukunft vorzubereiten.

Er hat zu diesem Zwecke Reisen nach Paris, nach Rom und nach London unternommen. Gränzenlos freigebig in seinen gelehrten Mittheilungen hat er mir eine aus dem Nachlaß des bekannten Lebedeff erstandene Handschrift des Hitopadesas geliehen, die mir für die kritische Bearbeitung des Textes, womit ich mich neben

dem Ramayana beschäftige, vortrefflich zu Statten kommt. Hr. B. Schilling brachte nach meiner Zurückkunft aus England einige Tage in Bonn bei mir zu: viel zu kurze Zeit für mich, da seine Unterhaltung mir eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Anregung war. Den Gelehrten in einem Fache, wofür keine allgemeine Theilnahme des Publicums zu erwarten steht, kann nichts erwünschteres begegnen, als in den ersten Kreisen der Gesellschaft Bundesgenossen zu finden, die ihren Studien eine so uneigennützige, ja großmüthige Neigung zuwenden.

Indische Verse von einem Europäischen Liebhaber können fast nur für einen scherzhaften Versuch gelten. Was ich aber über das seltne Sprachtalent des verehrten Mannes, über seinen unermüdeten Eifer und seine sinnreiche Entdeckungsgabe in den obigen Versen gesagt habe, ist voller Ernst; und niemand, der ihn näher kennt, wird die mindeste Uebertreibung darin finden. Der letzte Vers enthält eine Anspielung darauf, daß Hr. B. Schilling sich die Fertigkeit erworben hat, Schach zu spielen ohne sein eignes Spiel und das seines Gegners zu sehen: eine Fertigkeit, welche mit der zu einer ausgebreiteten Sprachkunde erfoderlichen Kraft des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit, unzählige Combinationen zugleich festzuhalten, genau zusammenhängt.

VI.

Ueber
die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal.

Aus einem Briefe

von

Herrn Staatsminister von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die sorgfältigste Benutzung der folgenden Bemerkungen bei einer künftigen, vielleicht bald von mir vorzunehmenden Durchsicht meiner Uebersetzung ist meine persönliche Angelegenheit. Was ein tiefsinniger Denker, ein Kenner der philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, der in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylus eine so schwierige Aufgabe gelöst hat, im Sinn oder Ausdruck an meiner Uebersetzung nicht befriedigend findet, kann von mir nicht genau genug erwogen werden. Aber die in dem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen über den Geist des Gedichtes, über die metaphysische Terminologie der Indier, und deren Uebertragung in andere Sprachen, haben ein allgemeineres Interesse, und gehen weit über die Prüfung des von mir Geleisteten hinaus. Ich bin deswegen dem Verfasser sehr dankbar für die mir ertheilte Erlaubniß zur öffentlichen Mittheilung. Die Artikel von Hrn. Langlois im Asiatischen Journal über die sechs ersten Capitel der Bh. G., welche die Veranlassung zu einstim-

menden oder berichtigenden Anmerkungen gaben, sind vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt oder gegenwärtig: wo es also nöthig schien, habe ich seine eignen Worte eingerückt. Hr. Langlois hat seitdem mit seinen Kritiken fortgefahren, und zwar auf eine Weise, welche mich bewogen hat, seine Befugniß zum Richteramt etwas näher zu prüfen, und für so viele Bereitwilligkeit im Zurechtweisen ihm den Gegendienst einer gründlichen Zurechtweisung zu leisten. Wenn diese Antikritik nicht anderswo eine schicklichere Stelle findet, so wird sie in der Fortsetzung dieser Blätter erscheinen.

1.

Journal Asiatique Vol. IV p. 109. 111. — Das hier aufgestellte aesthetische Urtheil möchte ich nicht zu vertreten haben. Ich finde in der Gita nichts, wodurch man veranlaßt würde, sie als ein zur Gedächtnißhülfe in Verse gebrachtes Werk anzusehen. Eher läßt sich dies von einem großen Theile des Gesetzbuchs des Manus sagen. Indeß hat es überhaupt mit dem allgemeinen Gebrauch der Verse bei Völkern, deren Weisheit im Beginnen ist, eine ganz andere Bewandtniß. Die Vergleichungen mit Homer und den Griechen, die man leider so oft anstellt, scheinen mir sehr unpassend, dagegen gewiß, daß diese Episode des Maha-Bharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben.

2.

P. 112—114. Der Verfasser hat wohl in dieser Stelle die Yoga-Lehre nicht vollständig schildern wollen. Das von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic So-*

ciety, I. p. 24 — 26. 31. 33.) darüber Gesagte, scheint mir bestimmter und erschöpfender. Indeß ist es allerdings richtig, daß diese Lehre mehr auf das Handeln ging, was aus dem, soviel ich sehe, nirgends von Herrn Langlois vollständig entwickelten Begriff *Yoga* entsprang, der, in seiner wahren Tiefe aufgenommen, eine zur Thatkraft werdende Anstrengung des Nachdenkens bezeichnet. Daß aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yoga-Lehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhya-Lehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, daß er streiten muß. Darum muß ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit größeren, mehr umfassenden, und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nicht-Seyns hinabsteigenden Argumenten geschehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung.

3.

P. 237. Die Beschuldigung, daß der Dichter vernachlässigt habe, anzugeben, woher Sanjayas das Gespräch des Krishnas mit Arjunas erfahren habe, ist nicht ganz gerecht. L. XVIII sl. 75. sagt Sanjayas selbst, daß er es durch Vyasas Gunst gehört habe. Wenn man aber diese

Stelle genau betrachtet, und auf die Worte श्रुतवान् कृष्णात् साक्षात् कथयतः स्वयं achtet, so sieht man daß hier nicht von einer Erzählung des Gespräches durch Vyasas die Rede ist, sondern von einem Wunder, durch welches Sanjayas selbst Zeuge desselben wurde. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß Ges. X. 37. Krishnas sich selbst als identisch mit Vyasas darstellt. Diesen Vers hat vermuthlich Hr. L. im Sinn, wenn er (p. 107) sagt, daß der Verfasser der Gita sich selbst Vyasas nenne. Dies scheint mir aber noch bei weitem aus keiner dieser Stellen zu folgen.

Der Name Vyasas bezeichnet meines Erachtens einen allgemeinen Begriff, den aber die Indier nach ihrer Weise ganz persönlich gefaßt haben. Es würde vergeblich seyn zu fragen, wann und wo Vyasas gelebt? Er war der Verkündiger göttlicher Geheimnisse in menschlicher Rede: alles was in dieser Art für heilig galt, ward ihm zugeschrieben. Auch andre Völker des Alterthums haben solche collective Namen verehrt, indem sie die Wirksamkeit ganzer Zeitalter auf einen einzigen übernatürlich begabten Menschen zusammenhäuften. Aber dem Vyasas wird zugleich die Offenbarung der allgemeinen und ewigen Religions-Lehren und der heiligen Geschichte, d. h. der kosmogonischen und heroischen Mythologie beigelegt, indem er zugleich Verfasser der Veda's, des Maha-Bharata und der Puranas seyn soll. Er ist also den Indiern einerseits ein Numa, Tages oder Oannes, andrerseits ein Hesiodus und Homerus. Nur an dem Ramayana des Valmikis hat er keinen Antheil: eine merkwürdige, jedoch hier nicht zu erörternde Ausnahme.

Die Einfassung der Bh. G. läßt überhaupt alle Wahrscheinlichkeiten von Zeit und Ort hinter sich. Wie wäre ein solches Gespräch unter dem Geklirr der Waffen, in dem Augenblicke, wo die Schlacht beginnen sollte, möglich gewesen?

Auch Sanjayas vernahm es nicht natürlicher Weise, denn er stand ja in den Reihen der Feinde, sondern durch die Gunst des Vyasas: das heißt, der Dichter, der nicht als sinnlicher Zeuge, sondern vermöge einer Art von Allwissenheit die Geschichten der Götter und Helden zu schildern vermochte, verlieh ihm diese Gabe. Die alten epischen Dichter anderer Völker haben sich wohl öfter ein solches übernatürliches Wissen zugeschrieben; ihre Dichtung wurde als Wahrheit gegeben und empfangen; dennoch durfte niemand fragen: woher weißt du das? Homer unterscheidet ja ganz bestimmt die Sage von den Eingebungen seiner Muse. Allein so ausdrücklich wie bei den Indiern wird wohl nirgends die Kenntniß des Dichters von wirklich vorgefallenen Begebenheiten aus der Beschaulichkeit abgeleitet. Ehe Valmikis den Entwurf zu seinem Heldengedichte machte, wußte er noch nichts von den Thaten seines Helden; er verläßt nicht etwa seine Einsiedelei, um sie zu erfragen: in tiefe Betrachtung versenkt, erblickt er alles auf einmal im Spiegel seines Geistes, so deutlich, wie eine Pomeranze, die man in der Hand hält.

Das erhellet, wie mich dünkt, aus der Erwähnung des Vyasas am Schlusse der Bh. G., daß der Dichter sein Werk an das große Ganze anschließen wollte, und daß er sich einer ähnlichen, jenes alten Namens würdigen Begeisterung bewußt war. In den meisten Handschriften des Maha-Bharata wird die Episode der Bh. G. ausgelassen. Es käme darauf an, ob der Zusammenhang eine Störung erlitte, oder vielleicht sich fester fügte, wenn man sie ganz wegnähme. In dem Eingange des M. Bh. werden die Episoden (upâkhyânâni) bestimmt von dem Körper des Gedichtes unterschieden:

उपाख्यानैर्विना तावद्भारतं प्रोच्यते बुधैः ।

Sine episodiis hactenus Bharatea a peritis definitur.

Uebrigens will ich hiedurch der Untersuchung über das Alter der Bh. G. keineswegs vorgreifen. Die Episoden können in verschiedenen Zeiten hinzugefügt, und dennoch alt und ächt seyn. Vom Nalas, einer Episode ganz anderer Art, scheint mir dieses ausgemacht. Nicht eben so zuversichtlich möchte ich es von den vier übrigen Episoden behaupten, welche mit der Bh. G. zusammen unter dem Namen der fünf Edelsteine des Maha-Bharata begriffen werden.

Wenn Krishnas, der verkörperte Gott, (Lect. X.) lehrt, er sei unter allen Gattungen von Wesen das erste im Range, das Urbildliche, das schöpferisch Wirksame; wenn er in der Reihe der Beispiele sagt, er sei Vyasas unter den Muni's, so wäre dieß nach der Voraussetzung des Hrn. Langlois (p. 107) die unerträgliche Prahlerei eines sich selbst vergötternden Sterblichen. Umgekehrt würde ich sagen, der Dichter habe hiedurch wenn irgend etwas auf seine Person bezügliches, andeuten wollen, daß Vyasas nicht Verfasser der Bh. G. sei. Allein es ist nichts als eine in den Indischen Denkmalen immer wiederkehrende Erscheinung: der allgemeine Homochronismus dessen, was doch als nach einander entstanden geschildert wird. Ihre wunderbare Vorzeit dreht sich gleichsam im Kreise herum. Dieses greift tief ein, und ich behalte mir vor, es ausführlich zu entwickeln. Anm. d. Hgs.

4.

Hr. L. bemerkt nichts über den 31. Slokas des ersten Gesanges. Sie übersetzen den ersten Vers desselben: atque omina video infelicia, Wilkins eben so: *and I behold inauspicious omens on all sides.* Nach beiden Uebersetzungen, die sich allerdings mit dem allgemeinen Begriff der Worte des Originals vereinigen lassen, sollte man glauben, daß Arjunas besondre, nicht in der Sache

selbst liegende Unglückszeichen, wirkliche *omina* (Vögelflug, Blitze u. s. f.) sehe. Davon kommt aber sonst in dem ganzen Gedicht nichts vor, und diese Vorstellungsart scheint ihm überhaupt fremd zu seyn. Haben Sie also vielleicht auch die *omina* nicht buchstäblich, sondern nur figürlich verstanden?

Allerdings das letzte. Die Muthlosigkeit des Arjunas geht aus einem sittlichen Gefühle hervor: es ist die übelste aller Vorbedeutungen, seine nächsten Blutsfreunde bekämpfen zu sollen; wie es umgekehrt in dem erhabenen Homerischen Verse heißt:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμυνέσθαι περὶ πάτρης.

Man vergleiche die prophetische Rede des blinden Dhritarashtras am Eingange des M. Bh. (in Franks Chrestomathie) wo die einzelnen Absätze immer mit denselben Worten anheben und schließen: »Seit ich vernahm, daß ...... seitdem verzweifle ich an dem Siege, o Sanjaya.« Auch dort entspringt die Ahndung des Unglücks aus einem sittlichen Beweggrunde: die Frevel seines Sohnes lassen den Dhritarashtras keinen guten Ausgang hoffen. Ich finde vor der obigen Stelle (Bh. G. I. 37) nirgends eine Erwähnung von äußerlichen Vorbedeutungen. Sonst aber war den alten Indiern, wiewohl sie vornämlich die Sterne befragten, die Deutung der Zukunft aus meteorischen Erscheinungen und aus dem Vogelflug ebenfalls nicht fremd. Beide kündigen dem Dasarathas den Zorn des furchtbaren Parasu-Ramas an. (RAM. Ed. Ser. L. I, cap. LXII. Sl. 10 sqq. Und damit man nicht etwa glaube, diese Zerrüttung der Elemente, diese Verschüchterung des Wildes und Waldgefieders werde bloß durch die Nähe des zürnenden Genius bewirkt, so heißt es ausdrücklich:

असौम्याः पक्षिणः, infaustae volucres;

und ferner:

उपस्थितं भयं घोरं पक्षिणो वेदयन्ति ते ।

Hae aves tibi declarant, horrendum periculum imminere.

Anm. d. Hgs.

5.

P. 259. I. 40—44. Ich bin auch der Meinung, daß die Uebersetzung von धर्माः und अधर्मः durch sacra gentilitia und impietas nicht vollständig den Begriff wiedergiebt. Für das erstere hätte ich jura vorgezogen. Da aber alles politische Recht in Indien auch religiöses war, wenige Zeilen später von Opfern die Rede ist, und sich für अधर्मः (das vernichtete Recht) schwer hätte ein Wort finden lassen, so ist Ihre Uebersetzung gewiß zu vertheidigen. Dagegen scheint mir Hr. L. den Sinn zu weit zu nehmen, wenn er die Stelle von allen Familienpflichten versteht. Es ist hier nicht von Moral, sondern von Staatsverfassung und Castenabsonderung die Rede. कुलधर्माः sind die durch die sacra gentilitia geheiligten Satzungen, welche die Geschlechter von einander abgränzen, und diese politischen Scheidewände stürzen bei der Vernichtung der Familien ein, indem die Frauen, durch den Mangel gesetzmäßiger, ungesetzmäßige Ehen einzugehen genöthigt werden. कुलस्त्रियः sind freilich die Frauen der vertilgten, oder verminderten Geschlechter, aber es liegt in dem Ausdruck mehr, als Hr. L. sagt. Es sind die wahren *matres familiae*, die durch *justas nuptias* und *sacra gentilitia* in das Geschlecht gekommen sind, es ist

hier überhaupt nur von solchen Geschlechtern die Rede, die ein politisches Daseyn haben, und dies deutet Ihr *nobilissimae feminae* wenigstens an, da es in der Langlois'schen Erklärung gänzlich verloren geht. Da ich die einseitige Uebersetzung von धर्म: durch Pflicht in dieser Stelle nicht billigen kann, so scheint mir auch die Erklärung des Herrn Langlois von जाति- und कुलधर्मा: willkührlich. Sollte nicht zwischen जाति: und कुलं derselbe Unterschied, wie zwischen *familia* und *gens* seyn? Der Ursprung beider Wörter spricht dafür, und in diesem Fall ist hier von den Satzungen beider die Rede.

6.

P. 241. Hier scheint mir der Dichter von Hrn. L. eine unnöthige Zurechtweisung über die Art, wie die Seele tödtet, zu erfahren. Er meinte wohl mit sl. 19. nichts anders, als daß man nicht tödten kann, was nicht zu sterben vermag. Dies geht, dünkt mich, aus sl. 20. ganz deutlich hervor.

7.

P. 241, 242. Ich weiß nicht, ob in dieser Stelle über den Spiritualismus und Materialismus das Verhältniß des letzteren zu der hier von Krishnas vorgetragenen Lehre richtig dargestellt ist. Dieser nimmt L. II, sl. 26. nicht, wie Hr. L. zu behaupten scheint, bloß an, daß die Seele sterblich sey. Seine unveränderliche Grundlehre ist, daß was einmal gelebt hat, für ewig dem Leben angehört. Der von ihm aufgestellte Unterschied ist nur der: ob die Fortdauer ohne Unterbrechung bleibt, (sl. 12.) oder ob sie

in einem sich erneuernden Sterben und Wiedererscheinen besteht. (sl. 26.) Im ersten Fall wechselt die Seele nur den Körper, wie ein Kleid, im letzteren stirbt sie wirklich, wird aber wiedergeboren. Nun haben freilich die Materialisten das Untergehen der Seele behauptet, wohl aber nicht die Wiedergeburt und noch weniger die Nothwendigkeit derselben. Gerade hierin aber liegt das Eigenthümliche der Lehre Krishnas.

8.

Pag. 243. II, 13. Le 13e sl. ne me semble pas traduit d'une manière juste. *Dêhinah* ne devrait pas être rendu par *animantis*, mais par *animae*; car le mot *animans* en latin ne présente pas ordinairement ce dernier sens. Il veut sans doute dire quelquefois l'être *qui anime*, mais le plus souvent c'est *l'être qui est animé: animantes caeteras*, dit Cicéron, *projecit ad pastum*. *Dêhi* de son côté désigne la substance animant le corps, mais non pas l'être composé d'esprit et de matière. Toute la phrase se ressent de cette traduction un peu trop incertaine. Voici, si je ne me trompe, l'idée de l'auteur: l'âme subit les transmigrations successives, de la même manière qu'on la voit dans un corps passer par l'état d'enfance, puis de jeunesse et ensuite de vieillesse. Cette idée se trouvera-t-elle d'une manière claire dans cette phrase du traducteur latin: *Sicuti animantis in hoc corpore est infantia, juventus, senium, perinde etiam novi corporis instauratio.* N'eût-il pas été plus à

propos de suivre l'ordre même des mots sanscrits: *Animae, sicuti in hoc etc.*

Die schöne Bezeichnung des die Materie inwohnend Belebenden durch ein bloßes grammaticalisches Suffixum in देहिन्, शरीरिन्, क्षेत्रिन्, (XIII. 33.) ist allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die Indische philosophische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut grade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfodert, und nicht mehr. Ich stimme jedoch Hrn. Langlois in dem Wunsche bei, daß Sie möchten für die beiden ersten Wörter immer nur gleichförmig anima gebraucht haben, und nicht animans, (II, 13.) spiritus. (II, 59. V, 13. XIV. 20.) Anima scheint mir darum allein dem Indischen Ausdruck recht angemessen, weil es nichts als den reinen Gegensatz des Körpers, das ihn belebende, in ihm athmende, wie meist auch unsere S e e l e, aussagt. Doch möchte auch spiritus gewählt seyn, nur eine gleichförmige Uebersetzung ist immer da vorzuziehen, wo kein nöthigender Grund zu einer Abweichung ist. Am unzulässigsten scheint mir mortalis. In allen ebengenannten Stellen hat das Indische Wort offenbar denselben Sinn, und welcher dies ist, leuchtet am besten aus XIV, 5. hervor, wo es heißt: im Körper die unvergängliche Seele. XIV. 20. geht bei Ihrer Uebersetzung durch *mortalis* der Gegensatz: *qualitatibus hisce tribus exsuperatis* ANIMA, E CORPORE genitis, verloren. Auch (V. 13.) in der neunthorigen Stadt sitzend erwartet man eher die S e e l e als den Sterblichen.

Es ist mir hiebei ergangen, wie an hundert Stellen meiner Uebersetzung, daß ich nach langer Ueberlegung und Unentschlossenheit zögernd und zweifelnd einen Ausdruck gesetzt habe, weil unter allen wählbaren mir keiner ganz angemessen schien. Dêhin und s'arîrin sind eigentlich Adjective, durch die possessive Ableitungssylbe von dêha, s'arîra Körper, gebildet. Sie bedeuten also eigentlich: der einen Körper besitzt. Anima hat die Unbequemlichkeit, daß es weiblich ist, da Masculine ausgedrückt werden sollen. Animans schien mir am nächsten zu kommen: es heißt ja eigentlich das belebende Wesen. Die von Hrn. L. angeführte Stelle des Cicero dürfte schwerlich die durchgängig unedle Bedeutung beweisen: er fügt ceteras hinzu, im Gegensatz mit dem Menschen, der unter dem allgemeinen Namen mit begriffen ist. Vielleicht wäre animal vorzuziehen, weil der edle Gebrauch häufiger vorkommt.

Sanctius his animal, mentisque capacius altae.

Jedoch stimmt sich die Bedeutung beider Wörter nach Gelegenheit hinauf und hinunter. Ferner ist animal Neutrum, animans kann wenigstens Masculinum seyn. Die von Hrn. L. vorgeschlagene Veränderung finde ich bedenklich, weil der anima nicht so eigentlich Kindheit, Jugend und Alter zugeschrieben werden kann, wohl aber im ganzen dem Wesen, das den Körper bewohnt und belebt.

Wenn anima empfohlen wird, so kann ich nicht recht einsehen, warum spiritus verwerflich seyn sollte. Beiden Wörtern liegt dieselbe sinnliche Anschauung zum Grunde, beide werden gleichermaßen zum Unkörperlichen gesteigert, und bedeuten stufenweise: Lufthauch, Athem, Lebenshauch, Leben, Seele, Geist.

Am meisten tadelt mein verehrter Beurtheiler den Gebrauch von mortalis für dêhin. Unter dieser letzten Benennung sind eigentlich alle organischen Geschöpfe begriffen, oft aber ist ausgemacht bloß der Mensch damit gemeint. Das Lateinische mortalis

16

sollte eben so von allen organischen Geschöpfen gelten, der Sprachgebrauch hat es aber auf den Menschen beschränkt. Sterblichkeit ist die an den Besitz eines Körpers geknüpfte Bedingung.

Es sei mir vergönnt, hier eine allgemeinere Bemerkung zu machen. Auf keine Sprache hat vielleicht der speculative Geist einen so entscheidenden Einfluß gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache ist, so zu sagen, mit Metaphysik tingirt. Statt daß in andern Sprachen die Philosophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müssen, sind im Sanskrit ursprünglich philosophische Ausdrücke in das Leben und in die Poesie eingetreten, wo sie aber nothwendig in gewissem Grade ihre Natur ablegen. Dêha, Körper, von der Wurzel dih, *contaminare*, ist ein solches Wort. Die ganze Platonische Lehre von der Verunreinigung der reinen Geister durch ihre Vermischung mit der Materie liegt wie im Keime darin beschlossen. Auch in dêhin offenbart sich der alte Spiritualismus. Es ist grade das umgekehrte von der Ansicht Homers, welcher sagt, die Seelen der Helden seien in die Unterwelt gesendet, sie selbst aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden; als ob der Körper das wahre Wesen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre.

In der epischen und selbst in der alten gnomischen Poesie wird dêhin fast immer durch mortalis nicht nur übersetzt werden dürfen, sondern müssen. Nun ist die Bh. G. zwar ein philosophisches Gedicht, aber, was nicht übersehen werden darf, im epischen Styl geschrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muß dieses und jenes Wort, an dieser Stelle, nach dem strengen philosophischen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäßigen Lebens gefaßt werden?

Anm. d. Hgs.

9.

P. 244. II. 14. Dans le sloka suivant *Mâtrâsparsâh* est rendu d'une manière inexacte ou du moins

obscure par ces mots *elementorum contactus.* Mâtrâ signifie matière, *materies;* je suppose donc que c'est dans ce sens que nous devons comprendre le mot *elementorum*, qui alors eût pu être remplacé, pour une plus grande intelligence du texte, par *physicorum objectorum* ou bien *physicorum organorum (contactus);* car ce passage admet ces deux sens, qui reviennent à la même idée: les impressions causées par les objets extérieurs et matériels, ou bien plutôt les impressions reçues par les organes matériels des sens, impressions qui sont la source de nos sensations. Le dernier sens semble être celui que le commentaire indique par ces mots:

मीयन्ते विषया आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः । तासां स्पर्शा विषयसंबन्धाः । ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति ।

Der Tadel möchte wohl auf sehr wenig hinauslaufen. Das bestrittene Wort deutet doch schwerlich etwas anders als die Eindrücke der Materie auf die Sinne an, und *elementorum* ist der metaphysischen Sprache des Textes und selbst dem Wort angemeßner, als physicorum objectorum. Daß unter मात्रा wirklich die elementarische Materie verstanden wird, und die Uebersetzung durch die wirklichen Körper immer ungenau seyn würde, beweist der Ausdruck तन्मात्र: für die Uratome der Elemente (Colebrooke. l. c. p. 30.) und folgender Slokas aus Manus Gesetzbuch I. 56.

यदाणुमात्रिको (nämlich der सर्वभूतात्मा) भूत्वा
बीजं स्थास्नु चरिष्णु च ।
समाविशति संसृष्टस्तदा मूर्त्तिं विमुंचति ॥

Hier wird die Seele, um eine eigentliche Körperform anzunehmen (wie doch alle objecta physica sie haben), erst vorher zu einem mit Elementar-Materie versehenen (अणुमात्रिकः) Wesen.

Der Commentator, den Hr. L. zwar anführt, aber wie verschiedentlich, nicht recht verstanden zu haben scheint, erklärt sich gerade für meine Uebersetzung. Zuerst giebt er eine etymologische Definition. Mâtrâ, von mâ, messen; weil, sagt er, die Gegenstände nach ihnen gemessen werden. Nun gehen alle Maaße der Indier für Raum, Zeit und specifisches Gewicht, vom unendlich kleinen aus. (Vergl. Manus Gesetzbuch Cap. I, 64 sqq. As. Res. Vol. V. Colebr. on Indian weights and measures) Es ist gerade das umgekehrte von der Methode der Französischen Mathematiker, welche die Dimensionen des Weltgebäudes zum Grunde legten, um durch fortgehende Theilung zu festen Maaßen bis in das kleinste hinunter zu gelangen. Mâtrâ bedeutet oft Atom, molécule. In der Musik und Metrik ein Moment. Die mâtrâ's, fährt der Commentator fort, wirken auf die Sinnes-Werkzeuge. Nach der Indischen Physik stehen die fünf Elemente den fünf Sinnen parallel: folglich sind immer die elementarischen Grundbestandtheile dasjenige, was die sinnlichen Empfindungen hervorbringt. Ferner sagt er: die Berührungen dieser mâtrâ's sind mit den sinnlichen Gegenständen verbunden, und bringen die Empfindungen von Kälte und Hitze u. s. w. hervor.

In dem Spruch des Manus scheint mir für an'umâtrika »ein mit Elementar-Materie versehenes Wesen« beinahe schon zu viel. Ich würde übersetzen: »Wann die Weltseele, so fein »wie ein Atom geworden, den vegetabilischen und animalischen »Samen durchdringt und mit ihm verschmilzt, dann entfaltet »sie einen organischen Körper.« — Der Same ist ja schon der feinste Auszug organischen Stoffes, das bildende und belebende Princip soll aber noch unkörperlicher gedacht werden. Da die alte Indische Philosophie den absoluten Gegensatz zwischen Geist und Materie läugnet, jenen aber als das ursprüngliche und wesentliche setzt, so hat sie eine vermittelnde Darstellung durch allmähliche Verdichtung versucht. Hierauf beruht die ganze Lehre des Manus von den Sinnen und den entsprechenden Elementen.

Anm. d. Hgs.

10.

P. 244. 11, 34. *Generosorum infamia ultra mortum porrigitur.* La traduction anglaise disait: *The fame of one who hath been respected in the world, is extended even beyond the dissolution of the body.* M. Schl. a heureusement corrigé une des fautes échappées au savant Wilkins; il a senti que l'â long dans *tchâkîrtih* indiquait la présence d'un *a* privatif, et qu' *infamia* devait être substitué à *the fame.* Pourquoi a-t-il conservé le sens donné à *maranâd atiritchyatê,* qu'il traduit par *ultra obitum porrigitur.* M. de Chézy, en s'appuyant sur l'interprètation du commentaire, *maranâd adhikâ bhavati*, traduit ainsi cette phrase: *L'infamie, pour un homme distingué, est au-dessus de la mort, est pire que la mort.* Je recommande à la critique de M. Schl. ce nouveau

sens qui, fourni par le commentaire, est rendu encore plus probable par la forme de l'ablatif, *maranât* qui indique un comparatif. J'avoue toutefois que l'autre version est bien en rapport avec le vers précédent.

Hier würde ich immer Ihre Erklärung vorziehen. Die Geschiedenheit, welche in diesem Gebrauche der Wurzel रिच् zugeschrieben wird, besteht immer darin daß die so geschiedene Sache als mächtiger wie die andre, mit ihr verglichene, dargestellt wird. Ist nun die Ehrlosigkeit mächtiger als der Tod, so sehe ich nicht darin, daß sie pire ist, sondern daß der Tod ihr kein Ende macht. Dieser Begriff des Mächtiger-Seyns, des Vorwaltens in dem Verbum beweisen sehr schön drei Stellen des Hitopadesa, (Ed. Lond. p. 9, l. 2. p. 30, l. 8. p. 118, l. ult.) auf die mich Hr. Ballhorn-Rosen aufmerksam gemacht hat, der das Studium des Sanskrit in kurzem mit einem Wurzel-Verzeichniß, das jedoch eigentlich ein Wörterbuch der Verba ist, bereichern wird.

Der Begriff, den ich vielleicht, als ich übersetzte, nicht so klar gefaßt hatte, ist vollkommen richtig aufgestellt. Er findet sich auch in einer Stelle des Bhartri-hari, (Ed. Ser. p. 37, lin. penult.) die Hr. von Chezy im Journal des Savans gegen mich angeführt hat. Vergl. Manus Cap. II. sl. 145. Hier ist die Construction sonderbar: wiewohl im Passivum, regiert das Verbum den Accusativ der übertroffenen Sache, und den dritten Casus der Eigenschaft, worin sie übertroffen wird. Sonst steht es intransitiv, mit oder ohne Ablativ. Mit der Präposition ati wird das Wort vermuthlich nicht anders als im Passivum gebraucht. Nach Erwägung obiger Stellen glaube ich dennoch, daß die Erklärung des Scholiasten dem Sprachge-

brauche gemäßer ist als die meinige. Ich habe gegen jene nur Ein Bedenken. Nach Krishnas Lehre ist der Tod gar kein Uebel; sogar, wenn die Erfüllung der Pflicht ihn herbeiführt, z. B. der Tod eines Kriegers in einem gerechten Kampfe, ein großer Segen. Wie kann man nun sagen, daß etwas schlimmer sei als dasjenige, was kein Uebel ist? Vielleicht möchte man es so fassen: die Schande überwiegt den Tod; dieser kommt gegen jene gar nicht in Betracht. Ich glaube auch daß Hr. von Chezy den Genitiv sambhâvitasya richtig für den Genitivus commodi genommen hat. Anm. d. Hgs.

11.

P. 245. II. 41. Dans ces mots *ad constantiam efformata* et *inconstantium*, peut-on reconnaître le sens précis de *vyavasâyâtmika* et *avyavasâyinâm*, qui marquent, l'un, le zèle pieux et pur de ceux qui pratiquent la doctrine de *l'Yoga*, et l'autre, l'indifférence de ceux qui suivent d'autres principes, indifférence qui rend inactif à suivre la voie de la véritable devotion, mais qui n'exclut point un attachement empressé à des observances superstitieuses. L'auteur en effet, dans les vers suivans, critique la conduite des faux dévots qui dans des vues intéressées, observent les règles préscrites par les védas, il finit par dire: Ils pratiquent aussi, ils agissent, mais sans la retenue digne du sage. C'est ce que signifie le mot *samâdhi*, qu'on rend vaguement par *contemplatio*; c'était plutôt *continentia*.

P. 245. II. 41. Den Gegensatz von व्यवसायात्मिका und अव्यवसायिनां in dem *zèle pieux* und der *indifférence* zu finden, scheint mir wenigstens nicht genau, und

den schönen und großen Sinn dieser Stelle nicht zu erschöpfen. Es wird hier die Sankhya-Lehre der Yoga-Lehre entgegengesetzt. In der ersten ist das raisonnirende und philosophirende Nachdenken, in der andern dasjenige rege, welches, ohne Raisonnement, durch eine Vertiefung zu unmittelbarer Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst gelangen will. Das Raisonniren setzt Gewandtheit, Einschlagung vieler Wege voraus, giebt der Beredsamkeit (sl. 42.) Raum. Die Vertiefung sammelt alle Kräfte auf Ein Ziel, das sie mit Festigkeit verfolgt, sie bedarf nicht bloß der Denk- sondern auch der Willenskräfte. Deshalb kann धर्मः (sl. 40.) von ihr gebraucht werden. Darum nun bringt die Yoga-Lehre Einen, unabweichliche Anstrengung athmenden Sinn hervor, die Sankhya-Lehre, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern ihrer Natur nach, mehrere und verschiedenartige Sinne und Meinungen. Ihr ad constantiam efformata sententia ist nicht ohne Grund gewählt. Wer die große Genauigkeit Ihrer Uebersetzung kennt, sieht gleich aus efformata, daß das Wort des Textes neben dem Hauptbegriff der Festigkeit einen andren Zusatz (आत्मिका) hat. Daß für समाधिः continentia das richtige Wort und contemplatio eine unbestimmte Uebersetzung sei, kann ich nicht finden. Der Sinn des Worts ist hier derselbe, in dem es zur Ueberschrift eines Kapitels von Patanjalis Yoga-System dient, (Transactions of the Asiatic society 1. p. 25.) tiefes Nachdenken, freilich mit dem Nebenbegriff der festen Anstrengung des Yogi, aber der Hauptbegriff ist immer das Nachdenken. Gerade der Gebrauch dieses Worts an dieser Stelle zeigt, daß in

ihr überhaupt nicht, wie Hr. L. sagt, von Eifer und Gleichgültigkeit die Rede war, sondern von verschiedenen Arten des untersuchenden Nachdenkens. Dies hätte aus continentia niemand sehen können. So wie in dem Yogi eine der Wahrheit nachspürende und sich ihr anbildende Verbindung des Wollens und Denkens liegt, so liegt sie gleichfalls in diesem Worte. Dies geht noch klarer aus IV. 24. hervor, wo nun wirkliches Handeln als mit dem Nachdenken über Brahma verbunden dargestellt wird. Wilsons Ableitung des Wortes von धा scheint mir nicht zu billigen; es kommt ja wohl, wie आधिः selbst nach Wilson, von ध्यै.

Ich habe zu dieser gründlichen Berichtigung nichts hinzuzufügen, nur daß ich im Einverständniß mit dem Commentator die Sache weniger wissenschaftlich fassen möchte. Krishnas hat bisher die aus der Erwägung der Folgen herfließenden Bewegungsgründe zum Handeln vorgestellt; jetzt erhebt er sich auf einen höhern Standpunkt, von wo aus betrachtet nicht nur alles Irdische dahinten bleibt, sondern selbst die Hoffnung auf Belohnungen in einem künftigen Leben noch als eine weltliche Triebfeder erscheint; er fodert zu einer Gesinnung auf, die nichts anders erstrebt, als das Wohlgefallen der Gottheit, und die innigste Vereinigung mit ihr. Hier folgt nun die erhabene Stelle, wo er die heiligen Bücher angreift, und ihnen vorwirft: auch sie begünstigten durch verheißene Segnungen für äußerliche Religions-Leistungen eine weltliche Denkart. Der Dichter hat sich hier in eine, wie es scheint, absichtliche Dunkelheit gehüllt, denn sein Unternehmen war kühn. Ich sehe klar, daß der Commentator mildern und die Veda's retten will: ich glaube aber, den Dichter vollkommen zu verstehen, und hoffe es zu beweisen, wenn mir Muße und Hülfsmittel zu der philosophischen Ausle-

gung verliehen werden, die ich durch eine blosse Uebersetzung kaum berühren geschweige denn erschöpfen konnte. Herr L. ist dabei p. 249 und 250 in ein Labyrinth von Missverständnissen gerathen, wohin ihm zu folgen schwerlich der Mühe verlohnen möchte.

Von den Scholien über obige Stelle, die sämtlich mit der Erklärung des Herrn L. im Widerspruche stehen, wiewohl er den Commentar vor Augen hatte, und sich immerfort auf dessen Ansehen beruft, setze ich nur das letzte her.

समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं ।

„Samâdhi ist Richtung der Gedanken auf ein einziges Ziel, ausschliessliche Beschauung (buchstäblich: Hinwendung des Antlitzes) des höchsten Wesens.“ Was soll nun, wenn dies nicht, Contemplation genannt werden?

Anm. d. Hgs.

12.

P. 246. II. Sl. 45. Crichna dit à Ardjouna que l'explication des védas peut prêter des sens favorables aux gens amis de la vérité, ou des passions ou des ténèbres; ces trois idées sont représentées par ces trois mots, *sattwa*, *radjas*, *tamas*, appelés les trois *gouna* ou qualités. Ne soyez point, dit Crichna, partisan des trois qualités, ou seulement de deux; ne vous attachez qu'à la verité. Je demande si ce sens peut se reconnaître dans la phrase de M. Schlégel, surtout dans ces mots: *liber* (esto) *a gemino affectu*, *semper essentiae deditus*. Ce mot *essentia*, que le traducteur a adopté pour interprêter le mot *satwa*, en rappelle sans doute l'étymologie: *satwa* vient du verbe sanscrit

as, être, tout comme *essentia* vient du verbe latin *esse*. Mais *essentia* ne représente pas pour moi l'idée de *satwa*, qui signifie la qualité de l'être par excellence, ce qui existe de bon et de beau dans la nature, le principe réel de toute vertu, de toute supériorité morale. Il me semble que le mot *vérité* exprimera plutôt l'idée contenue dans *satwa*.

Aus Hrn. L. Worten: ne soyez point partisan des trois qualités ou seulement de deux, muß man schließen, daß er unter nirdvandva zwei der, allen Dingen der Natur eigenthümlichen guna, nämlich rajas und tamas versteht. Diese Erklärung ist aber offenbar dem philosophischen Sprachgebrauch entgegen. Unter dvandva sind die entgegengesetzten Empfindungen, Freude und Schmerz, Hitze und Kälte, Sieg und Niederlage, u. s. w. zu verstehen, gegen welche dem Weisen so oft gleichgültig zu seyn empfohlen wird. Nirdvandva ist also, wer von dieser Empfindung und ihrer Gewalt frei ist. Gerade diesen Sinn, und dies kann wohl entscheidend genannt werden, hat das Wort V. 3. und dvandva IV, 22. VII, 28. In XV. 5. wird der Plural für alle, aus dem allgemeinen Gefühl des Vergnügens und des Schmerzens entstehenden einzelnen Empfindungen gebraucht. Auch steht Hrn. Langlois Erklärung die in nistraigunya liegende Vorschrift, sich von allen drei Eigenschaften zu befreien, im Wege.

Dagegen ist nicht zu läugnen, daß man bei dieser von Ihnen in Ihrer Uebersetzung: tu autem liber esto a ternis qualitatibus, liber a gemino affectu, angenommenen Erklärung mit dem Ausdruck nitya-sattva-

stha ins Gedränge kommt. Da sattva eine jener drei guna ist, so ist es wunderbar, wie man zugleich in ihr stehen, und von den guna frei seyn soll. Ich sehe hier nur zwei Auswege. Man muß nämlich entweder dem Wort sattva in dieser Stelle nicht die bestimmte Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern die allgemeinere der realen Kraft und Trefflichkeit überhaupt beilegen, oder man muß annehmen, daß, um die Freiheit von allen drei Eigenschaften zu erlangen, anempfohlen wird, in der trefflichsten derselben zu verharren, die wirklich, wie aus den letzten Gesängen des Gedichts hervorgeht, eine nothwendige Stufe zur wahren und letzten Seelenbefreiung ist.

Welcher von beiden Wegen hier einzuschlagen ist? möchte ich lieber von Ihnen erfahren, als selbst entscheiden.

Sattva wird aber nicht immer in der bestimmten Bedeutung einer der drei Natureigenschaften genommen. Hr. L. hätte es indeß am wenigsten tadeln sollen, wenn Sie es in dieser Stelle durch essentia übersetzen.

Als Natureigenschaft, den beiden andern entgegengesetzt, ist dies offenbar ein so richtiger Ausdruck dafür, daß ein besserer Lateinischer nicht aufgefunden werden könnte. Im Deutschen möchte Wesenheit den Begriff noch genauer geben. Als Natureigenschaft nimmt doch aber hier Hr. L. offenbar das Wort. Denn was könnte ihn sonst bewegen dvandva von den beiden andern zu verstehen? Zu der Uebersetzung durch vérité würde ich am wenigsten rathen. Denn obgleich das Indische Wort auch Wahrheit und Trefflichkeit jeder Art unter sich begreift, so dürften

die Stellen, wo man durch Wahrheit den Begriff adaequat erschöpfte, doch selten seyn. In der Gita ist mir keine einzige bekannt. Das Seyn ist nicht blos der Ursprung, sondern der Hauptbegriff des Worts, der, je nachdem man in immer prägnanterem Sinne, mehr reales, vom Negativem freies Seyn in dem Worte annimmt, männigfaltig gesteigert wird. In diesen Steigerungen heißt das Wort, wenn man das Participium und Abstractum zusammenfaßt: das schlichte Seyn, (wie so oft in sad-asat) ein seyendes Wesen, (Geschöpf, Ding, XIII, 26. XVIII, 40.) die Eigenthümlichkeit jedes Geschöpfes (sein bestimmtes Seyn:) dasselbe als real, von Schwäche und Unvollkommenheiten entblößt, angesehen, (mithin Wahrheit und Trefflichkeit) dies bis zum höchsten, in der Menschheit möglichen Grade gesteigert, (eine der drei Natureigenschaften) endlich als das ur- und all-reale göttliche Seyn betrachtet. Als reale Kraft haben Sie es X. 36. sehr treffend durch vigor gegeben, als eigenthümliches Seyn durch ingenium. Bei sattwa-sans'uddhi (XVI. 1.) gestehe ich, habe ich lange gezweifelt, ob ich Ihre Uebersetzung ingenii sui lustratio billigen, und nicht unter dem Wort, wie es bei diesen zusammengesetzten Wörtern auch möglich ist, die Reinigung durch die Natureigenschaft des sattva verstehen sollte. Allein die Vergleichung von sattvânurûpa (XVII. 3.) hat mich von der Richtigkeit Ihrer Erklärung überzeugt.

Dem Begriff der Wahrheit entspricht tattva, die Diesheit (II, 16. Y, 8. XVIII. 1.) von dem auch häufig ein Adverbium tattvatah gebildet wird. (IV, 9. VII. 3. XVIII. 55.) Sattvatah, als wahr, ist mir wenigstens

unbekannt. Allein dem Gebrauch von tat und tattva in der Gita nach zu schließen, werden die Ausdrücke vorzugsweise auf die reine, den Dingen an sich zukommende Wahrheit, die nur durch von der Natur abgezogenes Denken erkennbar ist, angewandt. So scheint es auch Colebrooke (Transactions I. p. 114. no. 12) zu nehmen. Tat ist auch das Ur-dies, Ur- und All-Wahrheit. (XVII. 23—25.)

Wie man sich von den drei Natureigenschaften befreien soll, wird XIV. sl. 19—25. ausführlich geschildert. Dies scheint zwar mit der Behauptung (XVIII. 40.) daß kein Geschöpf irgend einer Art von diesen Eigenschaften frei sei, in Widerspruch zu stehen. Allein diese Stelle spricht wohl nur von der ursprünglichen Anlage der Wesen, nicht von dem, was sie durch Willenskraft zu erreichen vermögen. Dann aber verhält es sich noch hiermit grade wie mit der Vorschrift zu handeln, aber dennoch das Handeln wieder in ein Nichthandeln aufzulösen. Es geschieht, indem man sich über die Natur hinwegsetzt, das Handeln und die Eigenschaften in ihr, bestehen läßt, (XIV, 23.) aber sich durch Gleichmuth über sie erhebt.

Die Worte meiner Uebersetzung liber a gemino affectu, sind in obigem ganz nach meinem Sinne gefaßt. Ich wußte mich nicht deutlicher zu machen, ohne in Paraphrase zu verfallen, was ich immer möglichst vermieden habe. Der Scholiast erklärt eben so. Es wird nicht unnütz seyn, alles, was er über diese in der That schwierige Stelle sagt, wörtlich herzusetzen.

त्वं तु निस्त्रैगुण्यो निष्कामो भव। तत्रोपायमाह। निर्द्वन्द्वः सुखदुःखशीतोष्णादियुगलानि द्वन्द्वानि तद्रहितो भव तानि सहस्व इत्यर्थः। कथमित्यत्राह। नित्यसत्त्वस्थः संधैर्यमवलम्ब्येत्यर्थः।

Der Zweifelsknoten, den Hr. v. H. mit der vollkommensten Bestimmtheit dargelegt hat, ängstigte auch mich schon bei der Uebersetzung. Krishnas ermahnt den Arjunas, sich von den drei Naturkräften los zu machen, zugleich aber sich der Wesenheit zu befleißigen, welche doch eine von jenen ist. Diesem Widerspruch glaube ich dadurch auszuweichen, daß der Dichter zwischen der Wesenheit, dem guten, ächten, realen, als bloßer Naturanlage, und derjenigen, welche durch Freiheit des Willens erworben wird, wohl noch unterscheiden könne; wie unser großer Dichter so vortrefflich gesagt hat: «Was die Pflanze willenlos ist, das sei du wollend!» Allerdings ist es die erste Stufe zu höherer Sittlichkeit zu gelangen, daß das Gemüth sich weder von blinder Sinnlichkeit verfinstern, noch von Leidenschaft verwirren lasse. Aber der Dichter fodert weit mehr. Vielleicht habe ich nicht wohl gethan, daß ich dem Commentator nicht bei der Auslegung des letzten Wortes gefolgt bin. Er nimmt, wenn ich ihn recht verstehe, sattvam in einem ganz andern Sinn. Ich muß aber eine allgemeine Bemerkung vorschicken.

Keine bisher bekannte Sprache geht so weit in der Bildung zusammengesetzter Wörter als das Sanskrit. Die Grammatiker haben sie auf Classen gebracht, ich vermisse aber noch manches in ihrer Theorie. Meine Methode dabei ist folgende. Wenn ein Wort aus vielen Bestandtheilen zusammengesetzt ist so zerlege ich es erst in zwei Haupttheile, und setze das Verhältniß zwischen ihnen fest; dann gehe ich zur weiteren Zergliederung fort.

Nun kann es zuweilen zweifelhaft seyn, wohin der Haupt-Scheidepunkt fallen soll. Man möchte behaupten, wo dies eintritt, da sey immer von der Befugniß des Zusammensetzens ein übertriebener Gebrauch gemacht worden. Genug aber, es ist so. Bei dem Worte nitya-sattva-stha, (perpetuo oder perpetuus; essentia; stans) hatte ich, wie Hr. v. H., als Trennungspunkt angenommen, nitya-sattvastha; der Commentator hingegen scheint so zu trennen: nityasattva-stha, und also die beiden ersten Wörter zu einem untheilbaren Begriff zusammenzufassen. Denn er erklärt es durch sandhairyam-avalambya. Das letzte Wort entspricht dem stha: stütze dich auf —; Das erste folglich dem Gesamtbegriff. San-dhairyam fehlt bei Wilson: aber die Präposition kann schwerlich etwas wesentliches an dem Begriff verändern; und das einfache Wort bedeutet F e s t i g k e i t, B e h a r r l i c h k e i t. Sattvam ist ein Abstractum, aus dem Participium des substantiven Verbums sat, s e i e n d, gebildet. In der Form entspricht es demnach ganz dem Griechischen *οὐσία*, zum Theil auch im Gebrauch. Wie das letzte vielfältig in der Metaphysik vorkommt, aber auch in das gemeine Leben zurückkehrt (*οὐσία*, Vermögen, *ἐξουσία*, *συνουσία*, u. s. w.) gerade so jenes. Sattva heißt in der allgemeinsten Bedeutung d a s S e y n; mit dem Adjectiv nitya also, ein beständiges, nicht zufälligem Wechsel unterworfenes Seyn. Von den drei Auffoderungen des Krishnas, betrachtet der Commentator jede der beiden letzten als Stufe und Mittel, der vorhergehenden Genüge zu leisten. »Mache dich frei von den drei Naturkräften!» erklärt er: «Mache dich frei von Begierden!» Dieß erscheint auf den ersten Blick als oberflächlich, aber vielleicht hat der Commentator dennoch Recht. In den äußerlichen Dingen sind entweder die drei Eigenschaften gemischt, oder eine waltet vor. Selbst das Wesentliche, das Gute, das Beste, was die Natur darzubieten hat, soll keine Begierde mehr erregen. Wer dahin gelangt, ist unabhängig von den drei Naturkräften. Als Mittel hiezu, fährt Sridharaswamin fort, empfiehlt der

Dichter den Gleichmuth bei den entgegengesetzten Empfindungen, Lust und Schmerz u. s. w. Wie erwirbt man diesen? wird ferner gefragt. Durch Beharrlichkeit, durch einen festen Entschluß. — Und wenn wir weiter fragten: wie wird dieser bewirkt? so würden wir ohne Zweifel an jene hohe Ueberzeugung zurückgewiesen werden, von der schon oben die Rede war, (sl. 4, a.) welche allein in unser Seyn und Handeln Einheit bringt: an die Ueberzeugung, daß das höchste Gut einzig in der Gottheit zu finden sei.

Anm. d. Hgs.

13.

Bei nir-yôgakshêma (eben daselbst II, 45) verstehe ich Ihre Uebersetzung, ob sie gleich mit der von Wilkins übereinstimmt, nicht recht; und noch weniger, wenn ich IX, 22. vergleiche. Ohne im mindesten etwas über diese Stellen entscheiden zu wollen, scheint es mir doch zu einer richtigen Erklärung führen zu können, daß in der letzten yôgakshêmam den gatâgatam entgegengesetzt ist. Diejenigen, welche sich nach dem niedern Himmel sehnen, empfangen dieses, die an nichts als Krishnas denken, jenes.

Yôga-kshêma ist ein technischer Ausdruck des Gewerbes und bürgerlichen Rechtes, wovon es mir noch nicht hat gelingen wollen, mir einen ganz klaren Begriff zu verschaffen, weder in seiner eigentlichen Bedeutung, noch in der figürlichen Uebertragung auf höhere Gegenstände, wie es zweimal in dem Gedicht vorkommt. Vgl. Wilson s. h. v. und Manus Gesetzbuch Cap. VIII, sl. 230 nebst der Uebersetzung von Sir W. Jones. Wilson führt keine Autorität an, woraus zu schließen ist, daß die vornehmsten Lexicographen das Wort übergangen haben. Wegen der enge begränzten Bedeutung trifft man es nur selten an. Es wird daher gut seyn, die Stellen zu sam-

meln, und die Erklärung der Commentatoren, wo es deren giebt, beizufügen. Der oft erwähnte Scholiast erläutert bei der obigen Stelle die beiden Bestandtheile des Wortes folgendermaßen:

अप्राप्तस्वीकारो योगः प्राप्तपालनं क्षेमः ।

und den, der noch nicht frei davon, noch nicht nir-yoga kshêmah ist, beschreibt er als योगक्षेमव्यापृतचित्तः । dies besonders hat mich bewogen zu übersetzen; expers sollicitudinum.

14.

P. 247. II, 54. Sermo ist gewiß die einzige richtige Uebersetzung von *bhâshâ* auch an dieser Stelle. Der Commentar hat ganz Recht zu sagen, daß Arjunas Frage nicht auf die Rede gerade, sondern auf das Merkmal des Weisen, dem er nachforscht, geht; aber dies Merkmal ist nach dem Text seine Rede, und ein Uebersetzer soll den Text, nicht einen Commentar liefern. Durch solche Uebersetzungen wie die von Wilkins von dieser Stelle, müssen, dünkt mich, noch größere Unbestimmtheiten entstehen, als zu denen schon Wilsons aus Indischen Wörterbüchern zusammengetragenes Lexicon Anlaß giebt. Denn es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die große Mannichfaltigkeit einiger Wörter zum Theil daher kommt, daß die Lexicographen den durch den nächsten Sinn des Wortes (hier Sprache) angedeuteten entfernteren Sinn (hier Merkmal) dem Worte selbst als Synonymon untergeschoben haben. Bei bhâshâ ist dieß indessen nicht geschehen.

15.

P. 247—249. ich habe mich weiter oben selbst für die Beibehaltung des gleichen Ausdrucks für das gleiche Wort erklärt. Hier aber fodert Hr. Langlois offenbar zu viel von einem Uebersetzer. Man muß bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, daß das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe ist, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe sind. Nur von demjenigen, der dies richtig versteht, und davon durchbrungen ist, läßt sich eine gute Uebersetzung erwarten. Jede Uebersetzung kann nur eine Annäherung, nicht bloß an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals seyn. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß sie mehr leisten: Er muß nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande seyn, welches Wort im Texte steht. Dies leisten aber nur die besten Uebersetzungen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich diesen Vorzug gerade, neben so vielen andern, der Einfachheit, der Kürze, des Nachdrucks, der Leichtigkeit, der Zierlichkeit, der ächten Latinität endlich, an der Ihrigen, wenige Ausnahmen abgerechnet, und die mehr leichte Begriffe (wie das oben angeführte dêhin) als schwierigere treffen, preise. Wenn, wie mehrere philosophische Ausdrücke des Sanskrit, Wörter Bedeutungen haben, deren Vielseitigkeit sich nicht in Einem Wort in der Sprache, in die man übersetzt, wiederfindet, so bleibt nichts übrig, als jede Seite der Bedeutung mit einem Worte zu stempeln, und nun genau an jeder Stelle das richtige zu gebrauchen. So ist es

z. B. mit dharma. Müßte nicht auch Hr. L. es bald durch droit, bald durch devoir übersetzen? Es wird auch gebraucht, wie II. 40, wo wir Neueren gar nicht den Begriff des Rechts brauchen würden. Sie haben an dieser Stelle religionis gebraucht, das, im wahrhaft Römischen Sinne genommen, jeden mit der Sprache Vertrauten an das gemeinte Wort erinnern muß.

Eben so ist es mit Yôga. Hr. L. übersetzt es ganz richtig (p. 241.) in sânkhya—yôga durch application, würde es aber doch gewiß nicht in dem Sinne so übersetzen, in welchem es den Weisen zum Yôgî macht.

16.

Da aber dieser Ausdruck das Hauptwort der Bh. G. ist, so sei es mir erlaubt, die verschiedenen Arten, wie Sie es übersetzt haben, hier durchzugehen. Eine für alle Stellen passende Uebersetzung würden Sie für einen aus der tiefsten Geisteseigenthümlichkeit eines originalen Volkes entspringenden Begriff vergebens gesucht haben. Sie haben mehrere wählen müssen, und wenn sich gleich gegen mehrere Einwendungen machen lassen, wenn man sogar geradezu eingestehen muß, daß, wer das Indische bloß aus Uebersetzungen kennt, niemals einen wahren Begriff des yôga bekommen kann, so möchte es doch schwer seyn, bessere Uebersetzungsarten vorzuschlagen, und unmöglich, jenem Mangel abzuhelfen. Irgend ein von sinnlicher Anschauung hergenommenes Wort wird nämlich in den Sprachen zu Bezeichnung eines geistigen Begriffes gebraucht. Dieser geistige Begriff wird nun philosophisch bearbeitet, zergliedert, angewandt. Alles, was der Begriff gewinnt,

geht auf das Wort über, steht allerdings mit seiner ursprünglichen Bedeutung im Zusammenhange, aber dieser Zusammenhang beruht grössentheils darauf, daß der angewandte und ursprüngliche Begriff immer zusammengedacht worden sind. An sich waren sie nur verträglich, aber der ursprüngliche nöthigte nicht den Geist, auf den angewandten zu kommen, Der Uebersetzer hat nunmehr bloß die Wahl zwischen zwei Wegen, von denen er jedoch nur den einen mit Erfolg einschlagen kann. Er muß in seiner Sprache das dem ursprünglichen Begriff entsprechende Wort aufsuchen, oder die den verschiedenen Anwendungen gemäßen. Thut er das erstere, so bedarf er, um verstanden zu werden, eines Commentars. Denn da in seiner Sprache der ursprüngliche Begriff nicht in allen diesen Anwendungen gedacht worden ist, so können auch keinem diese Anwendungen von selbst dabei einfallen. Wird er hierdurch gegen seinen Willen zu dem anderen Wege hingetrieben, so erfährt er, zu großem Nachtheil der philosophischen Schärfe oder Tiefe, zwei andere Uebelstände. Es geht einmal der gemeinschaftliche Zusammenhang der verschiedenen angewandten Begriffe in Einem ursprünglichen, und außerdem in jedem einzelnen die Nuance verloren, welche gerade aus diesem Ursprung entsteht. Wenn Sie yôga, und ich wiederhole es, auf gar nicht zu tadelnde Weise, durch exercitatio, applicatio, destinatio, disciplina activa, devotio, mysterium, facultas mystica, und denselben Begriff in yukta durch intentus übersetzen, so fehlt dem Leser bei allen diesen verschiedenen Ausdrücken der ursprüngliche allgemeine Begriff dieses Worts, durch welchen man erst die einzelnen Anwendungen, jede

in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft fassen kann, dessen Entwickelung ich aber einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Leser erkennt ferner nicht die bestimmte Art der facultas mystica, von der hier die Rede ist, und noch weniger versteht er devotio in dem zu dem Indischen Ausdruck passenden Sinn. Denn es ist wunderbar, daß Sie, Wilkins (p. 140.) und Hr. Langlois gewissermaßen darin übereinkommen, daß devotio und *dévotion* die passendsten allgemeinen Ausdrücke für Yoga' sind, daß ich auch selbst gestehen muß, daß Sie das für sich haben, daß Sie dadurch die Endrichtung des Yoga auf die Gottheit zeigen, daß aber demungeachtet gerade diese Ausdrücke, meinem Gefühl nach, zu wenig die Eigenthümlichkeit des Yoga bezeichnen. Denn nimmt man das Wort in dem Sinn, in welchem man französisch von einem *dévot* spricht, so fällt das den Yogî Auszeichnende durch nichts in das Auge. Zieht man den Römischen Begriff der Weihung vor, so weiht sich der Yogî allerdings der Gottheit, aber sein Begriff umfaßt mehr, und die Weihung kann auf so verschiedne Art geschehen, daß die hier gemeinte nicht ganz dadurch charakterisirt wird. Wo in der Bh. G. von jener Bestimmung der Weihung die Rede ist, bezeichnet es ja der Dichter auch meistentheils noch auf besondere Weise. Daher läßt sich am wenigsten im Sinne von yuj in dem Medium das Verbum devovere brauchen. Sie haben es nur einmal, soviel ich bemerke, (X. 7.) gethan, und wohl nur aus dem Grunde, weil Sie sich scheuten zu sagen: is indefessa devotione devotionem exercet. Wie wenig devotio selbst nur zu allen den Stellen paßt, wo der Hauptbegriff doch derselbe ist, sieht

man aus der Redensart (VI. 19.) युञ्जतो योगमात्मनः।
Ohne das letzte Wort giebt exercere devotionem wenigstens einen durch nichts anstoßenden Sinn. Aber exercere suam ipsius devotionem kann meines Erachtens nichts mehr heißen, als das einfache se devovere; und so geht die Hauptnuance, daß man, in ausschließlicher Richtung auf sein Inneres, sein Ich, seine Seele zur Ausübung jenes vertieften Nachdenkens anspannen soll, verloren. Wo yoga das letzte Element eines zusammengesetzten Wortes, und mithin dasjenige ist, von welchem das erste abhängt, haben Sie in jnâna-yôga, und karma-yôga (III. 3.) es durch *destinatio* oder ein gleichbedeutendes Wort, in buddhi-yôga (II. 49.) abhyâsa-yôga (XII. 9.) bhakti-yôga, (XIV. 26.) dhyâna-yôga (XVIII. 52.) durch devotio übersetzt. Es hat Sie dabei das sehr richtige Gefühl geleitet, daß in den Stellen, wo die letzteren Ausdrücke gebraucht sind, zu dem allgemeinen Begriff von yôga, *applicatio*, der dem Wort eigenthümliche hinzutritt, was hingegen in den andern nicht der Fall ist, wie deutlich daraus hervorgeht, daß jnâna-yôga den den yôginah entgegengesetzten sânkhyânâh beigelegt wird. Der Tadel nicht beachteter Gleichförmigkeit wäre daher hier nicht an seiner Stelle. Doch bleibt allerdings assiduitatis devotio ein sehr dunkler Ausdruck. Es gehört aber auch diese Stelle XII. 9—12. zu den schwierigsten der Bh. G., und vorzüglich lassen mich die letzten Worte des ersten Verses des zehnten Slokas zweifelhaft. Mat-karma-paramah, scheint mir durch meis operibus intensus nicht ganz richtig wiedergegeben. Könnte nicht bei der vielfachen Art der Verbindung, in welcher die Sans-

krita-Sprache einfache Wörter zusammensetzt, unter matkarma das um Krishnas willen, in alleiniger Richtung auf ihn von Arjunas zu übende Handeln, verstanden seyn? Die angeführten Worte scheinen in der That durch die nächstfolgenden मदर्थं कर्माणि कुर्वन्, die offenbar diesen Sinn haben, erklärt zu werden. Derselbe Sinn scheint mir in matkarmakr'it (XI. 55.) zu liegen, wo Wilkins auch *whose works are done for me* hat, und wo Ihre Uebersetzung: mea opera qui perficit, dem Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Die Stufenleiter, die (XII. 9—12.) zum Leichteren hinabsteigt, scheint so zu seyn, daß gradweise chittam sthiram, abhyasah, karma (charakterisirt durch die Richtung auf die Gottheit) und karma-phala-tyâgah empfohlen werden. In der unmittelbar folgenden Steigerung scheint gerade das letzte das höchste. Diesen Widerspruch muß man aber wohl so lösen, daß s'rêyas vorzüglich das Heilbringende ist, die endliche Ruhe, s'ânti, ohne die Verzichtung auf die Früchte des Handelns gar nicht denkbar ist, und daß die andern XII. 12. genannten Dinge zwar, vollkommen erreicht, höher sind, allein auch außer dem Yogî auf andere Weise vorhanden, da die Verzichtung diesem ganz eigenthümlich angehört, und also in ihm, wenn man auch von ihr beginnen muß, doch den höchsten Platz einnimmt. An einer andern Stelle (VIII. 8.) lassen Sie abhyâsa ganz in der Uebersetzung aus, was ich nicht billigen kann. Denn wie es mir scheint, enthalten sl. 8. und sl 9. 10. Beschreibungen zwei verschiedener Zustände, von denen der eine den andern übertrifft. In dem ersteren übt der Weise nur ein Nachdenken über die Gott-

heit, das zwar auf keinen andern Gegenstand geht, aber nicht stier (sthira) ist, sondern nur immer, wenn gleich unterbrochen in seiner Kraft, sie von neuem anstrengend, und dies liegt grade in dem ausgelassenen Wort; in dem andern Zustande herrscht die volle Kraft, und das volle Feuer (vgl. IV. 27.) der religiösen Vertiefung. Unter den Stellen, wo Yoga eine mystische Thatkraft anzeigt, kann ich (X. 7.) die Uebersetzung von vibhûti durch majestas nicht billigen. Es ist eben jene, die Art und die Schranken des Daseyns verändernde Gewalt, und majestas ist dafür ein viel zu unbestimmter Begriff. Sollte man nicht lieber haben: qui hanc meam conditionis mutandae facultatem et vim mysticam novit, cet. sagen können?

Hr. Langlois macht (Cah. 28. p. 250.) auf den allerdings sehr klaren und richtigen Unterschied eines yôgin und eines yukta aufmerksam. Er thut aber Ihrer Uebersetzung unrecht, wenn er sagt, daß beide Wörter immer durch devotus gegeben seien. An Stellen, wo der Unterschied, welcher Ihnen gewiß nicht entgehen konnte, vorzüglich wichtig wird, übersetzen Sie das erstere devotioni initiatus (z. B. VI. 15.) und das letztere intentus (z. B. IX. 22.) oder umschreiben es auf andere Weise. Hier wäre jedoch völlige Gleichförmigkeit allerdings vorzuziehen gewesen, und wenigstens hätte der Unterschied da beobachtet werden sollen, wo beide Wörter, wie VI. 47. dicht neben einander stehen. Denn dort ist offenbar der Sinn der, daß unter allen, der Vertiefung Ergebenen der dort Beschriebene der angespannteste ist. XVII. 17. ist yuktaih, vermuthlich aus Versehen, ganz unübersetzt geblieben.

Das Verhältniß der Uebersetzungen zu ihren Originalen, die Schwierigkeiten und Schranken der Uebersetzungskunst, die Foderungen, welche demnach billiger Weise gemacht werden können, sind in dem vorletzten Absatze auf das scharfsinnigste dargelegt. Ich unterschreibe alles allgemeine, nur das Lob meiner Uebersetzung der Bh. G. möchte mancher Einschränkung bedürfen.

Ich hatte frühzeitig in einem Lieblingsschriftsteller (*Hemsterhuis Oeuvres* T. 1. p. 51.) gelesen:

Il est absolument impossible que le sublime de cet ordre et de cette espèce se puisse traduire. Pour copier bien une chose, il faut non seulement que je fasse ce qu'a fait le premier auteur de la chose, mais il faut encore que je me serve des mêmes outils et de la même matière que lui. Or, dans les arts où l'on se sert de signes et de paroles, l'expression d'une pensée agit sur la faculté reproductive de l'ame. Supposez maintenant l'esprit de l'auteur et du traducteur tourné de la même façon exactement, le dernier pourtant se sert d'outils et de matière totalement différens. Ajoutez à cela que la mesure, la volubilité du son, et le coulant d'une suite heureuse de consonnes et de voyelles, ont pris leur origine avec l'idée primitive, et font partie de son essence.

Indessen ließ ich mich dadurch nicht abschrecken, ich versuchte allerlei: am Dante, am Shakspeare, am Calderon, am Ariost, am Petrarca, am Camoens u. s. w., auch an einigen Dichtern des classischen Alterthums. Ich könnte nun sagen, ich habe durch so viele Mühe nur die Ueberzeugung gewonnen, daß Uebersetzen sei eine zwar freiwillige, gleichwohl peinliche Knechtschaft, eine brodlose Kunst, ein undankbares Handwerk; undankbar, nicht nur weil die beste Uebersetzung niemals einem

Original-Werke gleich geschätzt wird, sondern auch, weil der Uebersetzer, je mehr er an Einsicht zunimmt, um so mehr die unvermeidliche Unvollkommenheit seiner Arbeit fühlen muß. Ich will aber lieber die andre Seite hervorheben. Der ächte Uebersetzer, könnte man rühmen, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigenthümliche Gepräge zu bewahren weiß, ist ein Herold des Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprachen setzte, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben vertheilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand.

Ich muß gestehen, daß mir selten öffentliche Beurtheilungen meiner Versuche in dieser Art zu Theil geworden sind, woraus ich etwas hätte lernen können. Bei uns werfen sich Leute zu Kritikern dichterischer Werke auf, versteigen sich dabei wohl in metaphysische Schwindeleien, die nicht einmal die ersten Elemente der Metrik kennen, geschweige denn in Ausübung zu bringen wissen; wiewohl dieß die erste technische Bedingung der Dichtkunst, und eine Sache ist, die sich lehren und lernen läßt. Solchen Beurtheilern hätte ich dann wohl erwiedern mögen: »Mein Freund, ich war früher aufgestanden als du; was du tadelnd bemerkst, wußte ich längst: ich habe unter mehreren Mängeln oder Uebelständen den ausgewählt, der mir der leidlichste schien. Wenn du etwas besseres weißt, und zwar etwas metrisch ausführbares, so gieb es an: wo nicht, so hättest du eben so gern zu Hause bleiben mögen.«

Daß bei Uebersetzungen der Tadel immer mit einem Vorschlage zur Abhülfe begleitet seyn sollte, ist, wie mich dünkt, eine ganz billige Foderung. Vielleicht würde ich aus meiner

Erfahrung manches nützliche über die Kunst dichterischer Nachbildungen mittheilen können, aber nicht als Theorie. In allgemeinen Sätzen wüßte ich wenig ersprießliches auszusprechen, ich müßte meine Ansicht immer durch Beispiele deutlich machen. Doch weiß ich nicht, ob es mir gelingen würde. Denn die mächtigen Eindrücke, welche die Poesie durch die Wahl der Worte, durch ihre Verknüpfung und Anordnung, durch Sylbenmaaß und Wohllaut in Wechsel oder Wiederkehr hervorbringt, beruhen auf einem Gewebe so unendlich feiner Wahrnehmungen, daß es schwer fällt, sie in Begriffe zu fassen. Alles, selbst der Begriff der Treue, bestimmt sich nach der Natur des Werkes, womit man es zu thun hat, und nach dem Verhältniß der beiden Sprachen. In Absicht auf diese sowohl als auf Geschmack, gesellige und wissenschaftliche Bildung machen die Europäischen Völker, ungeachtet aller Verschiedenheiten eine große Familie aus. Dieß gilt auch in gewissem Grade vom classischen Alterthum: wir haben dessen Geisteswerke geerbt, und auf dieser Grundlage weiter gebaut. Wenn wir uns aber nach Asien hinüberwagen, so sehen wir uns in eine ganz andre Sphäre versetzt. In Indien besonders steht sowohl die Entwickelung der Sprache als der Gang der Gedankenbildung unermeßlich weit von allem ab, was uns geläufig ist.

Die Uebersetzung eines philosophischen Gedichtes, und aus dem Sanskrit in's Lateinische, war für mich ein erster Versuch. Wiewohl die Auflösung in Prosa nothwendig war, so wollte ich doch nicht gern die Form ganz verloren gehen lassen: ich wünschte meinen Lesern von der überschwänglichen Majestät und Erhabenheit der Urschrift wenigstens eine Ahndung zu geben.

Die Foderung des Hrn. Langlois, für jeden Ausdruck des Originals überall ein und dasselbe Wort zu gebrauchen, mag

man für die Uebersetzung eines Lehrbuches der Geometrie gelten lassen. An die Uebersetzung philosophischer Schriften darf sie nur in dem Grade gemacht werden, als sie sich an Gehalt und Methode geometrischen Lehrbüchern nähern. Sie wird auf die Werke, des Plato weniger passen, als auf die des Aristoteles. Vollends eine dichterische Darstellung der innersten Anschauung des Geistes von sich selbst und dem Unendlichen und Ewigen kann nicht wie eine Sammlung algebrischer Zeichen behandelt werden.

Nun nehme man die Incommensurabilität der beiden Sprachen hinzu. Es bliebe nichts übrig, als entweder das Indische Wort selbst hinzustellen, wie Wilkins in vielen Fällen, wie die Persischen Uebersetzer der Upanishad gethan haben: eine Verfahrungsweise, die sehr bequem, aber ganz unersprießlich ist; oder ein Lateinisches Wort zu dem Umfange mannigfaltiger Bedeutungen zu stempeln: dieß wäre unerlaubte Willkühr.

Man nehme z. B. das Wort dharma. Es bedeutet in stätiger Reihenfolge: lex, jus, justitia, officium, religio, pietas, sanctitas; auch mos bedeutet es, auch eine bloße Anordnung der Natur: z. B. die zur Fortpflanzung der Geschlechter getroffene, wird in den Schriften der Buddhisten bei der Ermahnung: abstinete a rebus venereis, häufig maithuna-dharma genannt. Diese Vielseitigkeit läßt sich aus dem Indischen System ganz gut begreifen, und rechtfertigen. Welches Lateinische Wort würde sich aber wohl bequemen, nach dem Bedürfnisse der jedesmaligen Verbindung diese Stufenleiter auf- und abzusteigen?

Das Wort yôga ist ein wahrer Proteus: es gehört schlaue Gewalt dazu, es unter seinen geistigen Verwandlungen zu fesseln, damit es uns Rede stehe und seine Orakel verkündige.

Ich habe nach allen Seiten herumgesonnen und nichts unversucht gelassen. Ich gerieth sogar auf den Gedanken, auf die Ableitung zurück zu gehen, und wo es den mystischen Sinn hat, etwa conjugium mit einem Beiworte dafür zu setzen. Doch erschien mir dieß als gar zu befremdlich und störend.

Für die Mittheilung besserer Ausdrücke werde ich sehr dankbar seyn. Ueberhaupt ist es mir nicht darum zu thun, meine Uebersetzung zu vertheidigen, sondern sie der Vollkommenheit näher zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Indische Erzählungen.

Uebersetzt vom Herausgeber.

1.

Die vier Harthörigen.

Ein Schäfer, der mit Taubheit behaftet war, hütete seine Heerde in geringer Entfernung von seinem Dorfe; wiewohl die Mittagsstunde heranrückte, hatte ihm seine Frau das Frühstück noch nicht gebracht. Er getraute sich nicht seine Schafe zu verlassen, weil er fürchtete, während seiner Abwesenheit möchte ihnen irgend ein Unfall zustoßen. Nachdem er noch einige Zeit gewartet, entschloß er sich jedoch, vom Hunger gedrängt, zu folgendem Auswege.

Ein Flurschütze war damit beschäftigt, an dem Ufer eines in der Nähe vorbeifließenden Baches Gras für seine Kuh zu mähen. Der Schäfer begab sich zu ihm, wie-

wohl mit einigem Widerwillen: denn die Leute dieses Gewerbes sind zwar als Wächter des öffentlichen und Privat-Eigenthumes angestellt, um jeden Diebstahl zu verhüten, sie pflegen aber selbst meistens große Spitzbuben zu seyn. Er bat den Flurschützen, während der kurzen Zeit, die er brauchen würde, um zu Hause zu frühstücken, ein wachsames Auge auf seine Heerde zu haben, und versprach bei seiner Zurückkunft ihn reichlich für die übernommene Mühe zu belohnen.

Der Flurschütze, der eben so taub war als der Schäfer, antwortete mit Heftigkeit und in einem zornigen Tone: «Was hast du für ein Recht an das Gras, das ich hier mähe? Muß meine Kuh hungern, damit deine Schafe sich nach Belieben mästen können? Mache dich fort, und laß mich in Frieden!» — Er begleitete diese Anrede mit einer ausdrucksvollen Geberde der Hand, welche der Schäfer als ein Zeichen der Einwilligung in den gethanen Vorschlag auslegte.

Dieser lief also eilig in das Dorf, entschlossen seine Frau so nachdrücklich zu züchtigen, daß sie sich in Zukunft eine solche Nachläßigkeit nicht wieder sollte zu Schulden kommen lassen. Als er sich aber seinem Hause näherte, sah er daß sie auf der Thürschwelle lag, und sich in heftigen Zuckungen am Boden wälzte. Sie hatte nämlich eine allzugroße Menge roher Bohnen gegessen, sich eine Unverdaulichkeit zugezogen, und litt an gewaltigem Bauchgrimmen.

Der Zorn des Schäfers wurde durch den Anblick der Leiden seiner armen Frau besänftigt, wiewohl er nicht ohne Ungeduld bedachte, daß die Nothwendigkeit ihr Bei-

stand zu leisten, und sein Frühstück nun selbst zuzubereiten, ihn viel längere Zeit von seiner Heerde entfernt halten würde, als er anfangs gedacht hatte. Denn er verließ sich eigentlich gar wenig auf die Redlichkeit des Flurschützen, dem er unterdessen seine Heerde anvertraut hatte. Deswegen beeilte er sich so sehr als möglich: Sobald er wieder bei seinen Schafen war, welche in geringer Entfernung von dem Orte, wo er sie verlassen hatte, ruhig weideten, so ließ er es seine erste Sorge seyn sie genau zu überzählen; er war außer sich vor Freuden, als er sich überzeugt hatte, daß kein einziges Stück fehlte. «Der Flurschütze, rief er aus, ist doch ein braver Mann, die Perle der Leute seines Standes! Ich habe ihm eine Belohnung versprochen: er verdient wohl sie zu empfangen.» —

Der Schäfer hatte in seiner Heerde ein lahmes Schaf, das aber sonst gesund und fett war. Er nahm es auf die Schulter, trug es zu dem Flurschützen hin; und sagte: »Du hast während meiner Abwesenheit meine Heerde treulich gehütet: sieh! hier ist ein Schaf, das ich dir schenken will.»

Der Flurschütze als er das lahme Schaf sah, rief mit großer Lebhaftigkeit aus: «Was beschuldigst du mich doch, ich hätte deinem Schafe das Bein zerbrochen? Ich kann schwören, daß ich, seit du weg warest, keinen Schritt von der Stelle gethan habe, wo ich jetzt stehe. Ich bin deiner Heerde gar nicht einmal nahe gekommen.» —

«Das Schaf ist gesund und fett, erwiederte der Schäfer: du kannst es schlachten, und dir und den deinigen etwas damit zu gute thun.» —

«Ich habe dir schon gesagt, antwortete der Flurschütze, daß ich von deinen Schafen weit weg geblieben bin, und doch beschuldigst du mich immerfort, ich hätte dir dieses lahm geschlagen. Packe dich, oder ich versetze dir eins!» — Und bei diesen Worten machte er Anstalt seine Drohung ins Werk zu stellen.

Der Schäfer, der sich so ungerechter Weise bedroht sah, ohne daß er den Grund errathen konnte, machte sich ebenfalls auf die Gegenwehr gefaßt. Sie waren eben im Begriffe handgemein zu werden, als ein Mann zu Pferde zufällig bei ihnen vorbeikam. Sie hielten ihn an, der Schäfer griff dem Pferde in die Zügel, und sagte zu dem Reiter: «Ich bitte euch, hört uns einen Augenblick an, und entscheidet ob in dem Streite, worin ihr uns begriffen findet, das Unrecht auf meiner Seite ist. Ich bringe diesem Menschen für einen kleinen Dienst, den er mir geleistet hat, ein Schaf zum Geschenk; und für allen Dank will er mich mit Schlägen anfallen.» —

Der Flurschütze nahm seinerseits das Wort und sagte: «Dieser Tölpel von Schäfer hat die Unverschämtheit mich zu beschuldigen, ich hätte einem seiner Schafe das Bein zerbrochen, da ich doch seiner Heerde nicht einmal zu nahe gekommen bin.» —

Der Mann den sie zum Schiedsrichter genommen hatten, war noch tauber als beide, und hatte von allem, was sie ihm vortrugen, nicht ein einziges Wort gehört. — «Ich muß gestehn, daß das Pferd mir nicht gehört. Ich habe es an der Landstraße gefunden, wo es jemand hatte stehen lassen; ich war in Eil, und habe mich darauf gesetzt, um geschwinder fortzukommen. Ge-

hört es euch? So nehmt es wieder, und laßt mich meine Reise fortsetzen: ich habe keine Zeit zu verlieren.» —

Der Schäfer und der Flurschütze hatten, jeder seinerseits, sich in den Kopf gesetzt, der Mann zu Pferde gebe seinem Gegner Recht. Sie fingen also an, noch stärker als zuvor gegen einander zu schreien, und verwünschten beide gemeinschaftlich den erwählten Schiedsrichter, den sie unverholen der Ungerechtigkeit beschuldigten.

In diesem Augenblick kam ein alter Brahmane vorbei, der ihnen der rechte Mann zu seyn schien, um ihren Streit zu schlichten. Sie hielten ihn also auf, und baten ihn, sie einen Augenblick anzuhören: hierauf trugen sie ihm ihre Händel vor, indem sie alle drei zugleich sprachen, und begehrten er solle entscheiden, wer von ihnen Unrecht habe.

Der Brahmane, der eben so taub war als die übrigen, erwiederte: «Ja, ja! ich merke wohl: meine Frau hat euch abgeschickt, um meine Abreise zu verhindern. Ihr wollt mich überreden zu ihr zurückzukehren, aber mein Entschluß ist gefaßt, ihr mögt nur eure Reden sparen. Kennt ihr sie: meine Frau? Sie ist ein eingefleischter Teufel! Es ist mir unmöglich noch länger mit einer solchen Furie zu leben! Seit ich sie zu meinem Unglücke geheirathet habe, hat sie mich zu mehr Sünden angereizt, als ich in hundert Wiedergeburten abbüßen kann. Ich gehe jetzt auf eine Pilgerfahrt nach Kasi: in dieser hochheiligen Stadt will ich mich in den segensreichen Fluten des Ganges baden, um mich von den unzähligen Sünden zu reinigen, wozu ihre Bosheit mich

gedrängt hat. Ich bin entschlossen, in fremden Ländern von Almosen zu leben, und niemals wieder zu meiner Frau zurückzukehren.

Während sie alle so gegen einander schrien, ohne sich verstehen zu können, erblickte der Reiter in der Ferne Leute, die mit starken Schritten näher kamen. Er fürchtete, es möchten die Eigenthümer des Pferdes seyn, das er entwendet hatte: er stieg also in aller Eile ab, und machte sich aus dem Staube.

Der Schäfer bedachte, daß es schon spät gegen Abend wurde: er machte sich also ohne weiteres Zögern auf den Weg zu seiner Heerde, die mittlerweile ziemlich weit fortgewandert war. Unterwegs konnte er nicht umhin, gegen die Schiedsrichter zu fluchen: er war innerlich empört darüber, daß es gar keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gebe. Uebrigens schrieb er die Verdrießlichkeiten, die ihn den ganzen Tag über verfolgt hatten, dem Umstande zu, daß früh morgens eine Schlange vor ihm über den Weg gekrochen war.

Der Flurschütze kehrte zu seinem Heuhaufen zurück; da er das lahme Schaf noch dort liegend fand, lud er es auf seine Schulter und trug es nach Hause, um, seiner Meinung nach, den Schäfer für den ungerechter Weise angefangenen Zank zu bestrafen.

Der alte Brahmane setzte seine Reise bis zu dem nächsten öffentlichen Rasthofe fort, wo er ein Obdach fand und die Nacht zubrachte. Die Ruhe und der Schlaf besänftigten sein aufgeregtes Gemüth. Am nächsten Morgen kamen die Brahmanen seines Ortes, Verwandte und gute Freunde, ihm nach. Diese beruhigten ihn vollends

und überredeten ihn nach Hause zurückzukehren, indem sie ihm versprachen, ihre besten Ermahnungen anzuwenden, damit seine Frau in Zukunft weniger zanksüchtig seyn und sich zum Gehorsam fügen möchte.

2.

Die vier einfältigen Brahmanen.

In einer gewissen Landschaft hatte man bekannt gemacht, es solle eines von jenen grossen Festen gefeiert werden, wobei man die Brahmanen zu bewirthen und Gaben unter sie zu vertheilen pflegt. Vier Männer dieses Standes, jeder in einem verschiedenen Dorfe wohnhaft, hatten sich aufgemacht, um sich dahin zu begeben. Sie begegneten sich zufällig unterwegs, und da sie erfuhren, daß sie alle die gleiche Absicht hätten, so kamen sie überein den übrigen Theil der Reise in Gesellschaft zu machen.

Unterwegs begegnete ihnen ein Krieger von Adel, der in einer entgegengesetzten Richtung reiste. Indem er bei ihnen vorbeikam, grüßte er sie auf die gegen Brahmanen übliche Weise: er faltete die Hände, erhob sie bis zu seiner Stirn, und sagte: Gruß Ew. Hochwürden! was die Brahmanen alle viere zugleich mit dem gewöhnlichen Segensspruche erwiederten.

Bald darauf kamen sie an einen längs der Landstraße befindlichen Brunnen, wo sie sich niedersetzten, um

ihren Durst zu löschen; und hierauf ruheten sie in dem Schatten eines daneben stehenden Baumes aus. Da ihnen während dieser Ruhestunde ihr Verstand wenig Stoff der Unterhaltung darbot, so fiel es einem von ihnen ein, das Stillschweigen zu brechen, indem er zu den übrigen sagte: «Man muß gestehen, der Krieger, dem wir eben begegnet sind, ist ein sehr höflicher und verständiger Mann. Habt ihr wohl bemerkt, wie er mich ausgezeichnet und wie verbindlich er mich gegrüßt hat?» — Der zunächst bei ihm sitzende Brahmane sagte dagegen: «Du bist es ja nicht, den er begrüßt hat; an mich allein war seine Ehrenbezeugung gerichtet.» — «Ihr betrügt euch beide, sagte ein dritter, ich kann euch versichern daß der Gruß mich allein gelten sollte. Zum Beweise davon wendete der Krieger die Augen nach meiner Seite, während er Gruß Ew. Hochwürden! aussprach.» — «Nichts weniger, erwiederte der Vierte: mich allein hat er begrüßt: hätte ich ihm sonst wohl geantwortet, Segen sei mit dir!

Der Streit wurde nach und nach so hitzig, und mit solcher Heftigkeit geführt, daß die vier Reisegefährten im Begriff waren, handgemein zu werden, als einer von ihnen, der etwas weniger thöricht war als die übrigen, folgenden Rath gab, um verdrießliche Folgen des Zankes zu verhüten:

«Warum wollen wir uns unnützer Weise erzürnen? Wir möchten uns noch so sehr gegenseitig mit Beleidigungen überhäufen, wir möchten uns sogar wie der gemeinste Pöbel mit einander raufen; würde dadurch der Gegenstand unsres Streites mit Sicherheit ausgemacht

werden? Wer kann unsern Zweifel besser lösen als der, welcher Anlaß dazu gab? Der Krieger, dem wir begegnet sind, und einen unter uns begrüßt hat, kann noch nicht sehr weit entfernt seyn. Meine Meinung ist also, daß wir ihm geschwind nachlaufen, um aus seinem eigenen Munde zu erfahren, wem von uns vieren er seine Ehrerbietung hat bezeugen wollen.

Dieser Rath schien sehr verständig, und wurde bereitwillig angenommen. Sie machten sich also auf, um dem Krieger nachzulaufen, und ganz außer Athem holten sie ihn über eine Stunde weit von dem Orte ein, wo er sie begrüßt hatte. Sobald sie ihn aus der Ferne erblickten, riefen sie ihm zu, er möchte still stehen; hierauf näherten sie sich ihm, legten ihm den Gegenstand des zwischen ihnen entstandenen Streites vor, und baten ihn, durch seine Erklärung, wem seine Höflichkeit gegolten habe, den Handel zu schlichten.

Der Krieger merkte sogleich aus ihrem Berichte, wie albern die Leute wären, mit denen er zu thun hatte; er wollte sich auf ihre Kosten ergötzen, und antwortete ganz kaltblütig: «Ei nun; den thörigsten unter euch vieren habe ich mit meinem Gruße gemeint.» — Hierauf kehrte er ihnen den Rücken zu, und setzte seine Reise fort. Die Brahmanen, verwirrt über diese Antwort, machten sich auch wieder auf den Weg nach ihrer Bestimmung, und wanderten eine Zeitlang stillschweigend weiter.

Indessen lag ihnen der Gruß des Kriegers so sehr am Herzen, daß der Streit darüber bald wiederum noch lebhafter ausbrach. Diesmal gründete jeder seine Ansprüche auf die Entscheidung des Edelmannes selbst; es

war keiner unter den vieren, der sich nicht geschmeichelt hätte, bei weitem thörichter zu seyn als die übrigen.

Sie behaupteten allerseits ihr Recht an diesem Vorrang von einer ganz neuen Art mit so viel Eifer und Heftigkeit, daß eine Faustschlägerei unvermeidlich schien, wenn der Urheber des ersten Rathes nicht einen zweiten ausgesonnen hätte, um die aufbrausende Hitze der Streitenden zu mäßigen.

Ich behaupte, sagte er, daß ich thörichter als irgend einer von euch bin, und jeder von euch behauptet für sich dasselbe. Nun frage ich euch, wenn wir uns auch ganz heiser schreien, wenn wir uns sogar mit Schlägen überhäufen, werden wir es wohl dadurch dahin bringen zu entscheiden, wessen Thorheit die vollkommenste ist? Glaubt mir, stellen wir für jetzt das Zanken ein. Wir sind nicht weit von Dharmapuri entfernt; laßt uns dahin gehen, uns in dem Gerichtssaal einstellen, und die Obrigkeiten des Ortes bitten, Frieden zwischen uns zu stiften. —

Dieser Rath schien sehr vernünftig, und keiner weigerte sich ihn zu befolgen.

Sie hätten in keinem günstigeren Augenblicke dort ankommen können. Die Obrigkeit von Dharmapuri, Brahmanen und andere, waren gerade in dem Gerichtssaale versammelt; und da an diesem Tage eben kein ernsthafter Handel auszumachen war, so ließ man sogleich die Fremden zum Verhör, und sagte ihnen, sie möchten ihr Geschäft vortragen. Einer der vier Brahmanen trat in die Mitte der Versammlung, und erzählte, ohne den kleinsten Umstand zu übergehen, was auf Veranlassung des

Grußes und der zweideutigen Antwort des Kriegers zwischen ihnen vorgefallen war.

Bei dieser Erzählung brach die Rathsversammlung mehr als einmal in lautes Gelächter aus. Der Vorsitzer, ein Mann von einer sehr heitern Laune, war ganz entzückt über diese günstige Gelegenheit sich zu belustigen. Er nahm also ein ernsthaftes Wesen an, befahl allgemeine Stille, und redete die Kläger folgendergestalt an: »Da ihr Fremde, und in dieser Stadt unbekannt seyd, so ist es nicht möglich die streitige Thatsache durch Abhörung von Zeugen auszumachen. Nach meiner Meinung habt ihr nur ein einziges Mittel, eure Richter aufzuklären: dies besteht darin, daß jeder von euch nach der Reihe uns einen Umstand aus seinem Leben vorlege, wodurch seine Thorheit auf das überzeugendste dargethan wird. Erst nachdem wir euch angehört haben werden, wird es uns möglich sein zu entscheiden, wer unter euch vieren die Ueberlegenheit in diesem Stücke behauptet, und wer folglich den Gruß des Kriegers ausschliessend sich zueignen darf.« — Die Kläger gingen sämtlich diesen Vorschlag ein.

Der erste der Brahmanen, dem das Wort zuerkannt wurde, hielt nun folgende Rede:

Wie ihr seht, ist mein Anzug nichts weniger als sauber, und es ist nicht seit heute oder gestern, daß ich mit Lumpen bedeckt einhergehe. Die erste Ursache dieses Verfalles in meiner Kleidertracht ist folgende. Ein reicher Kaufmann aus unserer Nachbarschaft, der sehr mildthätig gegen die Brahmanen ist, machte mir vor mehreren Jahren ein Geschenk mit zwei Stücken des

feinsten Zeuges, das man jemals in unserm Dorfe gesehen hatte, um mir Kleider daraus machen zu lassen. Ich zeigte sie allen meinen Freunden, die nicht müde werden konnten, sie zu betrachten und zu bewundern. Ein so glücklicher Fund, sagten sie, kann nur die Frucht der guten Werke seyn, die du in einem früheren Leben verrichtet hast. Ehe ich mich darein kleidete, wusch ich nach der Sitte die Stücke Zeug, um sie von der Befleckung zu reinigen, die ihnen anklebte, weil sie durch die Hände des Webers und des Kaufmannes gegangen waren. Ich hatte sie mit den beiden Enden an die Aeste eines Baumes befestigt, um sie trocknen zu lassen, als ein Hund zufällig unten durchlief; ich bemerkte dies erst, als er schon wieder in einiger Entfernung war, und konnte also nicht gewiß seyn, ob er sie nicht berührt und folglich befleckt hätte. Ich befragte meine Kinder, diese sagten mir aber, sie hätten nicht darauf geachtet. Wie sollte ich mich nun über diesen Zweifel beruhigen? Ich fing an auf allen Vieren zu gehen, so daß mein Rücken ungefähr so hoch stand, wie der des Hundes, und in dieser Stellung kroch ich unter diesem Stücke Zeug hindurch. «Habe ich sie berührt?» fragte ich meine Kinder, die dabei Acht gaben. Sie sagten, nein. Ich sprang vor Freuden bei dieser erwünschten Nachricht. Indessen bedachte ich im Augenblick darauf, daß der Schweif des Hundes aufgerichtet war, und daß er also wohl mit der Spitze dieses hervorstehenden Theiles meine Stücke Zeug berührt haben könnte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, befestigte ich mir unten am Rücken eine aufwärts gekehrte Sichel, und fing meinen

Versuch auf dieselbe Weise wieder an. Meine Kinder, denen ich anempfohlen hatte, recht aufmerksam zu seyn, sagten mir, daß die Sichel diesmal an das Zeug leicht angestreift hätte Da ich nun nicht zweifeln konnte, daß es mit dem Schweife des Hundes dieselbe Bewandtniß gehabt habe, so ergriff ich in einem Anfall von Zorn, der mich zu aller Ueberlegung unfähig machte, die Stücke Zeug, und zerriß sie in Fetzen.

Diese Geschichte wurde in kurzem allgemein bekannt, und jedermann behandelte mich wie einen Verrückten. «Wenn auch der Hund wirklich durch seine Berührung die Stücke Zeug besudelt hätte, sagte der Eine, konntest du sie nicht durch eine zweite Wäsche wiederum reinigen?» — «Lieber als die Stücke Zeug zu zerreißen, sagte der andere, hättest du sie nicht an arme Tagelöhner geben können? Wer wird dir künftig nach einem so tollen Streiche noch Kleidungsstücke schenken wollen?« — Diese letzte Bemerkung hat sich nur zu sehr bestätigt. Wenn ich seitdem es mir habe beikommen lassen, jemanden um einen Beitrag zu meiner anständigen Kleidung zu bitten, so hat man mir immer geantwortet: «Du hast wohl Lust das Zeug wiederum in Fetzen zu zerreißen?—

Als er seine Geschichte beendigt hatte, sagte einer von den Zuhörern: Es scheint wohl daß ihr sehr gut versteht auf Vieren zu gehen. — O ja! erwiederte der Brahmane: darin bin ich ungemein geschickt; ihr sollt es sogleich sehen. — Hierauf stützte er sich auf seine beiden Hände, und lief zwei bis dreimal auf allen Vieren im Saale herum, so daß die Zuschauer beinah vor Lachen erstickten.

Frauen zu beschimpfen pflegt, deren Liederlichkeit ruchbar geworden ist.

Das Gerücht von diesem Vorfall gelangte bald bis zu dem Wohnorte meiner Schwiegereltern. Sie begaben sich in aller Eile zu mir, und ihr könnt euch leicht denken, welchen Lärm sie machten, als sie ihre arme Tochter so übel zugerichtet sahen. Sie nahmen sie mit sich nach Haus, beobachteten jedoch dabei die Vorsicht, sie nur bei Nacht reisen zu lassen, um ihr die Schmach zu ersparen, in dem demüthigenden Zustande worin sie sich befand, von den Leuten gesehen zu werden. Sie behielten sie vier Jahre bei sich, ohne von irgend einem Vorschlage zur Güte etwas hören zu wollen, bis sie mir sie wieder zurückgaben.

Jene verwünschte Unbesonnenheit war Schuld, daß ich das Fest versäumte, worauf ich mich durch ein dreitägiges Fasten vorbereitet hatte. Ich bedauerte dies um so mehr, weil ich erfuhr es sei außerordentlich prächtig gewesen, und man habe dabei die Gäste im Ueberflusse mit ausgeklärter Butter bedient. Vierzehn Tage nachher ward ein anderes Fest angekündigt, ich beging die Unvorsichtigkeit mich dabei einzufinden; aber über achthundert Brahmanen die dort versammelt waren, empfingen mich mit lautem Spott. Sie bemächtigten sich meiner, und erklärten, sie würden mich nicht eher wieder los geben, bis ich ihnen den Verführer meiner Frau genannt hätte, damit er nach der ganzen Strenge der für unsern Stand geltenden Gesetze bestraft werden möge. Ich betheuerte eidlich, ich sei allein schuldig, und bekannte ihnen den wahren Grund, welcher mich bewogen hatte, so zu han-

beln. Das Erstaunen meiner Zuhörer stieg bei meiner Erzählung auf den höchsten Grad, sie sahen einer den andern an, und riefen aus: »Ist es erhört, daß man einer verheiratheten Frau den Kopf kahl scheeren läßt, welche die Pflicht der ehelichen Treue nicht verletzt hat? Entweder der Mensch ist ein Betrüger, oder er ist der größte Narr der auf Erden lebt« — Ich hoffe, so beschloß der Erzähler seine Rede, ihr werdet eben so urtheilen wie sie, und meiner Narrheit den Preis vor derjenigen zu erkennen, womit euch mein Vorgänger unterhalten hat. —

Die Versammlung fand, daß dieser Narrenstreich von der ächtesten Art sei, aber sie wollten noch keinen Beschluß fassen, ohne die beiden Mitwerber angehört zu haben.

Der Dritte, der schon längst mit Ungeduld den Augenblick erwartete, wo er zu Wort kommen sollte, hielt nun folgenden Vortrag.

»Vormals hieß ich Anantaya, jetzt bin ich allenthalben unter dem Namen Betel-Anantaya bekannt. Zu diesem Spottnamen gab folgender Vorfall meines Lebens den Anlaß. Es war ungefähr ein Monat verflossen, seit meine Frau, welche bis dahin wegen ihrer zarten Jugend im väterlichen Hause zurückgehalten worden war, bei mir wohnte. Eines Abends beim Schlafengehen, sagte ich, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung, die Weiber wären Plaudertaschen. Sie erwiederte lebhaft, und ohne sich lange zu besinnen, daß sie Männer kennte, die auf's wenigste eben so plauderhaft wären, wie die Frauen. Ich merkte wohl, daß diese Anspielung mich

gelten sollte, ich wurde also durch ihre Antwort sehr gereizt, und sagte zu ihr, wir wollen sehen, wer von uns beiden am ersten sprechen wird. Recht gern, erwiederte sie, aber was soll der dem andern geben, der die Wette verliert? Ein Betel-Blatt, sagte ich. Nachdem die Wette so ausgemacht war, legten wir uns schlafen ohne weiter ein einziges Wort zu sprechen. Am andern Morgen, als die Sonne schon aufgegangen war, und noch keiner von uns zum Vorschein kam, rief man uns bei unserm Namen, aber wir gaben keinen Laut von uns. Man rief noch stärker, alles blieb still. Man klopfte stark an die Thüre unseres Zimmers aber vergeblich. Nun verbreitete sich eine große Bestürzung im Hause, man befürchtete, wir möchten beide während der Nacht plötzlich gestorben seyn. Der Zimmermann des Dorfes, den man in aller Eile holte, kam mit seinen Werkzeugen und stieß die Thür ein.

Unsere Hausgenossen waren nicht wenig verwundert, da sie uns beide vollkommen wach mit untergeschlagenen Beinen sitzen sahen; wir schienen in gutem Wohlbefinden, aber des Gebrauchs der Sprache beraubt zu seyn. Man versuchte auf verschiedene Weise uns zum Reden zu bringen, ohne daß es gelingen wollte. Meine Mutter, vor Schrecken außer sich, erhob ein lautes Geschrei, worauf alle Brahmanen des Dorfes mit ihren Frauen herbeigelaufen kamen, um sich nach der Ursache einer solchen Bestürzung zu erkundigen. Unser Haus war bald voller Menschen, und jeder klügelte auf seine Weise über den vermeintlichen Zufall, der uns zugestoßen war. Die Meinung daß irgend ein geheimer Feind durch einen

bösen Zauber uns in diesen Zustand versetzt habe, behielt die Oberhand. In dieser Ueberzeugung ließen meine Eltern so schnell als möglich einen berühmten Geisterbeschwörer aus der Nachbarschaft kommen, um den Zauber zu lösen. Sobald dieser eingetroffen war, heftete er zuvörderst einige Minuten lang seine Blicke auf uns, dann ging er verschiedene Male um uns herum, wobei er wunderliche Worte aussprach, er fühlte unsern Puls an verschiedenen Theilen des Körpers, und machte so viel andere Fratzen, daß ich noch jetzt nicht daran denken kann, ohne zu lachen. Endlich erklärte er, wir befänden uns wirklich unter dem Einfluß eines bösen Zaubers; er nannte sogar den Teufel, wovon wir nach seiner Meinung besessen wären, und schilderte ihn als sehr halsstarrig und widerspenstig. Wegen der Schwierigkeit, die es machen würde ihn auszutreiben, schätzte er also die Unkosten der Opfer und andern dazu erforderlichen Ceremonien auf fünf Goldstücke. Meine Eltern waren nicht reich, der ungeheure Preis, welchen der Geisterbeschwörer foderte, setzte sie in Schrecken; indessen gingen sie die Bedingung doch lieber ein, als meine Frau und mich stumm zu lassen, und versprachen ihm überdies ein angemessenes Geschenk, wenn er uns den Gebrauch der Sprache wiedergegeben haben würde. Der Zauberer war eben im Begriff seine Beschwörungen anzufangen, als ein Brahmane von unserer Bekanntschaft, der gerade zugegen war, allen zum Trotz behauptete, unser Zustand rühre bloß von einer natürlichen Krankheit her, wovon er mehrere Beispiele gesehen habe; er versprach uns ohne alle Unkosten zu heilen. Zu diesem Ende ließ er ge-

schwind ein Becken mit glühende Kohlen herein bringen, und begehrte eine kleine goldene Stange. Sobald diese Vorrichtung gemacht war, ließ er die goldene Stange fast bis zum Schmelzen glühend werden, hierauf faßte er sie mit einer Zange, und berührte mich damit, an den Fußsohlen, unter den Ellbogen, an der Magenhöhle, und endlich auf der Scheitel. Ich stand diese entsetzliche Qual aus, ohne mich zu rühren, und ohne einen Klagelaut vorzubringen. Ich wäre nöthigenfalls lieber gestorben, als die Schmach der verlornen Wette zu erleben.

Laßt uns das Mittel nun an der Frau versuchen, sagte der boshafte Unternehmer unserer Heilung, der durch meine Standhaftigkeit schon ein wenig außer Fassung gebracht war. Er näherte sich ihr, und legte die glühende Goldstange unter ihre Fußsohle. Kaum hatte sie aber die Wirkung des Feuers, gespürt; so zog sie das Bein eilig zurück, und schrie: Genug! genug! Hierauf wandte sie sich zu mir und sagte: «Ich habe die Wette verloren; da hast du ein Betel-Blatt.» —

Habe ich es nicht vorausgesehen, rief ich aus, daß du zuerst sprechen würdest? Du bestätigst hiedurch was ich beim Schlafengehen behauptete, die Weiber wären Plaudertaschen. — Ich muß es mir gefallen lassen, erwiederte sie: künftig werde ich auch keine Wette wieder gegen dich eingehen.

Die Zuschauer sahen einander mit Verwunderung an, und wußten nicht was sie von diesem Auftritt denken sollten. Ich erklärte ihnen die Ursache, worauf sie einstimmig ausriefen: «Welche seltsame Thorheit! Wie? In der ganzen Nachbarschaft Bestürzung verbreiten, sich

von der Scheitel bis zu den Fußsohlen verbrennen lassen, um nicht ein Betel-Blatt einzubüßen! Nein, in der weiten Welt wird man kein so verbranntes Gehirn auffinden, als das seinige.» — Von dieser Zeit an heiße ich in der ganzen Nachbarschaft nur Betel-Anantaya.

Diese Probe der Narrheit schien der Versammlung allerdings von einer merkwürdigen Art zu sein. Es wurde jedoch für billig erachtet, ehe man ein Urtheil fällte, die Ansprüche kennen zu lernen, welche der vierte Kläger vorzubringen haben möchte. Er that es folgendermaßen:

Ich hatte mich mit einem ganz jungen Mädchen verlobt, welche wegen ihres zarten Alters noch sechs bis sieben Jahre fortfuhr in dem Hause ihres Vaters zu wohnen. Nachdem sie mannbar geworden war, benachrichtigten ihre Verwandten die meinigen, sie würde nunmehr alle Pflichten einer Gattin erfüllen können. Das Haus meines Schwiegervaters lag sechs bis sieben Stunden Weges von unserem Wohnorte entfernt. Meine Mutter war eben unpaß, als wir diese angenehme Nachricht erhielten, und konnte die Reise nicht unternehmen. Sie trug mir also auf, meine Frau abzuholen, und empfahl mir dabei mich vorsichtig zu betragen, und ja nichts zu thun oder zu sagen, wodurch ich den geringen Umfang meiner Geisteskräfte verriethe. Ich fürchte, sagte sie beim Abschiede, du möchtest einen dummen Streich machen, da ich nur allzu gut weiß, wie schwach es mit deinem Kopfe bestellt ist. — Ich versprach, ihren Ermahnungen gemäß, mich mit Klugheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg.

Mein Schwiegervater empfing mich auf's beste, und

gab meiner Ankunft zu Ehre allen Brahmanen des Ortes ein Fest. Als der für die Rückkehr in meine Heimat bestimmte Tag angekommen war, erlaubte man meiner Frau und mir abzureisen. Mein Schwiegervater überschüttete uns mit Segenswünschen, und vergoß beim Abschiede einen Strom von Thränen, als ob er das Unglück vorausgeahndet hätte, das seine arme Tochter betreffen sollte.

Es war eben die heiße Jahrszeit eingetreten, und an dem Tage unserer Abreise war die Hitze außerordentlich groß. Unser Weg ging über eine dürre Ebene, die sich wohl eine Meile weit ausdehnte. Der von der Sonnenstrahlen erhitzte Sand versengte bald die Fußsohlen meiner jungen Gefährtin, die im Schatten des väterlichen Daches erzogen, eine so ermüdende Wanderung nicht gewohnt war. Sie fing an zu weinen, ich faßte sie bei der Hand, und suchte ihr bestens Muth einzusprechen. Bald aber versagten ihr die Kräfte gänzlich: sie legte sich auf den Boden nieder und sagte, sie wollte lieber dort ihren Tod erwarten, als noch weiter wandern.

Ich war in der äußersten Verlegenheit. Ich saß neben ihr, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein Kaufmann vorbei kam, der einen Haufen Ochsen, mit verschiedenen Waaren beladen, vor sich her trieb. Ich redete ihn an, klagte ihm mit Thränen in den Augen meine Noth, und bat ihn, in dieser verzweiflungsvollen Lage mir mit gutem Rath beizustehen.

Der Kaufmann näherte sich meiner Frau. Nachdem er sie aufmerksam betrachtet hatte, sagte er, bei der immer noch zunehmenden erstickenden Hitze sei das Leben des armen unglücklichen Geschöpfes augenscheinlich in

Gefahr, sie möge nun dort liegen bleiben, oder sich aufraffen um weiter zu wandern. — »Lieber als daß ihr das Leiden erlebt, sie vor euern Augen verscheiden zu sehen, fuhr er fort, als daß ihr euch vielleicht sogar dem Verdachte aussetzt, sie selbst umgebracht zu haben, rathe ich euch, sie mir zu überlassen. Ich will sie auf einen meiner rüstigsten Ochsen setzen, und sie mit mir fortführen: auf solche Art wird sie einem sonst unvermeidlichen Tode entgehen. Allerdings wird sie dann für euch verloren seyn: aber es ist doch besser sie zu verlieren, indem ihr euch das Verdienst erwerbt ihr das Leben zu retten, als wenn ihr noch obendrein beargwohnt würdet sie umgebracht zu haben. Ihr Schmuck mag ungefähr zwanzig Goldstücke werth sein: nehmt diese fünf und zwanzig, und überlaßt mir eure Frau.» —

Die Vorstellungen dieses Mannes schienen mir unwiderleglich zu sein. Ich nahm also das dargebotene Geld an; er, seinerseits, faßte meine Frau in die Arme, setzte sie auf einen Ochsen, und machte sich eilig auf den Weg. Ich setzte nun ebenfalls meine Reise fort; meine Füße waren von dem heißen Sande, worauf ich den ganzen Tag hatte wandern müssen, beinahe verbrannt, als ich spät Abends zu Hause eintraf.

Wo ist deine Frau? fragte meine Mutter, sehr verwundert mich allein ankommen zu sehen. Ich erzählte ihr hierauf genau den ganzen Verlauf seit meiner Abreise, und berichtete zuletzt den traurigen Vorfall, der meiner jungen Gefährtin zugestoßen war, und mich genöthigt hatte, sie lieber einem vorbeiziehenden Kaufmann zu überlassen, als Zeuge ihres unvermeidlichen Todes zu

seyn, und vielleicht gar noch beschuldigt zu werden, ich hätte sie selbst umgebracht. Zugleich zog ich die fünf und zwanzig Goldstücke hervor, die ich als Entschädigung empfangen hatte.

Bei dieser Erzählung stieg der Unwille meiner Mutter auf einen solchen Grad, daß sie anfänglich verstummte, und wie versteinert war. Aber bald machte der verhaltne Zorn sich gewaltsam und mit großem Toben Luft: sie überhäufte mich mit Schmähungen und Verwünschungen, die ihr für die Verkehrtheit meines Betragens immer noch nicht stark genug schienen. — «Der Unsinnige! Der Elende!» rief sie aus: «verkauft seine Frau! überliefert sie einem andern! Eine Brahmanen-Tochter die Beischläferinn eines niederträchtigen Kaufmanns! Was wird die Welt davon denken? Was werden die Verwandten des unglücklichen Mädchens und die unsrigen sagen, wenn sie diese Gräuel erfahren? Werden sie jemals an ein solches Uebermaaß von Narrheit und Blödsinn glauben können?» —

Das traurige Abentheuer meiner Frau mußte ihren Verwandten bald zu Ohren kommen. Sie kamen in voller Wuth, mit Knüppeln bewaffnet, hergerannt, und hatten nichts geringeres vor, als mich zu Tode zu prügeln. Dies wäre auch mir und meiner armen Mutter, wiewohl sie ganz unschuldig war, unfehlbar begegnet, wenn wir nicht bei Zeiten ihre Ankunft erfahren und uns durch eine schnelle Flucht ihrer Rache entzogen hätten. Da sie sich selbst keine Genugthuung schaffen konnten, so trugen sie den Handel den Häuptern ihrer Kaste vor, welche mich einstimmig zu einer Geldbuße von zwei hundert Pagoden, als Entschädigung für die gekränkte Ehre

der Familie, verdammten. Ferner wurde bei Verlust der Kaste allen und jeden untersagt, einem solchen Narren wie ich wäre, jemals wieder eine andere Frau zu geben. So war ich also dazu verdammt, meine übrige Lebenszeit ledig zuzubringen. Ich hatte noch von Glück zu sagen, daß ich nicht für immer aus der Zunft der Brahmanen ausgestoßen ward. Diese Gnade verdankte ich dem unter den Zunftgenossen noch lebenden Andenken meines Vaters, der ein ungemein verehrter und hochgeachteter Mann gewesen war.

Jetzt stelle ich euch anheim, ob dieser Beweis von Narrheit denen, womit meine Mitwerber euch unterhalten haben, das geringste nachgiebt, und ob mir nicht mit vollem Rechte der Vorrang gebührt.

Nach reiflicher Berathung ertheilte die Versammlung den Bescheid: jeder der vier Streitenden habe unwidersprechliche Proben seiner Narrheit vorgelegt; allen stehe ein gleiches und wohlbegründetes Recht auf Ueberlegenheit in diesem Fache zu; jeder könne demnach für seine Person sich den Preis der Narrheit zuerkennen, und den Gruß des Edelmannes als an ihn besonders gerichtet betrachten. — «Ihr habt sämtlich euern Prozeß gewonnen, sagte der Vorsitzer zu ihnen: geht und setzt, wo möglich, eure Reise in Frieden fort!»

Vollkommen befriedigt durch einen so billigen Urtheilspruch machten sich die reisenden Brahmanen wieder auf den Weg, indem sie um die Wette ausriefen: Ich habe meinen Proceß gewonnen! Ich auch! Ich auch!

VIII.

Indische Sphinx.

Fortsetzung. (B. I. S. 232.)

§. 8.

Licht und Rede.

Die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens lassen sich durch den gemeinsamen des Offenbarwerdens vermitteln. Aber unser Zeitalter, wenn es ein spracherfindendes wäre, würde nach seiner zergliedernden und sondernden Denkart diese Verwandtschaft schwerlich hervorgehoben haben. In den alten Sprachen ist sie unverkennbar niedergelegt. Dasselbe Wurzelwort, nur aus Einem Consonanten und Einem Vocal bestehend, bedeutet im Sanskrit ausschließend **leuchten**, im Lateinischen ausschließend **reden**, und im Griechischen beides zugleich.

Rad. भा *bhâ*, lucere. FĀ-ri. ΦĀ-μι. *)

*) Ich bemerke für die Folge, daß ich veraltete Griechische Formen, sie seien nun bloß hypothetisch aufgestellt, oder durch die Aeolische und Dorische Mundart beurkundet, zur Unterscheidung mit Uncial-Schrift und ohne Accente schreibe.

Es versteht sich, bei solchen Vergleichungen muß man im Griechischen die hörbaren Bestandtheile so auffassen, wie sie vor Einführung des Jonismus gewesen, und auch in andern Mundarten geblieben sind. Man wende nicht etwa ein, die beiden Bedeutungen seien im Griechischen wesentlich verschiedenen Formen eigen, welche nicht auf dieselbe Wurzel zurückzuführen seyn möchten. Φαίνω steht in demselben Verhältnisse zu ΦΑ-μι, wie βαίνω zu ΒΑ-μι. Wollte man ferner sagen: φαίνω, φάος, φαεινὸς, u. s. w. seien nicht von ΦΑ-μι, sondern von φάω abzuleiten, so läuft auch dieses auf eins hinaus. Denn die Conjugation der Zeitwörter auf Ω ist nur eine später entstandene Form; die auf MI war ursprünglich die allgemeine. Hierüber kann ich mich vorläufig auf Hrn. Bopp *) berufen, wiewohl ich nicht in allen Punkten mit ihm übereinstimme, und es mir vorbehalte, die Beweise, in deren Besitz ich längst war, auf meine Weise auszuführen. Durch den häufigen Gebrauch, sowohl im gemeinen Leben als in der epischen Poesie hat sich φημὶ etwas abgenutzt, und daher mag es kommen, daß der Vocal in manchen Bildungen verkürzt wird, da er in den beiden andern Sprachen durchgängig lang bleibt. Dem fari wohnt eine gewisse Feierlichkeit bei: deswegen ist es vornämlich den Dichtern anheim gefallen, und vermuthlich war dieß auch die Ursache, warum es defectiv geworden. Verschiedene Ableitungen, z. B. infans, fabula,

*) Annals of oriental literature. P. 1. Analytical Comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, etc. By F. Bopp. p. 19.

faecundia, beweisen jedoch einen vertraulicheren Gebrauch. Die Uebereinstimmung in der Form der Conjugation ist vollkommen: das Wort gehört zu der besondern Klasse von Zeitwörtern, (zu der zweiten Conjugation der Indischen Grammatiker) welche die Biegungssylbe unmittelbar an die Wurzel anfügen, und daher im Präsens durchgängig zweisylbig bleiben.

Singularis.

1.	भामि,	bhâmi.	ΦΑΜΙ.
2.	भासि,	bhâsi.	ΦΑΣΙ.
3.	भाति,	bhâti.	ΦΑΤΙ.

Pluralis.

1.	भामः,	bhâmas.	ΦΑΜΕΣ.
2.	भाथ,	bhâtha.	ΦΑΤΕ.
3.	भान्ति,	bhânti.	ΦΑΝΤΙ.

Dasselbe gilt vom Lateinischen, nur mit der Einschränkung, dass das Wort bloss in der Form des Mediums üblich geblieben ist. Auch manche Ableitungen sind einander auffallend ähnlich: भास् bhâs, *lux*; *φάος*, contr. *φῶς*; fas. Licht und Recht. Das Wort ist im Lateinischen biegungslos, wie auch die Sache unbiegsam und unveränderlich war. Ferner भास्करः, bhâskaras, der Lichtwirker, die Sonne; *φαοςφόρος*, *φωςφόρος* der Lichtbringer. Die Wurzel des zweiten Bestandtheils ist verschieden, aber die Form der Zusammensetzung ganz

dieselbe. Fama und φήμη, das ist bekannt; man würde nur willkührlich annehmen, dieses Wort sei erst im litterarischen Zeitalter von den Dichtern ins Lateinische übertragen worden: man findet ächt Lateinische Bildungen von ganz ähnlicher Art. Es gibt auch ein Indisches भाम, *bhâma* (masc.), aber in der andern Bedeutung: lux, splendor, sol. — Fatum, ein Wort aus der alten priesterlichen Lehre; das Verhängniß, eigentlich das Ausgesprochene: von wem anders als von der Gottheit? In dem Griechischen Θέςφατον ist bestimmt ausgedrückt, was bei jenem hinzugedacht werden muß. Auf den alten Gebrauch bei den Orakeln deutet ferner das Homerische ὑποφήτης. Man hat auch Faunus und faustus durch Vermittlung des Homerischen Frequentativs πιφαύσκω hieher ziehen wollen: diese Wörter möchte ich lieber a favendo ableiten.

Wiewohl im Sanskrit das Grundwort und die unmittelbaren Ableitungen davon sich ausschließend auf den Begriff des Leuchtens beziehen, so finden sich doch Spuren von der vormals gemeinsamen Bedeutung. Die beiden Zeitwörter:

भास् bhâs. 1 p. sing. praes. indic. med:
भासते, *bhâsatê*, lucet;
भाष्, bhâsh. 1. p. sing. pr. indic. med:
भाषते, *bhâshatê*, loquitur;

werden von den Indischen Grammatikern in den Wurzelverzeichnissen aufgeführt, wie manche andre, die man schwerlich für Wurzeln im strengsten Sinne des Wortes

gelten lassen kann. Das erste ist ausgemacht von dem Substantiv भास्, *bhâs*, lux, abgeleitet. Das zweite unterscheidet sich nur durch eine Variation der Aussprache, welche aber in der Absicht aufgebracht worden zu seyn scheint, um die beiden Bedeutungen auseinander zu halten. Von भाष् ist dann weiter abgeleitet:

भाषा, *bhâshâ*, loquela, dialectus;

भाषितं, *bhâshitam*, sermo;

भाष्यं, *bhâshyam*, commentarius;

द्विभाषिन्, *dvibhâshin*, bilinguis, interpres;

अभिभाषा, *abhibhâshâ*, allocutio;

अभिभाषिन्, *abhibhâshin*, alloqui solitus;

und so weiter.

§ 9.

Die Kuh und die Erde.

Die Kuh galt den Aegyptiern für heilig. Als Schutzgenossin der Isis durfte sie in keinem Falle und unter keinem Vorwande geschlachtet werden. (Herodot. II. 41.) Rinder und Kälber männlichen Geschlechts, wenn sie bei der priesterlichen Prüfung rein befunden worden waren, wurden zwar geopfert und verzehrt, was immer unzertrennlich war. Aber Stiere, mit gewissen glücklichen Kennzeichen begabt, wurden unter dem Namen des Apis und Mnevis als eine sichbare Verkörperung der

Gottheit angebetet. Ich erinnere nur im Vorbeigehen an die Abgötterei mit dem goldnen Kalbe.

In Indien ging nach dem alten Gesetz, und geht nach der heutigen Sitte die Verehrung des Rindergeschlechts noch viel weiter. Ein Rind oder eine Kuh zu tödten, ist eine schwere Sünde, und wird beinahe der Ermordung eines Brahmanen gleich geachtet. Der Genuß des Fleisches ist nicht etwa deswegen untersagt, weil es eine unreine Nahrung seyn würde, denn unter dem Abschnitt von verbotnen Speisen ist in den Gesetzen des Manus hievon gar nicht die Rede, sondern wegen der Heiligkeit des Thieres, an welchem alles, sogar der Unrath, eine reinigende Kraft hat. Wie überhaupt die alten priesterlichen Gesetzgebungen voll von diätetischen Vorschriften sind, und zum Theil aus diesem Gesichtspunkte gefaßt werden müssen, so lag auch hiebei ohne Zweifel die frühzeitig gemachte Beobachtung zum Grunde, daß das Rind ein der Gesundheit des Menschen zuträglicher Hausgenosse sei. So sehr die Sitte, Thürpfosten und Wände der Hütten und Häuser mit Kuhmist zu bestreichen, dem Europäischen Geschmack wiederstreben mag, so haben doch die Engländer nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß es eine in dem heißen Himmelsstrich wohlthätige Erfrischung der Luft bewirkt. Auch unsre Ärzte lassen ja Kranke, die an Brustbeschwerden leiden, in Kuhställen schlafen.

Jenes allgemeine Verbot, irgend ein Rind, welches Alters und Geschlechtes es seyn mochte, zu tödten, weiset uns auf die ersten Anfänge des Ackerbaues hin, wo man zwar schon gelernt hatte, den Stier vor den Pflug zu

spannen, wo aber dieß nutzbare Hausthier noch wenig vervielfältigt war, und weite Strecken Landes urbar zu machen waren. Nichts konnte besser berechnet seyn, um die Verbreitung des Anbaues und somit den Zuwachs der Bevölkerung (beides Hauptzwecke der alten priesterlichen Gesetzgebungen) zu fördern: denn wenn der Ochse durchaus nicht als Schlachtvieh benutzt werden durfte, so konnte er nur durch seine Arbeit als Zugthier Kost und Pflege vergüten. Es ist glaublich, daß die Stammväter der Aegyptischen Priester ein solches Gesetz aus Asien mitgebracht hatten, daß aber ihre Nachkommen unter veränderten Umständen bewogen wurden, von dessen Strenge nachzulassen. Wenn der Landmann in Aegypten, unterhalb Memphis, wie Herodot berichtet, (II, c. 14.) nichts weiter zu thun hatte, als die Saaten auszustreuen, und sie durch Säue in den aufgeweichten Boden einwühlen zu lassen, so war der Ochse überhaupt für den Ackerbau überflüssig. Aber diese Schilderung ist wohl auf die niedrigeren Gegenden des Delta zu beschränken, die eben aus dem Sumpf hervortraten; nicht überall mochte es dem Aegyptischen Landmann so leicht werden, reiche Ernten zu erzielen; wir sehen ihn ja oft genug, an den Denkmalen abgebildet, hinter dem Pfluge hergehen.

Die Aegyptischen Priester waren überhaupt starke Fleisch-Esser und sogar Weintrinker: in beiden Stücken ganz von den Indischen verschieden. Die Kuh als seine Wohlthäterin zu beschützen, hatte der Brahmane, mit Ausnahme gewisser Opfermahle und Todtenfeiern, ganz auf vegetabilische Nahrung angewiesen, enthaltsam von allen gegohrnen Getränken, noch einen besondern Grund. Die

Kuhmilch und die mancherlei Zubereitungen daraus, hauptsächlich die Butter, in Verbindung mit dem Reis und andern mehligen Früchten, mit Zuckerstoffen und Gewürze, gewährte ihm eine Mannigfaltigkeit gesunder, schmackhafter und unschuldiger Speisen.

Ueberall war es Sitte, die Opferflamme mit Fettigkeiten zu nähren und zum schnellen Auflodern zu bringen. Dem Indischen Himmelsstrich ist der Oelbaum fremd, an andern Oelpflanzen ist Ueberfluß vorhanden. Aber das Oel der vornehmsten darunter, des Sesamus, (tila) wird nur zu profanen Speisen und zur Füllung der Lampen gebraucht; ausgeklärte Butter diente von jeher und dient noch jetzt ausschließlich zur Anfachung der Opferflammen.

So konnte demnach ohne eine Gabe des heiligen Thieres selbst den Göttern kein Opfer dargebracht werden. Die weit über das Bedürfniß des Säugens hinaus ergiebige Milchkuh wurde ein Sinnbild der Fruchtbarkeit; und zugleich wegen ihres harmlosen und ruhigen Charakters ein Sinnbild der alles erduldenden fruchtbringenden Erde.

Bei den Römern finden sich noch Spuren jener alten Verehrung des Rindergeschlechts. Den Pflugstier zu schlachten war ein Frevel. Ein Römer wurde von den Censoren bestraft, weil er dieß einem jungen Lieblinge zu gefallen gethan hatte. Varro (de L. Lat. IV, ed. Bipont. p. 40.) und Plutarch (Romul. Cap. XI.) berichten uns die heiligen Gebräuche der Etrusker bei der Gründung neuer Städte, welche auch bei der Erbauung Roms, als einer Etruskischen Ansiedelung, be-

obachtet worden waren. Die ganze Ceremonie ist schön und recht im Sinne einer auf die Dauerhaftigkeit und das Gedeihen begonnener Werke weise bedachten Vorwelt. Ich erwähne nur was hieher gehört. Ein Stier und eine Kuh, Sinnbilder zeugender Kraftfülle und weiblicher Fruchtbarkeit, wurden vor einem Pflug zusammengejocht; den Umkreis der Mauern bezeichnete eine Furche, die nur da, wo die Thore hinkommen sollten, durch Emporhebung des Pfluges unterbrochen war.

Nach allem obigen wird man gern eingestehen, daß die Namen der Kuh in der Indischen und den verwandten Sprachen eine besondre Erwägung verdienen.

Hier bemerke ich nun zuerst, daß die Griechische Hauptbenennung mit der Lateinischen, die Indische hingegen mit der Persischen und Germanischen eins ist *Gr.* Βοῦς, *Lat.* bos., *Sanscr.* Thema: गो gô, nom. गौः gaus., *Pers.* گاو, *Franc.* chuo, *Anglosax.* cu. Ich führe nur die ältesten Mundarten an, in welchen das Wort sich nachweisen läßt; die neuern verstehen sich von selbst. In unsern Gothischen Bruchstücken fehlt es.

Beide Namen, einsylbig, wahre Grundwörter, fast nur durch den anlautenden Consonanten unterschieden, sind dennoch wesentlich von einander zu trennen. Der Griechische, Lateinische und Indische gelten für beide Geschlechter, der Germanische und Persische nur für das weibliche.

Der Indische गो, bedeutet zugleich im Femininum die Erde. Daneben findet sich aber im Sanskrit ein anders ebenfalls einsylbiges Wort, welches ausschließlich die Erde und nicht die Kuh bedeutet, und dieses trifft

sehr genau, in seinen Bestandtheilen sowohl als in der Form der Declination, mit der Lateinischen und Griechischen Benennung für das gesammte Rindergeschlecht zusammen. Man gestatte mir das ausgefallene Digamma, in welches der letzte Bestandtheil des Diphthongen ου nothwendig überging, so oft das Affixum mit einem Vocal anfängt, wieder herzustellen. Da die Indische Declination eine größere Anzahl von Biegungen hat als die der beiden classischen Sprachen, so führe ich nur die hieher gehörigen auf. Das visarga, den schließenden Hauch drücke ich durch ein s aus, dessen Stelle es ausgemacht vertritt. Die Indischen Grammatiker halten es in ihrem allgemeinen Schema eben so.

		Sanscr.	Graec.	Latin.
Nom.	भूः	bhûs.	ΒΟΥΣ.	BŌS.
Genit.	भुवः	bhuvas.	ΒΟϜΟΣ.	BOVIS.
Dativ. }	भुवे	bhuvê.	ΒΟϜΙ.	BOVI.
Commorat. }	भुवि	bhuvi.		*Abl.* BOVE.
Accusat.	भुवं	bhuvam.	ΒΟΥΝ.	BOVEM.

Wiewohl der Begriff des Indischen Wortes die Mehrzahl auszuschließen scheint, so wird doch ein Dualis und Pluralis aufgeführt, und der letzte stimmt eben so genau wie der Singularis mit dem Griechischen überein. Da ich mich jedoch nicht erinnern kann, diesen Pluralis in

alten Texten gefunden zu haben, so übergehe ich ihn hier.

Die Erde hat, wie sich in einer so bildlichen und dichterischen Sprache, als die Indische ist, erwarten läßt, noch viele andre, theils abgeleitete, theils zusammengesetzte Namen. Der obige ist aber eins von den drei einsylbigen mystischen Wörtern, denen nächst dem ebenfalls einsylbigen und dreilautigen Namen der Gottheit, eine wunderbare Kraft zur Weihung des Gemüths durch stilles Gebet beigelegt wird.

Was die Hauptbenennung der Kuh, गो, betrifft, so ist der Accusativ anomal. Nach allgemeinen Analogien sollte man den Zuwachs einer Sylbe erwarten, indem vor den mit einem Vocal anhebenden Affixen, der Diphthonge in seine Bestandtheile aufgelöst und der letzte in den entsprechenden Halbvocal verwandelt wird. Statt dessen findet sich aber गाम्, gâm, welches, für sich allein betrachtet, auf einen nicht vorhandnen Nominativ गा, gâ, schliessen lassen dürfte. Dieser würde dann mit dem Griechischen Namen der Erde, nach der Dorischen Form γᾶ, zusammen fallen. Vielleicht war eiu solches Wort im Indischen ehemals vollständig in allen Biegungen vorhanden: denn die Anomalien entstehen meistens dadurch, daß Ueberreste einer veralteten Form den Biegungen der üblichen eingeschoben werden. Jedoch drücke ich mich zweifelhaft aus, weil die Anomalie zwar anerkannt wird, (Vgl. Colebr. Grammar, p. 67. Anm.) aber den äußerst wenigen Wörtern, deren Thema auf ô ausgeht (ich sehe nur das einzige द्यो, dyô, der Himmel, angeführt) gemein ist, also hier zur Regel wird. Wie dem auch

sei, jener Accusativ गाम्, gâm, stimmt mit dem Dorischen γᾶν genau überein. Nun bedeutet gô nach den Indischen Lexicographen (Vgl. Medinî, ed. Calc.) auch die Erde. Dieser Sprachgebrauch ist selten, aber unläugbar alt. Râmây. ed Ser. L. I., C. 35, Sl. 55, a. Nur kann ich mich nicht erinnern, das Wort in der Bedeutung der Erde jemals anders als im Accusativ gelesen zu haben. Sollte ein mehr belesener Kenner des Sanscrit es mir in einem andern Casus nachweisen können, so würde er mich verpflichten.

Der solchergestalt erwiesene Zusammenhang zwischen den Benennungen der Kuh und der Erde, und der sonderbare Umstand, daß bei der Trennung die Bedeutungen die Wörter in den verschiedenen Sprachen gewissermaßen die Rollen verwechselt haben, sind gewiß sehr merkwürdige Züge, und lassen, über die Sprachverwandtschaft hinaus, auf eine verwandte Denkart der alten Völker schließen.

§. 10.

Die alten Namen der fünf Flüsse des Penjab.

Die fünf Flüsse, von welchen das Land am linken Ufer des oberen Indus den Namen Penjab führt, folgen von Westen nach Osten in dieser Ordnung auf einander: der Behut oder Jhylum, der Chinaub, der Ravey, der Beyah, und der Sutuleje. Dieß sind ihre Namen in den heutigen Mundarten des Landes; ich gebe sie, in Ermangelung eines bessern, nach der Englischen Schreibung.

Bei den Geschichtschreibern Alexanders des Großen heißen sie in derselben Ordnung: Hydaspes, Akesines, Hydraotes, Hyphasis und Hesidrus. Die Aufgabe wäre nun diese Namen in Indischen Quellen wiederzufinden, und sie aus dem Sanskrit zu deuten; aber es ist die Frage, ob es uns gelingen wird.

Zuvörderst tritt hier ein auffallender Umstand ein, den aber, so viel ich weiß, noch keiner von den neueren Geographen Indiens bei Erörterung der Griechischen Berichte bemerkt hat; der zweite Namen, Ἀκεσίνης, ist rein Griechisch, und bedeutet, der den Schaden heilt: buchstäblich Heilschaden.

Wie kommt nun ein Indischer Fluß zu einem Griechischen Namen? Fand sich etwa eine zufällige Aehnlichkeit, welche durch eine leichte Umgestaltung zu einer glücklichen Deutung benutzt ward? Dieß ist wirklich dem Flusse Hiran'ya-vâhus, der goldarmige, oder Hiran'yavâhas der goldführende, begegnet, welcher als Ἐραννοβόας, der lieblich rauschende, so classisch lautet, daß er uns in den Homerischen Gesängen nicht als fremd auffallen würde.

Hesychius giebt uns die Auflösung des Räthsels durch folgenden kurzen Artikel:

Σανδαροφάγος. ὑπὸ Ἀλεξάνδρου ποταμὸς μετωνομάσθη, καὶ ἐκλήθη Ἀκεσίνης. *)

*) Eine Umstellung der Worte des Textes scheint wohl erforderlich zu seyn: Σανδαροφάγος, ποταμός. ὑπὸ Ἀλεξάνδρου μετωνομάσθη, κ. τ. λ.

Der Fluß hieß also anders, aber Alexander ertheilte ihm aus seiner freien Vollmacht als Herrscher und Eroberer einen neuen Namen. Der alte gefiel ihm vermuthlich nicht, war ihm nicht wohlklingend genug, oder er fand gar etwas Unheil bedeutendes darin. Die auf —φάγος ausgehenden Zusammensetzungen sind der Griechischen Sprache geläufig, und Ἀνδροφάγος, der Männerfresser, lag ganz nahe. Ein scharfsinniger Kenner der alten Geschichte hat mir die Vermuthung mitgetheilt, daß die Macedonier den Namen ihres Königs in der Volksmundart vielleicht abgekürzt Xandros aussprachen, so daß in Sandro-phagos etwas drohendes gegen ihn selbst zu liegen schien. Ueberdieß hatte er ja mit dem Akesines große Absichten: er wußte, daß dieser die Gewässer der übrigen Flüsse dem Indus zuführe; auf den Fluten beider sollte Nearchus in den Ocean gelangen. Alexander schiffte sich auf dem Hydaspes ein, an dessen Ufer die Flotte erbaut war, und fuhr bis zu dessen Mündung in den Akesines hinab. Aber hier, wo die durch die Regenzeit angeschwellten Gewässer zwischen engen Felsenufern zusammentrafen, erlitt er große Gefahr, und büßte an Mannschaft und Schiffen nicht wenig ein. Es ist wirklich, als ob der tückische Flußgott für die angethane Gewalt sich hätte rächen und seines neuen Namens spotten wollen.

Indessen hat Alexanders Machtgebot so gut gegolten, daß der Fluß dem ganzen classischen Alterthum so wie den neueren Erzählern der alten Geschichte immer der Akesines blieb. Nur ein Glossator hat uns aus dem Bericht eines Zeitgenossen oder eines späteren Geschicht- oder

Reisebeschreibers die willkührliche Unterschiebung verrathen.

Auf den wahren Namen eines Flusses möchte uns so viel nicht ankommen, wenn nur die Einerleiheit des geographischen Gegenstandes feststeht: aber diese Anekdote, dieser Zug von Alexanders Verfahrungsweise, ist wichtig für die Kritik seiner Geschichte. Es finden sich mehr dergleichen. Die letzte Niederlage erlitt Darius bei dem Flecken Gaugamela; dieser Name misfiel dem Ohr des Siegers, er nannte es die Schlacht bei Arbela, wiewohl dieses fünf bis sechshundert Stadien von der Wahlstatt entfernt lag. Den Paropamisus nannte er den Kaukasus: warum? Weil Hercules bis zu diesem Gebirge hindurch gedrungen war, um den Prometheus zu erretten. Als man im Indus Krokodile bemerkt hatte, schrieb er in kindischer Freude an seine Mutter, er habe die Quellen des Nils entdeckt. Es ist zum Erstaunen, daß Aristoteles seinem Zöglinge keine klareren Begriffe über die Gestalt der Länder hatte beibringen können, da doch die Geographie für einen künftigen Eroberer die wichtigste aller Wissenschaften ist. Sollte der vermeinte Nil etwa, wie ein zweiter Alpheus, sich unter dem Persischen und Arabischen Meerbusen seinen Weg bahnen? Die Annahme war nur unter der Voraussetzung möglich, daß das Erythräische Meer ein Binnenmeer sei, an dessen Ost- und Südküste Indien mit Aethiopien zusammenhänge. War unter Alexanders Begleitern niemand, der ihm aus dem Herodot berichten konnte, man sei bereits aus dem Indus in den Ocean geschifft? Wer unnütze Mühe liebt, der möge nach solchen Proben das fabelhafte Nysa in der

Wirklichkeit aufsuchen. Aus Indischen Quellen wird es weder sachlich noch sprachlich nachzuweisen seyn. Alexander begehrte ein Bachisches Nysa, und man fand ihm eins.

Da die Nysäischen Gefilde bereits aus Thracien, wo sie beim Homer liegen, nach Arabien hingewandert waren, so konnten sie nun wohl durch einen neuen Sprung nach Indien gelangen. Es fehlte nicht viel, sagte Eratosthenes witzig genug, so hätten die Begleiter Alexanders auch den Schlauch wiedergefunden, worin Aeolus dem Ulysses die Winde einband.

In dem ganzen Wesen des Helden war ein hoher dichterischer Schwung: dieß darf man bei der Beurtheilung seines Charakters nie aus den Augen verlieren. Alexander bildete sein Leben zum Heldengedicht mit einem tragischen Schluß. Ueberall scheint er, bei der Auffassung seiner eignen Thaten dem künftigen Homer vorgearbeitet zu haben, den ihm das Schicksal nicht verlieh.

Zum weltberühmten Grab' Achills gedrungen
Rief Alexander aus mit tiefem Stöhnen:
Glückseel'ger, den ein hoher Mund besungen
In solcher herrlichen Posaune Tönen!

Nichts gemeines, nichts das unedle Nebenvorstellungen erweckt, sollte in seiner Geschichte vorkommen: alles sollte würdig, heroisch, übermenschlich seyn. Selbst die Träume eines solchen Gemüths üben eine herrschende Gewalt aus. Alexanders Einbildungskraft hat die Mythologie mit dem Zuge des Bacchus nach Indien bereichert, welchen später die Poesie und die bildende Kunst wettei-

fernd verherrlichten. Unter allen Dichtern der früheren Zeit hat Euripides den Bacchus am weitesten geführt: dennoch macht er Baktrien zum letzten Ziel seiner Züge, ohne Indien im mindesten zu erwähnen. Ich bin hier in dem Falle einem berühmten und von mir hoch verehrten Gelehrten widersprechen zu müssen. *) Meine Behauptung fällt von selbst, sobald die Erwähnung der Bacchischen Eroberung Indiens aus irgend einem Dichter, der vor Alexander dem Großen gelebt, auch nur als Fragment ans Licht gebracht wird. Aber ich bin ziemlich sicher davor, da schon mein Gewährsmann Eratosthenes keine solche Stelle kannte. Ich erlaube mir, diejenigen, welche der Sage ein mystisches und orakelmäßiges Ansehen zueignen, aufmerksam darauf zu machen, daß wir hier das Beispiel einer Sage haben, welche, in einem ganz historischen Zeitalter durch den Einfluß

*) Creuzers Symbolik. 2te Ausg. Th. III. S. 118. 119. Es ist nicht genau, wenn Hr. Creuzer sagt, Euripides lasse den Dionysus nach Indien wandern. Selbst Herodot, der diesen Namen so weit ausdehnt, begreift Baktrien nicht mit darunter. Asien ist dem Dichter, wie er selbst sagt, der Theil von Kleinasien, wo Griechen unter Barbaren angesiedelt waren. Die Behauptung, jene Sage rühre von einer Schmeichelei gegen Alexander den Großen her, wirft Hr. Creuzer weit weg. Sie war schon vor Arrian vorgebracht worden, der sie, gläubiger als Eratosthenes, zu widerlegen sucht. Ich schreibe jene Sage nicht ganz der Schmeichelei zu, aber diese hatte doch gewiß ihren guten Antheil daran.

eines einzigen Mannes entstanden, sich an die ältesten Dichtungen angeschlossen hat.

Wir kehren zum Akesines zurück. Die Angabe des Hesychius bestätigt sich vollkommen. Der wahre Name des Flusses war चन्द्रभागा, chandrabhâgâ. Dieser Name ist so classisch wie möglich, denn er steht im Amara-Kosha, (Lib. I. Cap. II, Sect. 3. Sl. 34) er konnte mit Griechischen Buchstaben nicht wohl genauer geschrieben werden. Der erste Bestandtheil ist derselbe wie in dem Namen des Chandra-guptas, Σανδρόκυπτος; der zweite kommt, nur mit verschiedener Quantität der ersten Sylbe, in dem Namen eines Indischen Königs vor: Σοφαγασῆνος, सुभगसेनः su-bhaga-sênas. (Vergl. B. 1. S. 248.) Chandra heißt der Mond, bhâga, *pars*, *portio*. Auch in der neueren Zeit ist dieser Name noch nicht vergessen worden. Abul-fazel sagt in seinem Ayin-Akberi: »Ein andrer Fluß ist der Chinab, auch Chan»derbakha genannt. Auf dem Gipfel der Gebirge von »Khutwar entspringen zwei Quellen, wovon die eine »Chander, die andre Bakha heißt. In der Nach»barschaft von Kutwar vereinigen sie ihre Ströme, and »werden dann Chanderbakha genannt.« *) Diese Erklärung lasse ich dahin gestellt seyn, Wilson giebt in seinem Wörterbuch eine andre.

Durch das bisherige ist auch beiläufig eine Vermuthung des gelehrten Geographen Mannert beseitigt **)

*) *Ayeen Akbery*, translated by Gladwin. Vol. II. p. 131.

**) Mannert Geogr. der Griechen und Römer. Th. V. S. 9. u. f.

der in dem Flusse Akes beim Herodot, durch die Aehnlichkeit des Lautes verführt, den Akesines oder heutigen Chinab zu erkennen glaubte. Wenn dieser Fluß vor Alexander dem Großen gar nicht Akesines hieß, so kann auch weder der letzte Name als eine Verlängerung von jenem, noch Akes als eine Verkürzung von Akesines betrachtet werden. Auch passen die geopraphischen Angaben keinesweges. In der von Bergen umschlossenen hohen Ebene, woraus jener Fluß hervorströmen sollte, um welche im Kreise herum die Chorasmier, Hyrkanier und Parther u. a. wohnten, alle weit westwärts vom Indus ansäßig, läßt sich unmöglich Kashmir erkennen. Auch ist es nicht der Akesines, welcher aus den Bergpässen von Kashmir hervorbricht, sondern der Hydaspes; jener fließt südöstlich daran vorbei. Ich denke, der Fluß Akes samt seinen Schleusen muß in das Reich der Einbildungen verwiesen werden.

Ich gehe nun zu den übrigen Flüssen fort. Nach obiger Probe würde man sich nicht wundern, wenn auch das übrige nicht zuträfe: indessen hat dabei nur eine bescheidnere Willkühr Statt gefunden, um den fremden Namen den Schein des Hellenismus zu geben. Die Indischen Lexicographen sind leider sehr karg mit geographischen Namen, und lassen dabei noch überdieß alle örtlichen Bestimmungen weg. In einem noch ungedruckten für die alte Erdkunde Indiens wichtigen Abschnitte des Maha-Bharatam, den Hr. Lassen nächstens mit einer ausführlichen Abhandlung herausgeben wird, werden die Flüsse des Penjab aufgezählt, und zwar von Osten nach Westen:

पञ्च नद्यो वहन्त्येता यत्र पीलुवनाद्बहिः ।
शतद्रुश्च विपाशा तु तृतीयैरावती तथा ।
चन्द्रभागा वितस्ता च सिन्धुषष्ठा बहिर्गिरेः ।

Ich überlasse meinem gelehrten Freunde die Erklärung des übrigen, und hebe nur die Namen heraus.

Vitastâ, der nächste am Indus, der Hydaspes. Dieser Name fehlt in Wilsons Wörterbuch. Er hat sich aber noch in neuern Zeiten im Andenken erhalten, und wird im Ayin-Akberi angeführt, nur mit der verderbten Schreibung Vedasta. (*Gladwin* Ay. Akb. II. p. 132). Andre Sanskritnamen sind Vâhudhâ, Saitavâhinî. (Am. Ko. ed. Col. p. 61. sl. 32.) Die Bestandtheile beider sind klar, aber von dem letzten finde ich die Beziehung nicht befriedigend angegeben. Vâhudâ, die Armgeberin, heißt der Fluß, weil ein Heiliger seine unbrauchbar gewordnen oder sonst eingebüßten Arme durch ein Bad darin wieder erhalten haben soll. Aus Vâhudâ ist das heutige Behut verderbt. Man kann zweifeln, aus welchem der beiden Namen, Vitastâ oder Vâhudâ, Ὑδάσπης gebildet ist. Denn die beiden ersten Sylben des Griechischen Namens ὑδα drücken so genau wie möglich die beiden letzten des Indischen va-hudâ aus. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß vitastâ so verdreht worden. Wir werden die Sylbe vi, da der erste Buchstabe den Griechen fehlte, noch einmal durch ὑ ausgedrückt finden. Man hat in der ersten Sylbe ὑδ-άσπης den Anklang auf ὕδος, ὕδωρ, in den beiden andern auf eine häufige Persische Endung von Personen- und Orts-

namen — ασπης gesucht. Der Fluß Choaspes war längst berühmt.

Die Endung ist gleichfalls Indisch: (asv'a) beide sind gleichgeltend mit der Griechischen — ιππος. Aber daß der Fluß sie in einer andern noch unbekannten Form seines classischen Namens geführt, etwa vâhudâsva scheint mir nicht glaublich, weil es keinen rechten Sinn giebt. In der Griechischen Schreibung finde ich keine Varianten.

Warum doch Horaz den Hydaspes fabulosus nennt? An dem Ufer dieses Flusses wurde die große Schlacht gegen Porus geliefert: sein Lauf, seine Beschaffenheit, der Uebergang Alexanders, waren genau beschrieben: dieß war folglich so historisches Gebiet wie möglich. Spielte der Dichter etwa auf die vielen Wunderdinge an, die Ktesias, dann Megasthenes und andere spätere von Indien erzählt hatten?

Den Akesines habe ich schon abgefertigt. Er hieß Chandrabhâgâ, die Griechen konnten es wissen, aber sie fragten nichts darnach; wenn einmal das irrige ihrem Ohr und ihrer Einbildungskraft geschmeichelt hatte, so fanden die Berichtigungen wenig Eingang bei ihnen. Sie wußten auch daß der Indus in der Landessprache Sindus (सिन्धुः) eigentlich sindhus heiße; Plinius sagt: (VI, cap. 20.) Indus incolis *Sindus* appellatus; der Verfasser der Umschiffung des Erythräischen Meeres hat es noch genauer: Σίνθος. Dennoch ist er immer der Indus geblieben, weil man es einmal von den Persern so gehört hatte, und wir müssen es nun auch so beibehalten.

Der dritte Fluß abwärts vom Indus ist der oder vielmehr die Airâvatî, denn die Indischen Flußnamen

sind mit wenigen Ausnahmen weiblich; Griechisch der Hydraotes oder Hyarotis. Der neuere Name Ravey ist vermuthlich aus dem Sanskrit abgekürzt. Der Elephant des Indras, zugleich einer von den Trägern des Erdbodens am nordöstlichen Ende, heißt Airâvata; daraus ist mit einer weiblichen Endung Airâvatî gebildet. Doch führt die weibliche Gefährtin des Airavatas (in der Indischen Mythologie sind auch die Weltelephanten, wie die Götter, von ihren Gattinnen unzertrennlich) noch einen andern Namen. Am. Ko. I. Cap. I. sect. 2. sl. 6. Wie weit die Brahmanische Mythologie um sich gegriffen hat, läßt sich daraus abnehmen, daß ein Hauptfluß der Halbinsel jenseits des Ganges, Iravaddy, auch der Fluß von Ava genannt, denselben Namen führt wie jener im nordöstlichen Indien. In Ὑδραώτης scheint wiederum der Anklang von ὕδωρ, ὑδραίνω, gesucht zu sein. Doch geben die Handschriften des Strabo Ὑαρώτις, welches dem wahren Laute näher kommt. Der neueste Deutsche Herausgeber war geneigt, Ὑαρώτης zu schreiben, um es der Form des Namens beim Arrian anzunähern; aber die Endung auf -τις entspricht der Indischen besser. Curtius, dessen Ansehen übrigens in geographischen Angaben äußerst geringe ist, hat Hyarotes.

Der vierte abwärts vom Indus ist die Vipâs'â, nach einer abgekürzteren Form Vipâs'. (cf. Am. Ko. ib.) Der Name, die Entfesselnde, bezieht sich wieder auf eine Legende, die Wilson angiebt. Er ist, mit Rücksicht auf die obige Bemerkung über die Sylbe vi, durch Hypasis ziemlich genau wiedergegeben. Diese Schreibung Ὕπασις hat vor der andern Ὕφασις den

Vorzug. Die letzte findet sich beim Arrian; Plinius hat Hypasis; Strabo verderbter Weise: Ὕπανις. Dieses hat Wesseling aus einem wunderlichen Einfalle an zwei Stellen des Diodor in den Text gesetzt, wiewohl an der einen die Autorität aller Handschriften, eine einzige ausgenommen, dagegen war.

Welche Grundsätze haben denn die großen Philologen bei solchen Dingen befolgt? Sie werden vorsichtig handeln, wenn sie sich künftig bei Kennern der Sprache Raths erholen.

Der letzte Fluß gegen Osten unter den fünf des Penjab ist die S'atadru, heut zu Tage Setledge. Die Aussprache des alten Namens war schwankend: es findet sich S'itadru, auch S'utudri; doch scheint jene Form, die auch in dem obigen Texte steht, die ächteste zu sein, weil sie die beste Bedeutung giebt: die hundertströmige. Dieser Fluß kommt, so viel ich weiß, bei keinem der älteren Schriftsteller vor als beim Plinius, (H. N. Lib. VI, cap. 17.) der ihn, nach Griechischen Vorgängern ohne Zweifel, Hesidrus nennt. Die Endung ist beibehalten, der Anfang verändert, man sieht nicht warum, da alles ohne Schwierigkeit ausgedruckt werden konnte, wofern man nicht einen Anklang an geläufige Namen, Ἡσιόνη, Ἡσίοδος, suchte.

Spätere Geographen geben die Namen genauer, jedoch scheint diese Berichtigung auf geographische Lehrbücher eingeschränkt geblieben zu sein.

Hr. Heeren sagt in seinem mit Recht geschätzten Werke über die politischen uud Handelsverhältnisse der vornehmsten Völker des Alterthums: « Die alten Namen

« dieser Ströme, wie sie aus den Nachrichten der Begleiter « Alexanders bekannt sind, scheinen offenbar Persischen « Ursprungs zu seyn; und deshalb darf man die sonst so « allgemeine Aehnlichkeit mit den neuern Indischen Namen « hier nicht suchen. » *)

Ich wünschte wohl die Gründe kennen zu lernen, welche den gelehrten Verfasser zu dieser an sich unwahrscheinlichen Behauptung bewogen haben, und insbesondere zu erfahren, worin das offenbare liegt. Um zu diesem Ausdruck berechtigt zu seyn, müßte man, dünkt mich, die Wurzeln, und die Art der Zusammensetzung in der Altpersischen Sprache nachweisen können. Hr. Heeren wird doch nicht für die Erklärung von Namen, die vor Alexander dem Großen vorhanden waren, zum Neupersischen seine Zuflucht nehmen wollen? Viele Altpersischen Wörter haben sich ohne Zweifel, wiewohl meistens sehr verstümmelt und abgekürzt, aus jener Zeit erhalten; aber daß nicht alles in dieser neuentstandnen Mischsprache vorkommende vor Alters einheimisch gewesen, liegt am Tage. Von der Sprache der Perser im Zeitalter der Achaemeniden wissen wir fast gar nichts; wenn sich aber irgend etwas mit Gewißheit darüber aussagen läßt, so ist es dieses, daß jene Sprache der Altindischen ungemein nahe verwandt war. Dadurch würde nun eben, auch bei gleich genauer Bekanntschaft mit beiden Sprachen, die Entscheidung darüber erschwert werden, welcher von ihnen die fraglichen Namen angehören. Allein wir haben durchaus keinen geschichtlichen Grund, Altindische geogra-

*) Heeren Historische Werke Th. XI. S. 386.

phische Namen von den Persern herzuleiten. Hingegen sind viele heutige Ortsnamen in Indien ausgemacht Neupersisch, z. B. Panjab, Chinab; und dies begreift sich leicht, da das Neupersische die allgemeine Hofsprache der Mahomedanischen Beherrscher war. Wer die in den classischen Autoren vorkommenden Benennungen Indischer Völker, Landschaften, Städte, Flüsse und Berge mit Erfolg deuten will, muß auf das Sanskrit zurückgehen.

§. 11.

Beitrag zur Grammatik der Alt-Persischen Sprache.

Herodot bemerkt (I, 139.) über die Persischen Namen folgendes:

Καὶ τόδε ἄλλο σφι ὧδε συμπέπτωκε γίνεσθαι, τὸ Πέρσας μὲν αὐτοὺς λέληθε, ἡμέας μέν τοι οὔ. τὰ οὐνόματά σφι, ἐόντα ὁμοῖα τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ, τελευτῶσι πάντα ἐς τὠυτὸ γράμμα, τὸ Δωριέες μὲν Σὰν καλέουσι, Ἴωνες δὲ Σίγμα. ἐς τοῦτο διζήμενος εὑρήσεις τελευτῶντα τῶν Περσέων τὰ οὐνόματα, οὐ τὰ μὲν, τὰ δὲ οὔ, ἀλλὰ πάντα ὁμοίως.

»Es trifft auch noch dieser besondere Umstand bei »ihnen ein, der den Persern selbst verborgen geblieben, »uns aber nicht. Ihre Namen, welche ihrer körperlichen »Gestalt, und ihrem würdigen Anstande entsprechen, gehen »alle auf denselben Buchstaben aus, welchen die Dorier

»San, die Jonier aber Sigma nennen. Wer nach»forscht, wird finden, daß die Namen der Perser auf »diesen ausgehen, nicht etwan einige, und andere nicht, »sondern alle gleichermaßen.«

Herodot ist ein redlicher Zeuge, und in Sachen des gemeinen Lebens ein Beobachter von gesundem Verstande. Jede Aussage von ihm über eine von ihm selbst wahrgenommene Thatsache verdient daher auf das sorgfältigste erwogen zu werden. Anders ist es mit dem, was er vom Hörensagen berichtet: es liegt nur zu sehr am Tage, daß Großprahler und lose Schelme die arglose Leichtgläubigkeit des forschbegierigen Mannes zu ihrer Belustigung gemißbraucht haben. Seine Meinungen geben wir vollends in den Kauf: sie sind so bürgerlich beschränkt wie möglich, und oft eigentlich albern.

Jede philosophische Ansicht der menschlichen Dinge war ihm fremd. Wir müssen also auch die obige Aeußerung als die eines ganz unwissenschaftlichen Kopfes auslegen, der von der Grammatik eben so wenig wußte als von der Mathematik, und von ihren Anwendungen auf Astronomie, Geographie und Physik, so weit diese damals unter den Griechen schon gediehen waren.

Zuvörderst, wiewohl Herodot seine Wahrnehmung mit der strengsten Allgemeinheit ausspricht, ist eine große Einschränkung zu machen. Sie gilt nur die männlichen Namen, sonst wäre ja der Geschichtschreiber mit sich selbst im Widerspruche. Denn er nennt mehrere Persische Frauen, deren Namen mit einem Vocal endigen: Atossa, Mandane, Kassandane, Phratagune, Artazostra, Artystone. Ich finde bei ihm nur zwei weib=

liche Namen, die auf S auslauten: Amestris, und Parnys; es geht aber ein anderer Vocal vorher, als die bei den männlichen Namen üblichen.

Ferner fragt sich nun: war dieses schließende s ein unablösslicher Bestandtheil der Persischen Namen? Ich denke, nein; wenigstens hätte Herodot sie uns dann verstümmelt überliefert: denn sie verlieren ja das S in allen schrägen Biegungen. Der Fremde, der sich nach Namen erkundigt, wird, nach Beschaffenheit der Sprachen, entweder deren unwandelbare Form, oder wo es eine Declination giebt, wie im Persischen unläugbar, den Nominativ vernehmen. Das S, worauf alle männlichen Persischen Namen ausgingen, war also das Kennzeichen des Nominativs.

Obige Stelle ist vielfältig beleuchtet worden, und angesehene Gelehrte haben dem Herodot widersprochen. Weswegen? Weil die Neupersischen Namen nicht mehr so beschaffen sind.

Von Reland, der mit schlechtem Glücke die bei den Alten vorkommenden Persischen Namen und Wörter aus dem Neupersischen zu deuten versuchte, darf uns dieß nicht wundern, aber heut zu Tage dürfte man mehr Kritik erwarten. Es ist weit schlimmer, als wenn man von dem heutigen Englischen auf das Angelsächsische zurück folgern wollte, dieses und jenes könne nicht darin Statt gefunden haben. Denn das reine Angelsächsische ist erst seit sechs Jahrhunderten erloschen; es hat nur eine einzige Umwandlung und Sprachvermengung durch die Eroberung der Normannen erlitten. Das Neupersische hingegen ist von dem Zeitalter Herodots durch eine Kluft von mehr

als zwei Jahrtausenden getrennt; und die letzte durch das Eindringen der Arabischen Sprache im Gefolge des Islam bewirkte Umwandlung war vielleicht die gewaltsamste, aber, gewiß nicht die einzige. Die Macedonische Eroberung dann die vierhundert Jahre lang behauptete Herrschaft der Parther, einer halb Tartarischen Nation, mußte große Veränderungen herbeiführen, und schwerlich war die Sprache der Perser unter den Sassaniden dieselbe wie unter den Achaemeniden. Der neueste Herausgeber des Herodot, Schweighäuser, zog einen des Persischen kundigen Gelehrten zu Rath, und dieser »rescripsit, videri sibi vere iudicare eos, qui Graecis nominum Persicorum terminationibus deceptum *Nostrum* scripsisse istud autumant *de nominibus omnibus Persicis in literam sigma desinentibus*. Quod si ita est, fährt der gelehrte Herausgeber fort, eo minus mirum videri debebit, quod ea res, ut ait idem *Noster*, *latuerit Persas:* quamquam alioqui haec verba, ἔληϑε Πέρσας, significare poterant, Persas ad hoc animum non advertisse.« (T. V. p. 148, 149.) Dieses heißt in der That dem alten Geschichtschreiber allzu übel mitspielen: er soll die Hellenisirte Umbildung der Persischen Namen mit deren einheimischer und ursprünglicher Eigenthümlichkeit verwechselt haben. Dann würde seine Verwunderung darüber, daß die Perser hievon nichts gewußt, als ein Beweis gränzenloser Einfalt erscheinen. Die Bemerkung ist ohnehin naiv genug; denn was man als eine Regel seiner Muttersprache beobachtet, das weiß man auch, wenn schon dieses Wissen noch kein Gegenstand einer besondern Betrachtung geworden ist. Die Perser hatten geschriebene

Bücher: sie konnten leicht in der grammatischen Theorie ihrer Sprache weiter vorgerückt seyn als die damaligen Griechen. Vielleicht theilte Herodot, dem der Gleichlaut in den Endungen der Persischen Namen aufgefallen war, einem oder dem andern ungelehrten Perser (und bei den vornehmen und gelehrten hatte er wohl keinen Zutritt) seine Bemerkung mit, und dieser sagte dann natürlicher Weise, daran habe er noch niemals gedacht. So läßt seine Behauptung sich wenigstens entschuldigen. Jene grobe Verwechselung aber, die man ihm, dem Neupersischen zu Ehren, hat Schuld geben wollen, ist nicht im mindesten glaublich. Wir werden sehen, (§. 12.) daß Herodot Aegyptische und Arabische Namen recht gut in ihrer eigenthümlichen Gestalt anzugeben wußte, mit Endbuchstaben, welche die Griechische Sprache gar nicht duldet; bei den Persischen Namen ist er so genau, daß er (IX. 20) bemerkt, ein Heerführer, den die Griechen Makistios nannten, habe eigentlich Masistios geheißen.

Das steht also wohl ziemlich fest, die männlichen Namen der Perser endigten im Nominativ alle mit S. Ich frage weiter: nur die Namen? Dieß wäre aller Analogie zuwider. Die eignen Namen sind ja ursprüngliche Appellative, und nur durch ihre besondere Bestimmung von diesen ausgesondert. Also war ein auslautendes S das allgemeine charakteristische Kennzeichen der männlichen Nominative in der persischen Sprache.

Hierin offenbart sich nun eine sehr merkwürdige und auffallende Uebereinstimmung mit dem Sanskrit, dem Griechischen, und dem Gothischen. In allen diesen Sprachen ist ebenfalls ein dem Grundworte angehängtes

S der Charakter des männlichen Nominativs. Die Erörterung der besondern Bestimmungen dieser Regel, und der Ausnahmen davon; die Entwickelung der Gründe, welche mich nöthigen anzunehmen, daß in einer vorgeschichtlichen Zeit der genannten Sprachen, ehe die Aussprache sich verflüchtigte, und Sorgfalt für den Wohllaut die Endungen abschliff, jene Regel ganz durchgreifend allgemein war: — diese Erörterung, sage ich, würde mich hier zu weit führen; insbesondre auch, weil ein tief gewurzeltes Mißverständniß der Griechischen und Lateinischen Grammatik dabei zuvörderst beseitigt werden muß. Ich verspare sie demnach auf eine andere Gelegenheit, und begnüge mich für jetzt mit Darlegung der Thatsache. Auf die Wichtigkeit der Folgerungen brauche ich die Kenner nicht aufmerksam zu machen.

Da Herodot durchaus keine Ausnahme gestattet, auch unter den Persischen Namen aus der Zeit der Achaemeniden, welche Griechische Schriftsteller uns aufbewahrt haben, sich schwerlich irgend eine finden möchte, so ist hieraus zu schließen, daß die Altpersische Sprache den ursprünglichen gemeinsamen Typus sehr rein bewahrt hatte.

Im Lateinischen und Griechischen nehmen auch viele weibliche Appellative das S als Kennzeichen des Nominativs an; im Sanskrit wenigstens einige. Im Lateinischen giebt es, ein paar mythologische ausgenommen, keine weiblichen Eigennamen auf S, wohl aber im Sanskrit und im Griechischen. Eben so war es auch im Persischen, nur gehen in den drei letztgenannten Sprachen vor dem auslautenden S der weiblichen Namen andre Vocale vorher, als in den männlichen.

§. 12.

Sprachen mit und ohne Declination.

Um zu entscheiden, zu welcher Familie und zu welcher grammatischen Ordnung untergegangene Sprachen, wovon nur einzelne Spuren und Bruchstücke übrig sind, gehört haben mögen, was dann wieder bei den Untersuchungen über die Herkunft der Völker in Frage kommt; ist es sehr wichtig zu wissen: ob sie eine Declination gehabt oder nicht? Es versteht sich, daß zu dem Begriffe der Declination eine verschiebne Endung oder ein Affixum für den Pluralis nicht hinreicht, wenn die wechselnden Verhältnisse nicht durch Biegungen bezeichnet werden; sonst möchte man wohl wenigen Sprachen die Declination absprechen dürfen.

Ausdrückliche grammatische Bemerkungen über die barbarischen Sprachen sind bei den Alten äußerst selten. Es fragt sich aber, ob sich nicht in den unabsichtlichen Erwähnungen der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller Kennzeichen finden, woraus sich über jenen Punkt mit Sicherheit etwas folgern läßt? Ich glaube, ja; nicht immer zwar, jedoch zuweilen.

Die Griechen und Römer versahen die ausländischen Namen mit Endungen und Biegungen nach der Analogie ihrer eignen grammatischen Formen: dieß war ein Bedürfniß ihrer Wortfügung. Wenn also auch alle Namen irgend einer barbarischen Sprache solchergestalt declinirt erscheinen, so gilt noch keineswegs der Schluß hieraus, daß die Sprache wirklich eine Declination gehabt. Wohl

aber ist im umgekehrten Falle die entgegengesetzte Folgerung erlaubt, ja zuverlässig. Wenn auch nur einige Namen aus einer fremden Sprache ohne Biegung, und mit Wendungen aufgeführt werden, welche die Indeclinabilität andeuten, so hatte die Sprache gewiß keine Declination.

Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Die alt-Aegyptische Sprache ermangelte der Casus-Endungen. Dennoch lesen wir beim Herodotus die meisten Aegyptischen Namen der Götter, der Könige, der Städte u. s. w. auf Griechische Weise declinirt. Wie ging dieß zu? Ganz natürlich. Seit Psammetichus hatten die Griechen, besonders die Jonier, fortwährend beträchtliche Ansiedelungen in Aegypten. Durch den mannichfaltigen Verkehr der beiden Völker wurden diesen Joniern eine Menge Aegyptische Namen und Wörter geläufig. Die, welche im täglichen Gebrauch waren, mußten ein Griechisches Gewand anlegen. Die Aegyptische Sprache hatte viele Endungen, z. B. auf Theta, Phi und Chi, welche mit den Gesetzen des Hellenischen Wohllauts unverträglich waren. Manche Wörter wurden, weil sie der Hellenischen Zunge gar zu sehr widerstrebten, ganz beseitigt. So sehen wir häufig die Aegyptischen Götternamen, nach einer ungefähren Vergleichung mit der Griechischen Mythologie, durch Griechische vertreten. So wurden auch die meisten Städte nach der Deutung des einheimischen Namens Griechisch benannt. Die Namen Aegyptischer Naturerzeugnisse wurden ebenfalls entweder hellenisirt, oder mit Benennungen schon bekannter Gegenstände vertauscht. So hieß den Joniern das Krokodil eine Eidechs,

denn dieß bedeutet ursprünglich κροκόδειλος. Solche Wörter vernahm Herodotus nicht zuerst aus dem Munde der Aegypter, auch nicht einmal der Dolmetscher, sondern aus dem Munde seiner eignen Landsleute. Wo der Geschichtschreiber aber ausdrücklich Aegyptische Namen als solche erwähnt, da giebt er ihnen keine Griechische Endung, und läßt sie biegungslos. II c. 28. οὐνόματα δὲ εἶναι τοῖσι οὔρεσι, τῷ μὲν Κρῶφι, τῷ δὲ Μῶφι. Diese Namen hatte ihm freilich ein Aegyptischer Priester zum Scherze aufgebunden. Ib. c. 29. Ταχομψὼ οὔνομα αὐτῇ (τῇ νήσῳ) ἐστί. Ib. c. 30 Αὐτομόλοισι τούτοισι οὔνομά ἐστι Ἀσμάχ. Ib. c. 42 Ἀμμοῦν γὰρ Αἰγύπτιοι καλέουσι τὸν Δία. Sonst declinirt er Ἄμμων, ωνος. Ib. c. 172. ἐκ τῆς δὲ ἦν πόλιος, οὔνομά οἱ ἐστὶ Σιούφ. Den Namen des Salböls, welches die Aegyptier aus einer einheimischen Pflanze bereiteten, scheint er indeclinabel aufzustellen. Ib. c. 94. Ἀλείφατι δὲ χρέωνται — τὸ καλεῦσι κίκι. Hingegen von dem Aegyptischen Namen des Krokodils bildet er den Nominativ des Pluralis χάμψαι.

Auch Plato, sonst so scheu der Hellenischen Sprache etwas fremdartiges einzumischen, gebraucht den Namen eines Aegyptischen Gottes, den er an Ort und Stelle vernommen hatte, indeclinabel. Phileb: ὡς λόγος, ἐν Αἰγύπτῳ Θεῦθ τινὰ τοῦτον γενέσθαι λέγων, κ. τ. λ.

Man merke wohl, wie genau die Unterscheidung in folgender Stelle ist. Herod. I. c. 131. καλέουσι δὲ Ἀσσύριοι τὴν Ἀφροδίτην, Μύλιττα, Ἀράβιοι δὲ, Ἀλίττα, Πέρσαι δὲ, Μίτραν. Die Persische Sprache hatte wirklich eine Declination, die Assyrische und Arabische

hatten keine. Ferner sagt Herodot (III, c. 8.) von den Arabern: οὐνομάζουσι δὲ τὸν μὲν Διόνυσον, Ὀροτάλ, τὴν δὲ Οὐρανίην, Ἀλιλάτ.

Man wird diese Verfahrungsweise ziemlich allgemein beobachtet finden, nicht nur in dem classischen Zeitalter, sondern weit darüber hinaus, als schon das Barbarenthum in das Innerste des [illegible]tenen Römischen Reichs eingedrungen war, als die Armee aus einem bunten Gemisch verschiedener Nationen bestand, und Ausländer, meistens Deutsche, durch körperliche und geistige Ueberlegenheit zu den ersten Würden des Staats gelangt waren. Damals hatte freilich die Griechische Sprache jene jungfräuliche Scheu eingebüßt, keine fremdartigen Verbindungen der Laute in sich aufzunehmen: sie bequemte sich, die Barbarischen Namen genau nach der gehörten Aussprache zu schreiben. Procopius ist durch neun Jahrhunderte von Herodot getrennt, und beobachtet noch dieselbe Unterscheidung wie dieser. Die gebildeten und dem Griechischen sehr ähnlichen Biegungsformen des Gothischen kennen wir aus dem Ulfilas; die Tartarische Sprache der Hunnen hatte keine Declination. Auch biegt Procopius die bei ihm sehr zahlreichen Gothischen Namen; die Hunnischen hingegen läßt er ohne Biegung: Δεγγιζίχ, Ἤρναχ, Söhne des Attila, Μάμα, und Ἀτακὰμ, Hunnische Prinzen, Ἐσκὰμ, ein Hunnischer Großer, Χαλχὰλ, ein Hunne in Römischen Diensten, u. s. w. Hievon machen nur die volksmäßig berühmten und dadurch hellenisirten Namen, wie Attila und Bleda, eine Ausnahme. Zwar diese beiden hält Hr. Grimm, dessen Meynung über die Alterthümer unsrer Sprache für mich ein großes Gewicht hat, für

Gothisch. Wegen des Attila habe ich Zweifel erhoben, weil mir die Gothische Bedeutung für den Beherrscher eines kriegerischen Reitervolks nicht passend schien. In Bezug auf seinen Bruder Bleda ist es aber beinahe unläugbar, denn wir finden zwei Gothen dieses Namens: einen beim Procopius unter den Heerführern des Totilas, den andern beim Prisc[illegible] Dieser war ein Arianischer Bischof, den der Kaiser Marcianus als Gesandten an den Gizerich schickte.

§. 13.

Scipio Nasica.

Die Beschaffenheit der Römischen Namen ist merkwürdig, und verdiente wohl, geschichtlich und sprachlich genauer und erschöpfender erörtert zu werden, als bisher geschehen ist. Ich bringe hier nur kurz in Erinnerung, was zum Verständniß der folgenden Bemerkung nöthig ist.

Der Hauptname bezeichnete das Geschlecht, war patronymisch und endigte immer auf ius. Der Vorname diente dazu, die Glieder einer Familie zu unterscheiden, und wurde kurz nach der Geburt ertheilt. Alle männlichen Vornamen folgen ebenfalls der zweiten Declination, jedoch mit freigelassener Endung auf us und ius.

Die Beinamen sind als ganz persönliche Bezeichnungen im gemeinen Leben entstanden, beinahe als Spottnamen: denn häufig sind sie von körperlichen Gebrechen hergenommen, von auffallenden Zügen der Gestalt, von

Umständen der Geburt, von einzelnen Vorfällen des Lebens, vom Geburts- oder Wohnort, von andern Zufälligkeiten. Mit der Zeit wurden sie stätig und erblich, und dienten nun zur Unterscheidung der verschiedenen Zweige eines weit verbreiteten Geschlechtes. Indessen sind sie lange in der Sprache des Umgangs gäng und gebe gewesen, ehe sie in urkundlichen Schriften Eingang fanden. Hier wurde der Römische Bürger bloß durch den Vornamen und Hauptnamen, dann durch den Vornamen seines Vaters und Großvaters bezeichnet. So ist es noch in den Tafeln von Polcevera, die sich aus dem siebenten Jahrhundert Roms herschreiben. M. F. M. N. d. h. Marci filius, Marci nepos. In den Fasten kamen also zuverläßig die auf ungesetzlichem Wege entstandenen Beinamen nicht vor, und es ist eine Hauptquelle der Verfälschung älterer Römischen Geschichten, daß man sie in eine Zeit zurückgeschoben hat, wo sie vermuthlich noch gar nicht vorhanden waren, und zwar nach dem Vorgeben der Familien, welche diesen oder jenen berühmten Bürger unter ihre Ahnen zählen wollten. Einige Beinamen sind augenscheinlich schon aus Adelstolz angenommen worden: z. B. Q. Marcius *Rex*. Die Familie behauptete ohne Zweifel, von dem Könige Ancus Marcius abzustammen.

Gegen die späteren Zeiten der Republik wurden die Beinamen im vertraulichen Gebrauch beinahe zur Hauptbezeichnung, aus einem ganz natürlichen Grunde. Die Geschlechtsnamen gingen von den Patronen auf ihre Freigelassenen und eingebürgerten Schützlinge nicht Lateinischen Ursprungs über. Die Abkömmlinge dieser Freigelassenen und fremden Bürger führten also sehr erlauchte Geschlechts-

namen; der Beiname sonderte sie davon aus. Folglich lag der Anspruch auf hohen Adel hauptsächlich in den Beinamen. Julier gab es eine Menge: z. B. in Gallien Julius Sacrovir, Julius Florus, aber keinen Julius Cäsar außer der Familie. Nun kamen auch vierte und fünfte Namen auf, adoptive, Ehrennamen u. s. w. Nasica war ein vierter Name: er begründete eine Unterabtheilung der Scipionen, eines Zweiges von dem großen Geschlechte der Cornelier.

Die Beinamen gehören oft zur dritten und zur ersten Declination, was bei den männlichen Vor- und Hauptnamen niemals der Fall ist. Die Lateinischen Appellative der ersten Declination sind sämtlich weiblichen Geschlechtes: hievon finden sich nur äußerst wenige Ausnahmen zu Gunsten der Bedeutung. Mit den auf A ausgehenden und zur ersten Declination gehörigen Beinamen hat es aber eine zwiefache Bewandtniß. Einige sind fremden Ursprungs: z. B. Caecina, Sisenna, ausgemacht Tuscisch, vermuthlich auch Catilina, Cinna, Perperna, und andere. Sie gleichen in der Endung jenen altberühmten Tuscischen Namen; Porsenna, Vibenna. Der Tuscische Wahrsager, der den Julius Cäsar vor den Idus des März warnte, hieß Spurinna. Caecina können wir urkundlich auf Tuscischen Graburnen nachweisen, wo es KEIKNA geschrieben wird. (Lanzi Saggio di Lingua Etr. T. II, p. 355, 356.) E, zuweilen A, war die allgemeine Endung Tuscischer Mannsnamen; im Lateinischen konnte die erste gar nicht, die letzte nur in Beinamen beibehalten werden. Bei der Annahme neuer Namen mit dem Römischen Bürgerrecht, wurde dann der

alte nationale Geschlechtsname zum Beinamen. Doch ist er zuweilen patronymisch umgebildet, wie der Tuscische Name des Maecenas, Cilnius, aus dem KVENLE oder KVELNE der Grabschriften; Licinius aus LEKNE. Eben so gehören unstreitig manche Beinamen, welche zu deuten unmöglich ist, andern alt-Italischen Mundarten an.

Die ächt Lateinischen Beinamen auf A sind aber weibliche Substantive, die der persönlichen Anwendung wegen nun männlich gebraucht werden. Wenn das Wort als Appellativum irgendwo erwähnt wird, vielleicht auch nur als ein in der Volkssprache übliches, so darf uns die Seltsamkeit der Bedeutung nicht hindern, den Eigennamen für einerlei mit jenem zu erklären. Denn es sind uns verschiedene Anekdoten aufbewahrt worden, welche den seltsamen Beinamen auf eine eben so seltsame Veranlassung zurückführen. Ein Licinius wurde Muraena benannt, weil er zuerst die Liebhaberei für diesen Seefisch aufgebracht hatte. (cf. Colum. VIII. 16. Varr. De R. R. III, 10.) Ein Lentulus, Catilina's Mitverschworner, soll Sura geheißen haben, weil er, zur Rechenschaft über verschwendete öffentliche Gelder aufgefodert, gesagt hatte: Rechnung könne er nicht ablegen, man möge ihn nur auf die Wade peitschen; dieß war nämlich eine übliche Strafe der Knaben für ein Versehen im Ballspiel. Auch aus Aehnlichkeiten mit andern Personen entstanden Beinamen. (cf. Valer. Max. IX, 14.) Römer aus den ersten Geschlechtern, zum Theil consularische Männer, sind zubenamt worden: die Nachteule, die Amsel, die kleine Axt, das Frühstück, das Bärtchen, die Eselin, die Muräne, die Milbe, die Trobbel, die Wade: Noctua, Me-

rula, Dolabella, Merenda, Barbula, Asina, Muraena, Galba, Fimbria, Sura. Einige Gelehrte haben Sulla für ein Diminutiv von Sura erklärt; nach andern Angaben hieß es eigentlich Sibylle, Sibulla, weil der erste Cornelier, der den Beinamen erhielt, beauftragt worden war, die Sibyllinischen Bücher zu Rathe zu ziehen. Sogar weibliche Adjective wurden so gebraucht, wenn sie durch ein beständig darunter verstandenes Substantiv selbst beinahe zu einem solchen geworden waren. z. B. Scaeva, nämlich manus, die linke Hand; hievon Scaevola, entweder als Diminutiv, oder zusammengezogen aus scaeva vola. Varro hat noch eine andere Deutung von einem unanständigen Amulet, das den Knaben umgehängt ward. Dem Erfinder der Geschichte vom Mucius und Porsenna hat aber die erste Erklärung vorgeschwebt. Porcina, nämlich caro, Schweinefleisch: so hieß ein Aemilier. Der Eroberer von Messana in Sicilien wurde nicht etwa der Messanische genannt, sondern der weibliche Name der Stadt selbst wurde dem seinigen beigefügt; nur nach einer verderbten Aussprache Messalla.

Nasica ist ohne Zweifel auch ein solches weibliches Substantiv. Was bedeutet es aber? Jedem fällt sogleich die Nase dabei ein, da wir wissen, daß Naso ein Großnasiger heißt, woraus jedoch keineswegs folgt, daß der Dichter Ovidius eine große Nase gehabt. Indessen hat nasica nicht die Form eines Diminutivs. Das Wort kommt in keinem classischen Autor vor; so mag es vielen im gemeinen Leben üblichen Lateinischen Wörtern ergangen seyn, wenn nicht etwa die Schriftsteller über den Landbau, die komischen und satirischen Dichter sie aufge-

faßt haben. Nur ein einziges Mal gebraucht es ein Kirchenvater, und zwar auf solche Weise, daß die besondre Bedeutung sogleich klar daraus hervorgeht. Arnobius sagt (adv. Gent. VI. 10.) indem er, nicht mit dem besten Glücke, die Darstellung der Götter unter der edelsten menschlichen Gestalt lächerlich zu machen sucht:

Et unde novissime scitis, simulacra haec omnia, quae Diis immortalibus vicaria substitutione formatis, similitudinem referant, habeantque divinam? Potest, enim fieri, ut barbatus in coelo sit, qui esse a vobis effingitur levis: potest, ut senectute provectior, cui puerilem commodatis aetatem: potest, ut hic flavus sit, qui in veritate habeat oculos caesios: displosas ut gestitet nares, quem esse vos facitis figuratisque *nasicam*.

Wir wollen hier nicht die leicht zu führende Sache der Griechischen Künstler verfechten, sondern dem Kirchenvater die zufällig gegebene Nachweisung Dank wissen. Nasica war also das Gegentheil einer geplетschten Nase: eine feingebildete, deren Nüstern nicht in die Breite aus einander gehen. Daß Arnobius das Wort als Appellativ, und gleichwohl im männlichen Geschlechte braucht, darf uns nicht irren. Es liegt dabei dieselbe Ellipse zum Grunde, wie bei Ertheilung des Beinamens. Auch der Beiname Pansa ist als Appellativ männlich gebraucht worden, wiewohl es das Femininum des Particips pansus ist, wobei ohne Zweifel planta verstanden ward: pansa, weiblich, ein platter Fuß; männlich, einer der solche Füße hat, ein Plattfuß. Scipio Nasica, hieß also: Scipio die feine Nase; und der erste der vier

Scipionen, welche von Vater auf Sohn den Beinamen Nasica geführt haben, muß durch diesen Zug seiner Gesichtsbildung ausgezeichnet gewesen seyn; derselbe, der in früher Jugend vom Senat für den besten Mann in Rom erklärt, und dazu ernannt ward, die aus Phrygien herbeigeholte Mutter der Götter in Empfang zu nehmen.

Wir könnten zum Scherz den Namen des berühmten Römers folgendermaßen schreiben:

P. CORNELIVS SCIPIO नासिका.

denn Nasica ist eben so gut Sanskrit als Lateinisch. Das Geschlecht und die Declinationsform der beiden Wörter entsprechen einander. Der einzige Unterschied der Bestandtheile liegt in der Quantität der vorletzten Sylbe, die in dem Indischen Worte kurz, in dem Lateinischen lang ist. Ferner hat jenes ohne besondre Nebenbestimmung die allgemeine Bedeutung der Nase behalten, wiewohl sonst häufig die Ableitungen auf ka verkleinernder Art sind. Eine so genaue Uebereinstimmung zwischen zwei so weit von einander entlegenen Sprachen ist um so erstaunlicher, da das Lateinische Wort aus der Analogie herausgeht. Es ist ein Femininum: deswegen dürfen wir es nicht unmittelbar von nasus herleiten, sondern müssen auf nares, ebenfalls Femininum, zurückgehen.

Mit Recht hat man bei der Vergleichung der Sprachen eine besondere Aufmerksamkeit auf die Glieder des menschlichen Körpers gewandt. Indessen steht hierin auch unter sehr nahe verwandten Sprachen nicht immer Uebereinstimmung zu erwarten. Denn die Benennungen der Glieder und Organe sind ja keine Wurzelwörter, sondern ab-

geleitete, wiewohl meistens von unbekannten Wurzeln. Derselbe Gegenstand konnte also in sehr verschiedenen Beziehungen so oder so benannt werden.

In dem gegenwärtigen Falle aber trifft es einmal vollkommen zu. Wir haben im Lateinischen drei Bildungen: nares, nasus und nasica. Die erste, nur im Pluralis gebräuchlich, führt uns jedoch auf einen Singularis, nar, naris. Ferner leuchtet aus der Vergleichung mit der zweiten Form ein, daß hier der gewöhnliche Rhocismus der Lateinischen Sprache eingetreten ist. *) Wie aus sosor, Lasa, eso u. s. w. soror, Lara, ero geworden ist, wie in hundert andern Fällen ein R sich für das S. eingedrängt hat, so muß es auch ursprünglich nas, nasis geheißen haben.

---

*) Man verstatte mir diesen technischen Ausdruck für die Vertretung eines ursprünglichen S durch ein R. Die Erscheinung kommt häufig vor, sowohl bei den Veränderungen, die eine Sprache in ihrem eignen Innern erfährt, z. B. in der Lakonischen Mundart des Griechischen, als auch, und noch auffallender, bei dem Uebergange zu einer wesentlich verschiedenen Sprachform, z. B. vom Gothischen zum Althochdeutschen. Dem Sanskrit selbst ist sie nicht fremd, nur ist der Uebergang immer durch das Visarga vermittelt. Das Wort wird bei Sprachvergleichungen bequem zu gebrauchen seyn. Lanzi hatte schon vom Lateinischen rhotacismus gebraucht, aber dieß ist nach einer trügerischen Analogie mit iotacismus fehlerhaft gebildet.

Nun haben wir im Sanscrit eben so viele ganz entsprechende Formen, eine einsylbige, eine zweisylbige, und eine dreisylbige.

1. Nar, narem, THEMA: नस्, *nas*. FEM.
olim nas, nasem. NOM. नाः, *nás*, acc. नसं *nasam*.

2. Nasus. TH. ET NOM. नासा, *násá*, FEM. DECL. 1.

3. Nasica. TH. ET NOM. नासिका *násiká*, FEM. DECL. 1.

Das Indische nas, stimmt in der Declination, so weit die grammatische Eigenthümlichkeit der beiden Sprachen es gestattet, mit nar, naris überein. Die Declination der Wörter, welche im Sanskrit in ihrem biegungslosen Zustande auf einen Consonannten ausgehen, entspricht nämlich der dritten Lateinischen. Nur die Quantität ist verschieden, indem nach einer bekannten Regel bloß im Nominativ der Vocal gedehnt wird, in den übrigen Biegungen aber die Kürze wieder zum Vorschein kommt. *Násá* ist nicht wie nasus Masculinum, sondern ein Femininum der ersten Declination, wie im Deutschen die Nase: die Analogie ist im Sanskrit vollkommener durchgeführt, als im Lateinischen, indem alle drei Bildungen dasselbe Geschlecht beibehalten. Nasica ist in beiden Sprachen ein auf ähnliche Weise declinirtes Femininum: nur ist die Indische Declination der Griechischen darin ähnlicher, daß der schließende Vocal immer lang

ist, während die Lateiner ihn nur in einigen Biegungen verlängern. Diese abgeleitete Form ist alt und ächt, und scheint sogar in der Poesie und Prosa die üblichste zu seyn. Ramay. ed. Ser. I. cap. XXV, Sl. 19. Hitôpad. ed. Lond. p. 58. mehrmals. Bhag. G. VI. 13. नासिकाग्रं nâsikâgram, die Nasenspitze; zusammengesetzt mit agra, ἄκρον.

IX.

Ueber die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal.

Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister von Humboldt.

Fortsetzung.

17.

Ich kehre zu Hrn. Langlois zurück. Mit grossem Recht macht er auf die Wichtigkeit aufmerksam, die Bedeutung der Wörter für intellectuelle Begriffe genau festzustellen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er sich ausführlicher und mit Beziehung auf Stellen hierüber erklärt hätte So scheint mir einiges in seinen Behauptungen unvollständig, andres ungerechtfertigt zu bleiben.

Bei âtman wäre es doch nothwendig gewesen zu bemerken, dass es, wenn es *souffle vital* übersetzt wird, nicht mit dem blossen Athmen (wofür prân'a dient, welches Sie auch durch *anima* XV. 14. übersetzen) verwechselt werden muss. Auch ist der Begriff des Wortes mit

souffle vital, qui anime tout, nicht erschöpft. Es ist das beseelende (weit mehr, als das belebende) Princip, geschaffen vor allen den Wesen sonst inwohnenden, (Manus. I. 15.) also die Seele, insofern sie Geist ist, nicht insofern sie den Körper bewohnt. Daher wird es vorzüglich vom reinen Geiste gebraucht. (Bh. G. II. 45. IV. 41.) Endlich ist eine Haupteigenthümlichkeit des Worts, die bei seiner Erklärung nicht übergangen werden darf, daß die Seele, (Manus VI. 73.) als das Selbst, das Ich des Menschen bezeichnet wird. (Bh. G. II. 55. V. 26. VI. 6. 7. um nur einige sehr vorzügliche Stellen unter den unzähligen herauszuheben.) Wie schön die Begriffe von selbst und Seele sich in dem Worte verbinden, sieht man aus der Stelle IV. 55. Wird es da, wie wir es in unsern Sprachen müssen, bloß durch selbst übersetzt, so sieht man nicht gleich die Folge ein, warum man, indem man alle Wesen in sich erblickt, sie auch gleich darauf in der Gottheit erblicken wird. Das Indische Wort führt aber zugleich unmittelbar auf die Seele und den reinen Geist, und mithin auf die Gottheit. Eine dieser hierin ähnliche Stelle ist VI. 32. wo âtmaupamyêna die Aehnlichkeit des Ichs, als Geistes, mit allem sonst vorhandenen Geist andeutet, was sui ipsius similitudine ductus nicht auf gleiche Weise zu thun vermag. Hieraus geht deutlich hervor, daß anima eine sehr unzulängliche Uebersetzung des Wortes ist. Sie mußten daher verschiedene brauchen. Unter den vielen Stellen, in denen es vorkommt, habe ich nur eine auch von Hrn. L. gemißbilligte (Cahier 28. p. 242.) bemerkt, wo ich Ihrer Uebersetzung nicht beipflichten kann. (III. 30.) Adhyâtma-chêtasa ist wohl

nicht: qui cogitationem ad intimam conscientiam, sondern: ad id quod supra spiritum est, convertit. So übersetzen Sie selbst in Stellen, (VII. 29. XV. 5.) die offenbar dasselbe, als diese, nur auf andre Weise sagen.

18.

Hrn. Langlois Frage: ob Sie *animus* für eine genügende Uebersetzung von manas halten? möchte ich wohl die entgegensetzen, welches andre Lateinische Wort Hr. L. an dessen Stelle setzen möchte? Der von ihm richtig angegebene, und von Colebrooke (Transactions of the Asiatic Society I. p. 31. 99.) systematischer auseinander gesetzte metaphysische Begriff der Indier war den Römern und Griechen fremd, indeß kommen ihm θυμός und animus am nächsten. Manas ist die gemeinsame, den äußeren Organen der Sinnenauffassung und der Sinnenhandlung innerlich entsprechende sinnliche Kraft; sie handelt aber auch als wahre Seelenkraft, denn es wird ihr Erinnerung (III. 6.) zugeschrieben. Daher sind *partie animale, instinct charnel*, wohl zu starke Ausdrücke für den Begriff. Diese Kraft gehört zur Natur, (XV. 7.) nicht zu dem reinen Geiste. Sie geradezu matérielle zu nennen, wie Hr. L. thut, erfodert doch eine nähere Erklärung, wie man aus dem ihr Manus I. 14. gegebenen Beiwort, und Colebrooke p. 100 sieht. Ein sechster Sinn konnte manas nur im Nyaya-System seyn, welches (Colebrooke p. 99.) nur die Wahrnehmungsorgane annahm, und die Handlungsorgane abläugnete. Die Bh. G. folgt, so wie Manus Gesetzbuch, der Lehre von zehn Organen, deren eilftes manas ist. Dies geht schon aus III. 6. 7.

ganz ausdrücklich aber aus XIII. 5. 6. hervor. Die Stelle XV. 7. ist nicht von einem sechsten Sinn, sondern sechs aufgezählten Stücken zu verstehen. Jedoch setzt auch die Bh. G. manas in dieselbe Classe mit jenen Organen. Denn X. 22. sagt Krishnas, daß er unter ihnen manas sei. In der oben erwähnten Stelle XIII. 5. 6. macht der Ausdruck sensuum perceptiones die Uebersetzung undeutlich. Man kann darunter doch nur innere, in den Sinnen vorgehende Wahrnehmungen verstehen, und glaubt die in den zehn Organen schon erwähnten Sinne noch einmal zu finden. Es ist aber hier von den fünf Sinnenobjecten indriya-gôcharâh die Rede, die mit jenen Organen zum Irdischen, Kshêtram, gehören. Auch im Nyâya-System folgen sie unmittelbar auf die Organe. (Colebrooke p. 100.) Sonderbar ist es, daß Wilson bei Angabe der Etymologie von gôchara das erste Element des Worts an organ of sense erklärt, dagegen bei gauh selbst, nicht diese Bedeutung, sondern nur die von Auge hat. Es ist ein bloßes Versehen, wenn Hr. Langlois Sie tadelt, daß Sie manôgatam (II. 55.) übersetzen: quae mentem afficiunt. Mens für manas zu brauchen, ist allerdings nicht zu billigen. Sie thun es, so viel ich bemerkt habe, nur zweimal: I. 39. und XVIII. 65. In der letzteren Stelle bei manmanâ haben Sie vielleicht, da in Ihrer Uebersetzung nicht leicht ein Wort ohne Ursach steht, andeuten wollen, daß nur die höhere Seelenkraft, nicht die sinnliche, so der Gottheit hingegeben seyn kann. Aber der Sinn ist doch hier, daß gerade das Sinnenstörungen in den Menschen bringende Gemüth durch den Gedanken der Gottheit gefesselt seyn soll, und daher nur

animus der passende Ausdruck, den Sie auch in einer Stelle, die man als eine Parallelstelle von dieser ansehen kann, (VII. I.) wirklich gebraucht haben.

19.

Hrn. Langlois Tadel, daß Sie einigemale buddhi durch sententia, (II. 39.) opinio, (III. 26.) übersetzen, vermag ich nicht beizustimmen. das Wort bedeutet in seiner allgemeinsten Bedeutung die, Gedanken, Vorstellungen, im Gegensatz der Handlungen, hervorbringende Kraft. Buddhîndriyâni in der von Hrn. Langlois angeführten Stelle des Manus (II, 91.) sind Vorstellungsorgane, die von uns ausschließlich so genannten Sinne. Denn die Indier haben, so viel ich weiß, keinen einzelnen besondern Ausdruck dafür, da indriyân'i auch die körperlichen Werkzeuge des Handelns in sich faßt. In engerem Sinne entspricht buddhi unserer Vernunft, dem Ueberlegenden, Bestimmenden, die Sinne und Leidenschaften Beherrschenden im Menschen. Von beiden gestört, und in Gefahr der Verwirrung, môha, gebracht, besiegt sie dieselben, und gelangt zu der Klarheit und geistigen Heiterkeit, welche das Indische prasâda bezeichnet. Allein weder unsere Vernunft, noch das von Hrn. Langlois angeführte Griechische νόος sind wahre Synonyme des Indischen Ausdrucks. Beide sind reine, nicht zur Natur gehörende Seelenkräfte. Buddhi hingegen gehört mit manas und den Organen in Eine Klasse, wie Hr. Langlois sagt, zu den élémens matériels. So den Begriff festgestellt, bedeutet nun das Wort entweder die Kraft überhaupt, oder die Kraft in einem bestimmten

Zustande. Ihr Zustand kann nur ein intellectueller, eine geistige Affection, eine Reihe von Gedanken oder Entschlüssen seyn; dies drückt, wenn er allgemeiner ist, opinio, wenn er einen ganz einzelnen Punkt betrifft, sententia aus. Gerade so ist es mit *νόος*, mit dem deutschen Sinn und dem Lateinischen mens selbst. Wie hätte wohl III. 26. anders als Sie gethan haben, übersetzt werden können? Indeß ist es allerdings wahr, daß opinio (und noch wenigen sententia) nicht dem wahren Sinne von buddhi, als Kraft in einem bestimmten Zustande entsprechen. Beide drücken etwas zu Einzelnes, nicht sich tief genug über die ganze Seele Verbreitendes und in sie Eindringendes aus, wie hierin bei uns Meinung, Ansicht (das Indische dr'isht'i XVI. 9., und dars'ana der technische Ausdruck für System) und Sinn verschieden sind. Wo in der Bh. G. des Wort so steht, bedeutet es, meinem Gefühl nach, nicht eine einzelne Meinung, einen einzelnen Entschluß, sondern die Anbildung des ganzen Geistes an das System, von dem die Rede ist, den ganzen Ideengang, die ganze Willensrichtung. In diesem Verstande würde man im Deutschen III. 26. vielleicht besser Spaltung der Geister als der Meinungen übersetzen. Vorzüglich finde ich diesen Sinn in dem Gebrauche des Worts II. 39.

Bei der Vergleichung Ihrer Uebersetzung dieser Stelle बुद्ध्या युक्तो यया, cui sententiae devotus, und der von XVIII. 51. बुद्ध्या विशुद्धया युक्तः, mente pura devotus, blieb ich zweifelhaft, ob Sie nicht auch hier besser qua mente devotus übersetzt hätten. Denn es schien mir, daß *yuj*, wenn es den einfachen

Sinn des Verbindens mit einer Sache, des Aneignens derselben hätte, mit dem Dativ, und nur wo der mystisch-religiöse Sinn in Betrachtung käme, mit den Instrumentalis construirt würde. Ein solcher Unterschied aber ist, wie ich mich später überzeugt habe, nicht vorhanden. In zwei Stellen des Manus, I. 26. 109. ist offenbar eben so, wie Bh. G. II, 38. bloß vom Verbinden, Zusammenspannen die Rede, und dennoch der Instrumentalis gebraucht. Für den Dativ wüßte ich jetzt nur die beiden Stellen der Bh. G. II, 38. 50. anzuführen. In beiden steht das Verbum in der vierten Classe, und so, daß man es ebensowohl seiner Form nach, für ein Passivum nehmen kann. Denn bei den Verben der vierten Classe, die im Medium conjugirt werden, und im Passivum kein ई annehmen, oder sonst eine Veränderung erleiden, kenne ich zwischen dem Passivum und dem Verbum der vierten Klasse durchaus keinen Unterschied. In den beiden eben angeführten Stellen scheint zwar die reflexive Bedeutung die passendere. Aber XVII. 26. möchte ich das mit dem Locativ construirte, zweimal nach einander vorkommende Verbum lieber passiv nehmen. Die gewöhnliche Construction von yuj (in der vierten Classe, als Causalform, und als part. praet. pass.) scheint immer die mit dem Instrumentalis. (Bh. G. II. 39. VI 23. X. 7. XVIII. 51. Manus, I. 26. 108. II. 78. 80. u. a. m.) Es liegt vielleicht alsdann in dem Ausdruck der Nebenbegriff, daß die Natur des Dinges, mit dem die Verbindung geschieht, zu derselben wirksam beiträgt. Wo von der mystischen Anspannung die Rede ist, paßt dieser Casus vorzugsweise, weil er alsdann ohne alle

Beziehung auf Verbindung die hervorbringende oder doch die bestimmende Kraft dieser Anspannung bezeichnet. Es findet sich aber auch der Locativus, (Bh. G. III, 1. VI, 12. XVII, 26. Manus, I, 28. 108. u. a. m.) der die Verbindung ihrem Ort nach andeutet, und mithin gleich natürlich ist. Daß yuj auch mit dem Accusativus vorkommen muß, liegt in der Natur der Sache, (XVIII. 59.) vorzüglich bei der Causalform. (III. 1. Manus I. 26.) Sonst scheint in dieser Verbindung besonders die siebente Classe des Verbums, zu der man auch das part. praes. act. rechnen muß (da dies Participium dem Conjugationsunterschied folgt) gebraucht zu werden, sowohl im Activum (VI. 12. 15. 19. VII. 1.) als im Medium. (VI. 10. Manus I. 28.) Mit dem Accusativ ist dann, nach Umständen, der Instrumentalis (Manus. I. 26.) oder Locativus (III. 1. VI. 12. Manus. I. 28.) verbunden.

— 20.

Ahankâra erwähnt Hr. Langlois in dem vor mir liegenden Theil seiner Arbeit nicht. Obgleich aber die Stellen, die mich zu Bemerkungen darüber veranlassen, in späteren Gesängen vorkommen, kann ich den Ausdruck hier nicht übergehen, da er, dem Systeme der Indischen Philosophen nach, enge mit den beiden eben betrachteten verbunden ist. Denn die drei dadurch bezeichneten Seelenfähigkeiten gehören mit den zehn Organen zu einer Classe und in das Gebiet der Natur, prakr'iti, kshêtra. Sie übersetzen das Wort zweimal (VII. 4. und XIII. 5.) durch sui conscientia, und obgleich ich weit entfernt bin, diese Uebersetzung zu tadeln, so sind doch ahankâra

und Selbstbewußtseyn durchaus nicht Begriffe, die sich in den Gränzen ihres Umfanges, als wahre Synonyme, decken, da der Indische, indem er weiter ist, eigentlich auch zu einem andern wird. Einmal bezeichnet ahankâra gar nicht bloß eine Function des Vorstellens, Denkens, Wissens, sondern auch des Wollens, Beschließens, Handelns. Nach Colebrooke (l. c. p. 30.) bringt ahankâra auf eine Weise, die man freilich näher erläutert wünschte, die Urelemente, und diese die gröberen irdischen hervor. Zweitens ist darunter eine Eigenschaft verstanden, von der man sich, um die höchste Ruhe, die Vereinigung mit der Gottheit zu erlangen, los machen muß. Nun paßt dies zwar auch auf das Selbstbewußtseyn, da in diesem System in Erreichung der höchsten Vollendung der Mensch sein einzelnes Daseyn soll in dem allgemeinen Daseyn der Gottheit untergehen lassen. Doch ist in vielen Stellen der Bh. G. offenbar mehr, als Selbstbewußtseyn, und das Gefühl gemeint, welches das Ich geltend macht, Alles auf ihm beruhend glaubt, und das All dem Ich unterordnet. Das durch den Indischen Begriff Bezeichnete gehört zu den Naturkräften des Menschen. Krishnas nennt zwar (VII. 4.) den ahankâra auch einen der acht Theile seiner Natur, und er wohnt daher auch der Gottheit bei, aber nur der unteren Natur derselben, nur weil in diesem System die Gottheit Alles durchdringen, und Alles in sich enthalten muß. Sie schließt selbst die ungezügelte Begierde der Thiere (VII. 11.) nicht aus, und die drei Eigenschaften der Natur stammen von ihr. (VII, 12.) Allein auch die Bh. G. rechnet den ahankâra (XIII. 5.) zu dem vergänglich Irdischen, kshêtram, dem ewig ster-

denden, und wieder entstehenden, entgegengesetzt dem Unvergänglichen, avyayam. Hiermit stimmt auch Colebrooke's Darstellung (l. c. p. 31.) der Yogalehre überein. Nach derselben macht, wenn Sinn und Gemüth gewirkt haben, ehe die Vernunft beschließt, und das Werkzeug ausführt, ahankâra die selbstische Anwendung. Consciousness sagt er, makes the selfisch application. Ich gestehe aber, daß mir der erste Ausdruck dieser Erklärung nicht recht mit dem übrigen Theil zusammen zu passen scheint. Aber Colebrooke bekennt auch selbst, (p. 30. nr. 3.) daß egotism der richtigere ist. In der Bh. G. kommt das Wort in zwei Arten von Stellen vor: einer, wo auf die Unterdrückung dieser Eigenschaft gedrungen wird, (II. 17. III. 27. XIII. 8. XXIII. 17. 53. 58. 59.) und einer, wo ihm systematisch sein Platz in der Natur und mit ihr in der Gottheit angewiesen wird. (VII. 4. XIII. 5.) Sie übersetzen es, meiner Meinung nach, vollkommen befriedigend durch sui studium, wofür ich im Deutschen Selbstgefühl sagen würde; Selbstsucht wäre nicht entsprechend. Sie brauchen dies Wort aber nur wenigemale (z. B. XVI. 18.) sonst in der ersten Gattung von Stellen fiducia, wogegen nichts einzuwenden ist, in der zweiten sui conscientia, was einer genaueren Bestimmung bedarf. Wie dürftig die Wilsonsche Erklärung durch pride ist, geht aus dem Gesagten hervor. Wenn Sie II. 66. auch bhâvanâ durch sui conscientia übersetzen, so nehmen sie das Wort wohl in einem prägnanteren, als dem gewöhnlichen psychologischen Sinn, wonach jedem menschlichen Wesen Selbstbewußtseyn beiwohnt.

21.

Ueber den von Hrn. Langlois zwischen chêtas und mêdhâ festgesetzten Unterschied hätte ich ausführlichere Belehrung gewünscht, theils wie er eigentlich, da dies nicht von selbst klar ist, rassembler und associer les idées einander entgegensetzt, theils wie sich dieser Unterschied durch Stellen rechtfertigen läßt. Der letzteren Kraft die Verknüpfung der Ideen zuzuschreiben, scheint ihn die Ableitung von *mêdh*, begleiten, nach Wilson: verknüpfen, geleitet zu haben. So viel ich aus den mir bekannten Stellen schließen kann, bezeichnen die von *chit* gebildeten Substantive alle die Denkkraft, das Denken im Allgemeinen, dem Fühlen, Begehren, Wollen entgegengesetzt. So reißt in Arjunas Himmelsreise (II. 32.) der Sinnenreiz die Gedanken, die Vernunft, endlich das ganze fühlende und begehrende Gemüth hin. Die Steigerung ist hier so, daß das vom Handeln entfernteste, schwächste zuerst, daß demselben nächste, gewaltigste, zuletzt steht. Zu bemerken ist, daß auch chêtanâ (XIII. 6.) dem Irdischen beigezählt wird. Sie übersetzen diese Wörter gewöhnlich durch cogitatio, (III. 30. IV. 21. VI. 12. XII. 9. XIII. 6.) allein bei der Allgemeinheit ihres Begriffs auch durch mens, (II. 7.) mens sana, (I. 39.) intellectus, (IV. 23. VII. 23. X. 22.) und in Adjectivform durch animatus. Ob mêdhâ je eine bestimmte Seelenkraft, wie Hr. Langlois will, oder immer eine Eigenschaft, einen Vorzug des Geistes bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft. Mir scheint das letztere der Fall zu seyn, und ich kenne wenigstens keine Stelle des Gegentheils, sondern nur solche, wo es Klugheit, Ein-

sicht, Ueberlegung, (X. 34. XVIII. 10. Arjunas Himmelsreise IV. 9.) bedeutet. Das Wort gleicht hierin dem Griechischen μῆτις, das ich nicht mit Hrn. Langlois von mati sondern von mêdhâ ableiten möchte, dem und der Wurzel mêdh es aber in der Form μήδομαι und den Lateinischen medeor und meditor noch näher steht. Mati stammt von man, das, verwandt mit *mnâ* (in 3. s. pr. *manati*) einer andern Familie Lateinischer Wörter entspricht. Der Begriff der Wurzel medh dauert aber in mêdhâ fort, da die Klugheit in einem Anpassen an bestehende Verhältnisse besteht.

In etymologischer Hinsicht kann ich nicht umhin, gegen diese Zusammenstellungen verschiedenes einzuwenden. Nach Hrn. Langlois entspricht dem Indischen matis das Griechische μῆτις, Dorisch μᾶτις. Eine ziemliche Uebereinstimmuug in der Bedeutung, eine ganz vollkommene in der Ableitungs- und Biegungsform giebt dieser Meynung vielen Schein. Aber die verschiedene Quantität der ersten Sylbe, und die Verschiedenheit der beiderseitigen Wurzeln entscheiden dagegen. Im Griechischen selbst muß ich alle Verwandtschaft zwischen μῆτις und μήδομαι, μῆδος läugnen. Ich sehe, auch der gelehrte Schneider leitet in seinem Wörterbuche eben so ab. Allein eine solche Vertauschung des δ mit τ ist meines Erachtens ganz unmöglich; ja was noch mehr ist, das τ in μῆτις gehört gar nicht zur Wurzel, sondern zur Ableitungssylbe. Die Griechische Sprache bildet eine Menge verbale Substantive auf — σις; die Indische durch die Sylbe —ti, mit der beigefügten Endung des Nominativs —tis. Das Verhältniß zum Zeitworte und die Declination, auch das Geschlecht, weiblich, ist beiderseits dasselbe. Wir finden von verschiedenen den beiden Sprachen gemeinsamen Wurzeln, die einander in der Form und Bedeutung

ganz entsprechenden Ableitungen: sthitis, στάσις, dr'ishtis, δέρξις; yuktis, ζεύξις; tr'iptis, τέρψις, labdhis, (in upa-labdhis) λῆψις, ὑπόληψις, u. s. w. Die Lateinische Sprache hat diese Ableitungs-Form nicht, sondern nur eine verlängerte auf tio, oder eigentlich auf —tion, denn aus dem Genitiv müssen wir sie vollständig entnehmen. Noch mehr: im Lateinischen ist das Verhältniß der so gebildeten verbalen Substantive zum Particip genau dasselbe wie im Sanskrit. Z. B. sthita, *status;* sthiti, *statio;* yukta, *iunctus;* yukti, *iunctio.* Es ist sehr glaublich, daß im Griechischen die Ableitungssylbe vor Alters auch —τι (mit beigefügter Nominativ-Endung —τις) gelautet, uud daß hier wie in unzähligen Fällen das Sigma sich statt des Tau eingedrängt hat. Ausnahmsweise finden wir in der Dorischen Mundart noch die ältere Form aufbewahrt: z. B. beim Pindar, ὑποφάτιες. Aus jener früheren Bildungsperiode ist nun meines Erachtens μᾰ—τις stehen geblieben: ich leite es demnach von μάομαι ab. Die Kürze des Wurzelvocals ist hiegegen kein Einwurf: sie erfolgt nach einem prosodischen Gesetz.

Die Zusammenstellung von μήδομαι mit dem Lateinischen medeor kann ich wiederum wegen der verschiedenen Quantität nicht gelten lassen. Die Griechische Sprache hatte jedoch ein entsprechendes Verbum, wovon das Participium μέδων im Homer abgesondert vorkommt, und in so vielen Namens-Endungen fortlebt. Daß mederi, wohl nicht immer bloß im Medium üblich, ursprünglich auch im Lateinischen regieren, verwalten, bedeutete, wird sich erweisen lassen.

Die Vergleichung von mêdhâ mit μῆδος hat viel scheinbares, jedoch sind dabei ebenfalls einige Bedenken. Wo im Sanskrit eine aspirata, da pflegt sie in dem entsprechenden Wort auch im Griechischen zu stehen; (z. B. madhu, μέθυ) doch finden sich hievon allerdings Ausnahmen. Schwerlich steht aber dem Indischen Diphthongen ê das Griechische η gegenüber, eher αι; denn η entsteht entweder aus der Verdoppelung des ε, oder es

vertritt im Jonismus die Stelle eines langen *α*. Endlich ist Geschlecht und Declination verschieden. Doch findet sich auch im Sanskrit, in derselben Ableitungsform wie μῆδος, *médhas*, stat. absol. neutr.; nur kommt dieses nicht für sich allein vor, sondern bloß in der Zusammensetzung dur-mêdhas.

In Absicht auf Bestandtheile, Ableitungsform und Wurzel hat μένος mit dem Indischen *manas*, stat. abs. neutr., die genaueste Uebereinstimmung, dann ε und ο vertreten unaufhörlich das ursprüngliche kurze a. In mens, ment-is ist ein neuer Bildungs-Consonant hinzugekommen. Die Wurzel ist überall dieselbe: im Sanskrit man, im Griechischen und Lateinischen das veraltete μένω, meno, meistens nur im Präteritum μέμονα, memini üblich.

Es wurde getadelt, daß ich manas einmal durch *mens* übersetzt ha[illegible]ich glaube, an jener Stelle mit Recht. Sonst aber könnte[illegible] aus den epischen Gedichten viele Stellen anführen, wo es so übersetzt werden muß. Uebrigens darf die Rücksicht auf Stammverwandtschaft bei Uebertragung der ps[illegible]ologischen Wörter gar nicht gelten: Alles kommt auf die [illegible]mungen an, die der Sprachgebrauch ihnen gegeben hat. Diese Wörter sind überhaupt in den mir bekannten Sprachen ursprünglich von sehr schwankender und unbestimmter Bedeutung, die Gränzen fließen in einander, die Sphäre des einen greift in die des andern hinüber: empfinden, wahrnehmen, denken, sich erinnern, wissen, begehren, wollen, streben, werden mannigfaltig mit einander vermischt und verwechselt. Doch hat der ungelehrte Instinct die Sprachentwickelung richtig geleitet; in jener scheinbaren Unvollkommenheit liegt eine philosophische Wahrheit: daß man sich die Seele nicht wie einen Schrank vorstellen darf, worin man gänzlich abgesonderte Schiebladen einzeln nach einander herauszieht, sondern daß alles aus Einer untheilbaren geistigen Kraft hervorgeht. Die Philosophen mögen sich daher noch so sehr bemü-

ganz entsprechenden Ableitungen: sthitis, στάσις, dr'ishtis, δέρξις; yuktis, ζεύξις; tr'iptis, τέρψις, labdhis, (in upa-labdhis) λῆψις, ὑπόληψις, u. s. w. Die Lateinische Sprache hat diese Ableitungs-Form nicht, sondern nur eine verlängerte auf tio, oder eigentlich auf —tion, denn aus dem Genitiv müssen wir sie vollständig entnehmen. Noch mehr: im Lateinischen ist das Verhältniß der so gebildeten verbalen Substantive zum Particip genau dasselbe wie im Sanskrit. Z. B. sthita, *status*; sthiti, *statio*; yukta, *iunctus*; yukti, *iunctio*. Es ist sehr glaublich, daß im Griechischen die Ableitungssylbe vor Alters auch —τι (mit beigefügter Nominativ-Endung —τις) gelautet, und daß hier wie in unzähligen Fällen das Sigma sich statt des Tau eingedrängt hat. Ausnahmsweise finden wir in der Dorischen Mundart noch die ältere Form aufbewahrt: z. B. beim Pindar, ὑποφάτιες. Aus jener früheren Bildungsperiode ist nun meines Erachtens μᾶ—τις stehen geblieben: ich leite es demnach von μάομαι ab. Die Kürze des Wurzelvocals ist hiegegen kein Einwurf: sie erfolgt nach einem prosodischen Gesetz.

Die Zusammenstellung von μήδομαι mit dem Lateinischen medeor kann ich wiederum wegen der verschiedenen Quantität nicht gelten lassen. Die Griechische Sprache hatte jedoch ein entsprechendes Verbum, wovon das Participium μέδων im Homer abgesondert vorkommt, und in so vielen Namens-Endungen fortlebt. Daß mederi, wohl nicht immer bloß im Medium üblich, ursprünglich auch im Lateinischen r e g i e r e n, v e r w a l t e n, bedeutete, wird sich erweisen lassen.

Die Vergleichung von mêdhâ mit μῆδος hat viel scheinbares, jedoch sind dabei ebenfalls einige Bedenken. Wo im Sanskrit eine aspirata, da pflegt sie in dem entsprechenden Wort auch im Griechischen zu stehen; (z. B. madhu, μέθυ) doch finden sich hievon allerdings Ausnahmen. Schwerlich steht aber dem Indischen Diphthongen ê das Griechische η gegenüber, eher αι; denn η entsteht entweder aus der Verdoppelung des ε, oder es

vertritt im Jonismus die Stelle eines langen *α*. Endlich ist Geschlecht und Declination verschieden. Doch findet sich auch im Sanskrit, in derselben Ableitungsform wie μῆδος, *médhas*, stat. absol. neutr.; nur kommt dieses nicht für sich allein vor, sondern bloß in der Zusammensetzung dur-mêdhas.

In Absicht auf Bestandtheile, Ableitungsform und Wurzel hat μένος mit dem Indischen *manas*, stat. abs. neutr., die genaueste Uebereinstimmung, dann ε und ο vertreten unaufhörlich das ursprüngliche kurze a. In mens, ment-is ist ein neuer Bildungs-Consonant hinzugekommen. Die Wurzel ist überall dieselbe: im Sanskrit man, im Griechischen und Lateinischen das veraltete μένω, meno, meistens nur im Präteritum μέμονα, memini üblich.

Es wurde getadelt, daß ich manas einmal durch *mens* übersetzt ha[illegible]ich glaube, an jener Stelle mit Recht. Sonst aber könnte [illegible] aus den epischen Gedichten viele Stellen anführen, wo es so übersetzt werden muß. Uebrigens darf die Rücksicht auf Stammverwandtschaft bei Uebertragung der ps[illegible]ologischen Wörter gar nicht gelten: Alles kommt auf die [illegible]immungen an, die der Sprachgebrauch ihnen gegeben hat. Diese Wörter sind überhaupt in den mir bekannten Sprachen ursprünglich von sehr schwankender und unbestimmter Bedeutung, die Gränzen fließen in einander, die Sphäre des einen greift in die des andern hinüber: *empfinden*, *wahrnehmen*, *denken*, *sich erinnern*, *wissen*, *begehren*, *wollen*, *streben*, werden mannigfaltig mit einander vermischt und verwechselt. Doch hat der ungelehrte Instinct die Sprachentwickelung richtig geleitet; in jener scheinbaren Unvollkommenheit liegt eine philosophische Wahrheit: daß man sich die Seele nicht wie einen Schrank vorstellen darf, worin man gänzlich abgesonderte Schiebladen einzeln nach einander herauszieht, sondern daß alles aus Einer untheilbaren geistigen Kraft hervorgeht. Die Philosophen mögen sich daher noch so sehr bemü-

hen, die verschiedenen Wirkungsarten des geistigen Wesens im Menschen zu classificiren, strenge zu sondern, jeder eine eigne Seelen- oder Geisteskraft unterzustellen, und diese mit einem eignen Namen zu stempeln: im lebendigen Gebrauch reißt die ursprüngliche psychologische Vieldeutigkeit mehr oder weniger wieder ein. Dieß ist der Fall selbst in einer für den Ausdruck der Anschauungen des menschlichen Geistes von sich selbst so hoch ausgebildeten Sprache, wie das Sanskrit wirklich ist. Man sehe nur im Amara-Kosha (Lib. I. Cap. I. Sect. 4. sl. 9. b. 10.) die Benennungen für die intellectuale Thätigkeit. Sie werden in drei Zeilen als völlige Synonyme in Einer Reihe aufgeführt: manas und buddhi, über deren Unterscheidung der Beurtheiler meiner Uebersetzung so viel scharfsinniges vorgetragen hat, dicht neben einander; zwischen den Wörtern für das eigentliche Denken sogar das Herz. Der Lexicograph hat hier allerdings mehr den allgemeinen Gebrauch als die wissenschaftliche Terminologie der Philosophen vor Augen gehabt, und ist deshalb nicht zu tadeln. Der Sprachgebrauch rechtfertigt ihn: z. B. durmati, durbhuddhi, durmêdhas, sind völlig gleichbedeutend; ich wüßte nicht den mindesten Unterschied ausfindig zu machen.

Aus obigem begreift es sich, daß Wörter, deren Wurzel uns auf ein Wollen führt, ein Denken bezeichnen, und vielleicht auch umgekehrt. So ist es z. B. mit νόος. Bei den Griechischen Philosophen nimmt es im intellectualen Gebiet die oberste Stelle ein; beim Homer, der dem Ursprunge näher stand, ist es anders. Νόος hat nichts mit ΓΝΩ—μι gemein; es kommt her von νεύω, νεύσω, wie ῥόος von ῥέω, ῥεύσω. Bei dem letzten Verbum ist im Präsens der in ein Digamma verwandelte Vocal ausgefallen, bei dem ersten als Diphthonge geblieben. Doch wie so häufig das Präsens uns nicht die reine Wurzel darstellt, sondern eine Vermehrung und Zubereitung derselben, so ist es auch hier: die wahren Wurzeln sind PY- und NY-, im Lateinischen RU-o und NU-o; und hier

ergiebt sich die ursprüngliche Bedeutung aus nůmen für nuimen, nůtus für nuitus, renuo, adnuo u. s. w., welche Ausdrücke sämtlich auf ein Wollen Bezug haben.

Die Namen der geistigen Kraft und ihrer Wirkungsarten sind meistens von sinnlichen Bildern, von äußerlichen Anschauungen, ja von Organen des menschlichen Körpers hergenommen. Daher die Erscheinung, daß ein hier ganz körperlich gebliebenes Wort, dort in einer verwandten Sprache geistiges bezeichnet. Wind- und Geist: ἄνεμος, animus; das ist bekannt. Neuer dürfte die Bemerkung seyn, daß die im Griechischen und Lateinischen [illegible]ene Wurzel dieser Wörter sich im Sanskrit und im Go[illegible]en in der vermittelnden Bedeutung des Hauchens, Athmens vorfindet.

Rad. अन्, *an.* 3. p. praes. अनिति, *aniti*, spirat.
Conj. VII. ANA. praet. UZ—ΩN, exspiravit.
(Ulfil. Marc. Cap. XV, 37. 38.)

Vgl. Grimm D. Gramm. 2te Ausgabe. Th. 1. S. 841. Das Gothische Zeitwort kommt nur in der vergangenen Zeit mit dem Ablaute vor: es gehörte Hrn. Grimms Scharfsinn dazu, den wahren Wurzel-Vocal auszumitteln. Er ist hier, wie so oft, dem Sanskrit begegnet ohne es zu wissen. — Rauch oder Dampf und Gemüth:

Masc. Decl. I. Nom. धूमः dhûmas. = θυμός.

Wir gebrauchen hier mit allem Rechte das mathematische Zeichen der Gleichheit, da auch die Quantität des ersten Vocals dieselbe ist. Ich verdanke obige Zusammenstellung meinem gelehrten Mitarbeiter, Hrn. Lassen; θυμός und fumus hat schon Vossius mit einander verbunden.

Da wir sogar dasselbe Wort in derselben Sprache die Stufenleiter vom sinnlichen zum geistigen auf- und absteigen sehen, (vgl: S. 229) so darf es uns noch weniger wundern, wenn von derselben Wurzel durch verschiedene Ableitungsformen Aus-

drücke gebildet sind, worin bald das Sinnliche bald das Geistige vorwaltet. Ich gestehe es zu: das Homerische μένος und manas] stehen dem sinnlichen Leben ganz nahe. Aber von derselben Wurzel ist im Lateinischen Minerva, ursprünglich Menerva, die Göttin der Weisheit, der Besonnenheit benannt; im Sanskrit Manus, der Stammvater und erste Gesetzgeber des Menschengeschlechtes: doch ohne Zweifel nach dem unterscheidenden Vorrechte des Menschen, der Vernunft? Daher dann manushya, wie bei uns noch Mann, Mensch.

Sollte nach Erwähnung alles obigen die Foderung völliger Gleichförmigkeit in Uebertragung der psycholog[illegible] Ausdrücke nicht allzustrenge gefunden werden? Mich dün[illegible]elmehr, die Beschaffenheit des ganzen Satzes muß entscheiden.

Anm. d. Hgs.

22.

Wenn Hr. Langlois *jnâna* la science des choses utiles erklärt, so erscheint mir diese Umschreibung weder richtig noch erschöpfend. Er übersetzt dasselbe Wort freilich auch (Cahier 28. p. 244.) la science du salut, la sagesse, also wie hier *prajnâ*, allein schon aus diesem, sonst von ihm selbst getadelten Wechsel der Ausdrücke scheint eine Unbestimmtheit hervorzugehen, die eine festere Begränzung des Begriffes nothwendig macht. Ich halte weder science für das wahrhaft demselben entsprechende Wort, noch kann ich in den choses utiles, unter denen ich, ohne die zweite Uebertragung durch science du salut, praktische, irdische verstanden haben würde, sein eigentliches Gebiet finden. Ich würde jnâna durch Erkenntniß übersetzen, wofür aber die Lateinische

und Französische Sprache keine gleich gut zu brauchenden Ausdrücke besitzen; und welche Art Erkenntniß hier gemeint ist, lehrt der fast allein diesem Begriff gewidmete vierte Gesang. Als Erkenntniß im Allgemeinen steht der Begriff (III. 3.) dem Handeln gegenüber, Erkenntniß ist eine höhere, vorzüglichere Eigenschaft des Menschen. (IV. 33.) Sie zerstört sogar die Handlungen (IV. 12.) und befreit den Geist von ihren Banden. Alles Handeln aber ist in ihr enthalten, und wird durch sie beherrscht. (IV. 35. XVIII. 18.) Man wird über sie von denen unterrichtet, welche die reine Wahrheit, tattva, schauen, sie hat das Tiefste und Höchste zum Gegenstande, denn man erkennt durch sie, daß alle Dinge in der Gottheit sind. Die von Krishnas als jnânam gestempelte Erkenntniß (denn es giebt mehrere, XIV. 1.) ist die Erkenntniß des Irdischen und des das Irdische Durchschauenden d. i. der Welt und der Weltseele (kshêtrajnam und Kshêtri sind gleichbedeutend XIII. 33.) und durch die Verbindung dieser beiden entsteht alles Bewegliche und Unbewegliche. (XIII. 26.) Die Erkenntniß, von der hier die Rede ist, umfaßt daher alles Seyn. Der Gläubige erlangt sie, sie führt absolute Gewißheit mit sich, und zerschneidet den Zweifel. Wer sie besitzt, erreicht bald nachher die höchste Ruhe, (IV. 34. bis zu Ende) nämlich durch die Vertiefung des Yoga, dessen Feuer durch die Erkenntniß (IV. 27.) angezündet wird. Denn der Vertiefte steht (VI. 46.) noch höher, als der mit Erkenntniß Begabte. Auf ähnliche Weise wird auch in Manus Gesetzbuch (I. 86.) die Erkenntniß nur in das zweite der vier Weltalter gesetzt, in das erste aber die Büßung,

tapas, welche nach der Bh. G. (VI. 46.) selbst dem yôga nachsteht. In beiden Gedichten weicht also die Erkenntniß der Religion, oder ist vielmehr die Stufe dazu. Auch dhyâna wird (XII. 12.) über sie gestellt, unter dem also wohl das reine Nachdenken verstanden wird, zu dem sich der Geist erst erhebt, wenn die Erkenntniß und die Liebe zu ihr in ihm herrschend wird. Schon aus dem hier Gesagten erhellt, daß hier nicht von kalter und trockner, noch weniger von discursiver Verstandeserkenntniß die Rede ist. Die durch jnâna bezeichnete ist die begeisterte Ansicht der absoluten und reinen Wahrheit, die, indem sie den Geist belebt, alles mit ihr Unverträgliche zerstört. Es wird ihr daher ein Feuer zugeschrieben, welches die auf das Handeln gerichtete Sucht verzehrt, (IV. 19.) und alle Tugenden eines durch sie beherrschten Gemüths werden in die Schilderung ihrer Natur (XIII. 7-11.) aufgenommen. Verfolgt man ihren Ursprung im endlichen Menschen, so entsteht sie aus der edelsten Natureigenschaft, der Wesenheit, sattva, und gegenseitig erlangt diese ihre Reife, wie jene leuchtend in alle Thore des sterblichen Körpers einzieht. (XIV. 17. 11.) Mit dieser Wesenheit verbunden, sieht sie in allem mannigfaltigen und getheilten Seyn das Eine Unvergängliche. Die andern beiden Natureigenschaften ziehen sie herunter. In der Leidenschaft, oder wie man vielleicht besser übersetzte, dem Staube, (dem durch irdisches Treiben und irdische Begier aufgeregten und befleckten Gemüthszustande) erkennt sie im Einzelnen nur einzelnes Seyn, in der Finsterniß wähnt sie im Einzelnen das All zu erblicken. (XVIII. 20-22.)

23.

Ueber vijnâna werde ich mir erlauben, eine eigne Ansicht zu äußern. Hrn. Langlois Erklärung ist an sich dunkel, und scheint mir weder durch die Bedeutung der Präposition, noch durch Stellen begründet. Une science plus intime ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; le sentiment intérieur muß, so weit Gefühl mit Erkenntniß verträglich ist, schon in dem bloßen jnâna liegen, wenn ich diesen Ausdruck richtig verstehe. Ihre Uebersetzungen durch cognitio, judicium, scientia particularis, der universalis entgegengesetzt, scheinen mir auch nicht vollkommen genügend, obgleich die beiden letzten die Kraft der Präposition richtig ausdrücken. Was die Erklärung dieses Ausdrucks so schwierig macht, ist, daß er in allen Stellen, wo er in der Bh. G. vorkommt (III. 41. VI. 8. VII. 2. IX. 1. XVIII. 42.) immer bloß mit jnâna verbunden, aber in keiner weder ausdrücklich, noch durch den Zusammenhang erklärt wird. Das Einzige, was sich aus diesem Gebrauche abnehmen läßt, ist, daß damit eine besondere, und wahrscheinlich noch genauere oder tiefere Erkenntniß gemeint sei. Dies hat Hr. L. vermuthlich durch science plus intime sagen wollen. Ich glaube aber, daß sich der Begriff genauer bestimmen läßt. Die Bedeutung der Präposition ist überhaupt Trennung, und daher auch Absonderung von oder aus einem Mannigfaltigen. Selbst wo sie verstärkt, bewirkt sie es dadurch. Z. B. vis'ruta: (Bopps Lehrgebäude. S. 80.) hie und dort, an jedem einzelnen vieler Orte gehört, sehr berühmt. Das Verbum jnâ mit vi verbunden, ist heraus-

(cf. Bh. G. XVIII, 18.) Wo die beiden Wörter jnânam und vi-jnânam verbunden sind, habe ich für jenes scientia universalis, für dieses scientia peculiaris gesetzt. Hiefür habe ich einen guten Gewährsmann. Amara-Sinhas stellt in seinem Wörterbuche die beiden Begriffe mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Laconismus einander folgendermaßen entgegen:

मोक्षे धीर्ज्ञानमन्यत्र विज्ञानं शिल्पशास्त्रयोः ।

Es sei mir erlaubt, meiner Uebersetzung dieses Verses zwei Griechische Ausdrücke einzumischen, welche durch ihre Abstammung von einer beiden Sprachen gemeinsamen Wurzel, durch die Art der Ableitung und Zusammensetzung mit den zu erklärenden die größte Aehnlichkeit haben:

Ad finem bonorum spectans ratio dicitur γνῶσις; aliorsum διάγνωσις, quae in artibus disciplinisque versatur.

Die sehr befriedigende ausführlichere Erklärung von Wilson unter dem Artikel vijnâna ist vermuthlich aus einem Commentar des Amara-Kosha genommen.

Man sieht, das ganze Gebiet unsrer praktischen und theoretischen Erkenntniß, (jenes durch s'ilpa, dieses durch s'âstra ausgedrückt) wird dem vi-jnânam zugewiesen; was bleibt denn nun für jnânam übrig? Die Erkenntniß des Einen, des Ewigen, des Unwandelbaren, τοῦ ὄντως ὄντος. Jene wird durch Erfahrung und auf dem discursiven Wege erworben; diese ist nur durch innere Anschauung möglich. Diese Erkenntniß, so lehren Indische Weise, zur lebendigen, das Gemüth beherrschenden Ueberzeugung geworden, führt zum höchsten Gute, wörtlich zur Erlösung, môksha, d. h. zur Befreiung von den Täuschungen der Sinnenwelt, und von den Schranken des einzelnen Daseyns. Bei der Erkenntniß des Mannichfaltigen, des Vielen, ist Unterscheidung die Hauptsache, welches durch die beigefügte Präposition in vi-jnânam ausgedrückt wird; dieß fällt bei jener geistigen Anschauung weg, die eben nur auf das Eine in dem Vielen gerichtet ist.

Hr. Langlois erklärt an einer Stelle (T. V. p. 244.) *jnâna* durch la science du salut, la sagesse; an einer andern Stelle (T. IV. p. 249.) sagt er: *jnâna* est la science des choses utiles; *vi-jnâna*, une science plus intime, le sentiment intérieur uni à la science.»

Seine beiden Definitionen scheinen einander zu widersprechen: das Nützliche ist immer ein abhängiger Begriff, dessen Gültigkeit in der Hinweisung auf etwas höheres liegt. Diese Rangordnung der Begriffe: des Angenehmen, des Nützlichen, des Guten, kâma, artha, dharma, hätte Hr. Langlois, so zu sagen, auf allen Blättern der Indischen Schriften lernen können. Aber wir wollen es nicht so genau mit einem Kritiker nehmen, der, unbekannt mit der Geschichte der Philosophie, mit nichts anderm ausgerüstet, als mit einem leichten Anstrich der sensualistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts, sich auf einmal in den Mittelpunkt der alten Weisheit des Orients versetzt sieht, und sich nun für berufen hält, die Lehre des begeisterten Dichters nicht nur darzulegen, sondern auch zu beurtheilen. Hr. Langlois hat einmal das Rechte getroffen, dieß möge auch das andre Mal der Fall seyn, und er möge, freilich seltsam genug, das Heil, das höchste Gut, durch les choses utiles ausgedrückt haben. Dann wird aber seine Definition von vi-jnâna eine ganz unmögliche: denn wie soll es eine science plus intime geben, als die, welche auf der innersten Anschauung des Geistes von seinem eignen Wesen beruht? Nach dem Ausspruche des Amara-Sinhas ist, gerade umgekehrt, *vi-jnâna* la science des choses utiles, weil dieses unterscheidende Wissen auf das Aeußerliche, auf Künste und Lehrbücher gerichtet ist.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß der Dichter, wie Hr. von Humboldt annimmt, mit vi-jnâna eine noch genauere oder tiefere Erkenntniß gemeynt habe. Man betrachte nur die fünf einzigen Stellen wo das Wort vorkommt. Immer steht

jnâna voran, mit diesem wird jenes entweder unmittelbar gepaart, oder durch die vorangesetzte Partikel sa, durch das nachgesetzte Adjectiv sahita damit verbunden. Dies ist nun die gewöhnliche Wendung, wenn eine Hauptperson mit ihrem Gefolge, eine Hauptsache mit ihrem Zubehör genannt wird. Z. B.

râjâ sântahpura, der König mit seinem Hofstaat;

munih s'ishya-sahita, der Einsiedler von seinem Schüler begleitet;

râmah salakshmanah, Ramas mit seinem Bruder Lakshmanas, der, unzertrennlich von ihm, sich selbst ganz untergeordnet;

sâmâtyah purôhitah, der oberste Hofpriester mit den übrigen Räthen, deren Ansehen geringer ist als das seinige;

und so in unzähligen Fällen. Der Dichter scheint mir demnach vi-jnâna fast nur als ein Corollarium von jnâna anzusehen. Wer die eine große Grundwahrheit gefaßt hat, dem muß auch das einzelne Wissen, die richtige Unterscheidung der Gegenstände, wie von selbst zufallen.

Wenn es heißt, jnâna und vi-jnâna gehören zum Berufe des Brahmanen, so versteht er, wie mich dünkt, unter dem ersten Wort die Theologie, unter dem zweiten ganz im Sinne des Amara-Kosha die weltlichen Wissenschaften, Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie, Grammatik, selbst die Theorie der Architektur und Sculptur wegen ihres Gebrauchs bei den Tempeln, u. s. w. Denn bei den Indiern, wie bei den Aegyptiern und Etruskern, wurden ja auch diese Wissenschaften vorzugsweise von dem Priesterstande angebaut.

Sollte der Schluß von dem hohen Range, welchen der Begriff vi-jnâna in dem Sânkhya-System des Kapilas einnimmt, auf die gleiche Würde desselben in der Bh. G. gültig seyn? Für einen Anhänger des eben genannten Systems können wir den Dichter unmöglich halten. Freilich hieß eine andere

Sânkhya-Schule Yôga, und auf diesen Begriff, oder vielmehr auf diese Idee ist allerdings die Lehre unsers Dichters hauptsächlich gerichtet. Jedoch sehe ich nicht recht ein, wie er auf die richtige Unterscheidung der beiden Principien der Erkenntniß, des sinnlichen und des geistigen, einen so großen Nachdruck legen sollte, da er mir vielmehr das erste gänzlich aufzuheben scheint. Ueberhaupt dürfte es mißlich seyn, die Lehre der Bh. G. unter die Rubrik irgend eines der sechs anerkannten Systeme der Philosophie bringen zu wollen. Ich finde es am sichersten, den Dichter so viel möglich aus sich selbst zu deuten, oder Aufklärung in solchen Schriften zu suchen, die höchst wahrscheinlich vor der seinigen vorhanden waren, wie z. B. das Gesetzbuch des Manus. Die Metaphysik ist ohne Zweifel bei den Indiern uralt: die erste Grundlehren ihrer Religion haben ja einen metaphysischen Anstrich. Schon ehe die Gesetze des Manus in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgefaßt waren, gab es philosophische Bücher, (hêtu-s'âstrân'i) und zwar von der negativen Art: denn der Gesetzgeber warnt vor den Freigeistern, welche im Vertrauen auf solche Schriften das heilige Gesetz und die Offenbarung der Veda's verwarfen. (Manus II, 11.) Bei dem Pferdeopfer im Ramayana werden in den Zwischenzeiten der heiligen Handlung von den Brahmanen metaphysische Wettkämpfe gehalten. (Ram. ed. Ser. Lib. I. Cap. XII, sl. 23, 25.) Ja in demselben Gedichte tritt ein Priester auf, der mit Abläugnung der Unsterblichkeit, (sei es im Ernst oder verstellter Weise, das gilt gleichviel) eine ganz egoistische Moral predigt. (Lib. II. Cap. 76.) Auch diese Lehre ist in den riesenhaften Dimensionen der Urwelt aufgefaßt, so daß sie Schauder und Entsetzen erregt. So früh finden wir diese negativsten Abirrungen der Metaphysischen Speculation! Die Namen der sechs Hauptsysteme sind zuverläßig auch alt: doch denke ich, sie sind mit der Zeit fortgewandert, die Namen sind stehen geblieben, und die Sachen

haben sich verändert. Drei dieser Namen: mîmânsâ, nyâya und vais'êshika, kommen in der Bh. G. gar nicht vor. Vêdânta einmal, sânkhya und yôga häufig: die Entgegensetzung dieser beiden letzten Begriffe ist dem Dichter bekannt, er will sie aber nicht gelten lassen. (V, 4. 5.)

Die Speculation ist ursprünglich und ihrem Wesen nach ein freier Aufschwung des Geistes. Sobald festgestellte Schulen entstehen, wo gelernt und nachgesprochen wird, was man nur dann besitzt, wenn man es selbst gefunden hat, so ist die originale Periode der Philosophie vorüber. Die Methoden mögen vervollkommt werden, der Gehalt wird nicht bereichert. Es fragt sich nun, welcher von beiden Perioden die Bh. G. angehört? Für mich ist die Antwort nicht zweifelhaft.

Wenn mein verehrter Freund Colebrooke neben seiner meisterhaften, strenge wissenschaftlichen Darlegung der philosophischen Systeme uns auch Stücke aus den Originaltexten gegeben hätte, so würde sich aus dem Style wohl schon ein Urtheil über das relative Zeitalter der verschiedenen Schriften ergeben.

Ich habe nun noch einen einzigen Grund zu erwägen: den, welcher von dem Schlußtitel der siebenten Abtheilung, vijnâna-yôga, hergenommen ist. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, diese Schlußtitel zu übersetzen, und erklärte dadurch schon stillschweigends meine Meynung. Da die Sache aber näher zur Sprache kommt, so trage ich kein Bedenken, es ausdrücklich zu thun. Ich spreche sie dem Dichter entschieden ab. Zwei Abtheilungen der Bh. G., die erste und die eilfte, enthalten Erzählung: hier sind die Titel so beschaffen, wie allgemein in den epischen Gedichten. Bei den übrigen sind sie aber nach einer gewisse Methode verfertigt: jedesmal finden wir ein zusammengesetztes Wort, dessen letzter Bestandtheil yôga ist. Wir werden doch wohl dieses Wort hier immer in demselben Sinne nehmen sollen? Und in welchem? Gewiß nicht

mystischen Sinne der Vertiefung in den Zustand der Beschaulichkeit: dieß verbietet der erste Bestandtheil. Vielleicht esoterische Lehre; doch wird es auch unter dieser Voraussetzung schwer halten, überall einen leidlichen Sinn herauszubringen. Die Ueberschriften sind nicht nur nicht erschöpfend: dieser Foderung Genüge zu leisten, möchte schwer seyn, bei einem Gedicht, wo die Aehnlichkeit, welche Sokrates zwischen der Philosophie und dem Dithyrambus fand, so stark hervortritt; sie scheinen mir verschiedentlich auf den Inhalt gar nicht zu passen, nur durch einen einzelnen Vers veranlaßt, und gleichsam vom Zaune gebrochen zu seyn. So ist es gleich mit der Ueberschrift der zweiten Abtheilung: sânkhya-yôga. Sie ist von sl. 39, a. hergenommen, wo der Dichter aber die beiden Begriffe einander entgegensetzt: «Ich habe dir die Vernunftgründe zum Handeln vorgehalten, nun vernimm auch die aus der religiösen Gesinnung.» Wenn meine obige Deutung gilt, so hieße sânkhya-yoga die rationale Geheimlehre. Dann würde der Titel nur auf die erste Hälfte des Capitels passen, und nicht einmal dieß: denn die dort vorgetragenen Vernunftgründe sind ja aus der allgemeinen Denkart der Menschen hergenommen. Hat aber der Verfertiger des Titels den ersten Bestandtheil nicht in Abhängigkeit von dem letzten stellen, sondern die beiden entgegengesetzten Begriffe in gleichem Verhältnisse paaren wollen, so sollten sie billig im Dualis stehen.

Aehnliche Einwendungen hätte ich gegen mehrere dieser Titel vorzutragen, wofern nicht etwa die Beistimmung der Kenner die weitere Erörterung überflüßig macht

Anm. d. Hgs.

24.

P. 249. Bh. G. II. 43. a. Ce long mot composé *swarga parâ djanma karma phala pradân*, ne me semble pas entendu d'une manière exacte dans ces

mots: *sedem apud superos finem bonorum praedicantes*, et ensuite, *insignes natales tanquam operum praemium pollicentes*. Toute cette phrase même, à mon avis, présente un faux sens. Le poète critique les gens qui donnent (*pradân*), qui veulent faire regarder le fruit (*phala*) de l'action (*karma*) obtenu sur la terre (*djanma*) comme supérieur (*parâ*) à la possession future du ciel (*swarga*), *coelo superiorem* (mot à mot *coelum supra*) *terrestrem actionis fructum habentes*. On pourrait encore l'expliquer par cette idée: *habentes potiorem coelo alterum in terris ortum* (*djanma*), *actionis suae fructum*. M. Schlégel croit devoir rendre *djanma* par *insignes natales*. Il me semble qu'il dénature la signification du mot, qui opposé au mot ciel, doit se rendre par naissance terrestre. C'est en terme ascétique ce monde comparé à l'autre vie. Voyez au sl. 51. *djanmabandha*, les liens de la naissance: cela ne veut pas dire les chaînes que nous impose une haute naissance, ce sont les liens terrestres. M. Schlégel rend ce mot par *generationum vincula*, c'est à dire l'obligation de renaître sur la terre une seconde fois. Cette explication est bonne, quoiqu'un peu obscure, et, en appuyant le sens que j'attribue à *djanma*, elle exclut celui que M. Schlégel lui donne dans un autre endroit.

Hr. Langlois macht aus den letzten zwölf Sylben dieses Verses, die Sie in zwei Wörter theilen, ein einziges, und nimmt also das an svarga gehängte parâ für das indeclinable Wort, und nicht wie Sie, mit ausge-

lassenem Visarga für den nom. plur. von parah. Hr. Langlois scheint ferner nach den Worten p. 250 : le poète critique les gens qui donnent (pradân) für den accus. plur. zu nehmen, obgleich ich ihm dies nicht Schuld geben möchte, da es der Construction der ganzen Stelle entgegen ist, und er auch alsdann Ihnen hätte den Vorwurf machen müssen, daß Sie, sehr bekannten grammatischen Regeln entgegen, das Anusvâra statt des न् gesetzt hätten. Ich gestehe, daß ich Ihre Erklärung dieser Stelle für die allein richtige halte. Zuerst verliert bei Hr. Langlois Lesung der Vers seine Cäsur, und obgleich Verse vorkommen, welche keine Einschnitte nach der achten Sylbe haben, (wie z. B. VI. 23. a.) so sind dies doch sehr seltne Ausnahmen. Zweitens ist mir in den Verbindungen declinabler und indeclinabler Wörter die Gattung unbekannt, die, wie es hier der Fall seyn würde, die letzteren den ersteren nachsetzt. Drittens kann ich, obgleich janma allerdings die irdische Geburt ist, dem zwischen diesem Wort und svargah angenommenen Gegensatz, für den sonst (XVII. 28.) iha und prêtya gebraucht wird, nicht beistimmen; und endlich halte ich den von Hrn. Langlois herausgebrachten Sinn nicht für den, dem philosophischen Zusammenhange der Stelle entsprechenden. Svarga und janma scheinen mir hier so wenig einen Gegensatz zu bilden, daß sie vielmehr sich auf einander beziehen, und beide zu der gleichen Ansicht gehören, die einer ganz andern entgegengesetzt wird. Wenn ich die Stelle richtig verstehe, so wird in derselben zweierlei getadelt, einmal daß man die Früchte der Handlungen als Bewegungsgründe gebraucht, dann, daß man sich ein zu

niedriges, immer auf Genuss berechnetes, also im Irdischen befangen bleibendes Ziel steckt. Das wahre Ziel des vollendeten Weisen ist in diesem System nicht svargah, sondern môkshah, s'ântih, brahmanirvân'am. Unter svargah wird hier und in andern Stellen die Wohnung der Himmlischen, das Leben mit ihnen verstanden, und dass dieses nicht sinnlichen Genüssen fremd ist, beweist Arjunas Himmelsreise zur Genüge. So nimmt es auch Wilkins, indem er a transient enjoyment of heaven übersetzt. Diese Umschreibung ist den Indischen Begriffen vollkommen angemessen. Der wahre Gegensatz hier, wie in der ganzen Bh. G., ist zwischen dem Trachten nach der Befreiung von aller Wiedergeburt, nach dem Uebergang in die unvergängliche Gottheit, und der Begierde nach verbessertem Zustande durch erneuerte Geburt. In den Zwischenzeiten dieser Geburten führten die Edlen jenseits ein den Griechischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen ähnliches Leben, und dass man nach dem Genuss der Himmelsfreuden in die sterbliche Welt zurückkam, wird IX. 20. 21. ausdrücklich gesagt. Auf diese Weise gehören svargah und janma zusammen, und zu demselben Geschick. Als eine Parallelstelle von der, die wir hier vor uns haben, kann man VI. 37-42. ansehen, und der in dieser herrschenden Vorstellungsart entsprechen auch die insignes natales Ihrer Uebersetzung, an der sich vielleicht nur das tadeln lässt, dass sie hier umschreibt, statt sich zu begnügen, bloss den Indischen Ausdruck janma wiederzugeben, bei dem jeder, mit dem philosophischen System des Ganzen vertraute Leser sich das Richtige gedacht haben würde.

Hr. Langlois hat sich hier im Mißverstehen, wo möglich, selbst übertroffen. Die Berichtigung ist vollkommen; ich habe nur das einzige daran auszusetzen, daß mein verehrter Beurtheiler bei so gründlicher Einsicht nicht entscheidender spricht, und daß er Mißdeutungen, die man ein für allemal in den Grund bohren muß, allzu glimpflich ablehnt. Es sei mir daher erlaubt, noch einiges nachzutragen.

Hr. Langlois nimmt:

स्वर्गपराजन्मकर्मफलप्रदां ।

für ein einziges Wort. Solche lange Zusammensetzungen gibt es im Sanskrit allerdings, aber diese ist eine ganz unmögliche. Parâ soll die Präposition seyn; und auf svarga zurückbezogen werden. Nur ein Paar Präpositionen, anu, prati, stehen abgesondert nach dem Substantiv, das sie regieren. Aber in der Zusammensetzung stehen sie immer voran. Eine Präposition kann freilich in die Mitte eines zusammengesetzten Wortes treten, wenn ein neuer Bestandtheil vorn angefügt wird. Demnach müßte parâ, wenn es die Präposition seyn sollte, mit janma verbunden werden, was keinen Sinn gibt. Auch wäre hiegegen die Cäsur ein unüberwindliches Hinderniß. Die Indischen Dichter bilden zwar so lange Aggregative, daß sie wohl über den Abschnitt des Verses hinausgehen müssen: allein die Cäsur fällt doch immer nach dem Schlusse eines Hauptgliedes; eine Präposition hingegen wird als unzertrennlich von dem folgengen Worte betrachtet, wozu sie gehört.

Aus der von Hrn. Langlois gegebenen Uebersetzung, und aus seiner Schreibung pradân statt pradâm geht nur allzu klar hervor, daß er darin nicht den zu vâcham gehörigen acc. sing. fem. erkannt, sondern es für den acc. plur. masc. genommen hat, wiewohl der Fehler ans unglaubliche gränzt, da nichts in dem ganzen Satze vorkommt, wovon dieser Accusativ regiert werden könnte.

So viel von dem Grammatischen; das Theologische ist nicht besser ausgefallen. Zukünftige Belohnungen und Strafen, svarga und nâraka, Himmel und Hölle, sind eine Hauptlehre der Brahmanischen Religion. Doch unterscheiden sich diese Begriffe wesentlich von denen der christlichen Dogmatik. Denn diese Zustände der Seelen nach dem Tode werden nicht als für die Ewigkeit unabänderlich entschieden betrachtet, sondern sie haben nur eine zeitliche Dauer. Da aber diese als unermeßlich gegen die Kürze des irdischen Lebens angenommen wird, so können die hyperbolischen Ausdrücke der Dichter nicht nur, selbst der heiligen Bücher, von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniß misverstanden werden. Der Commentator führt eine solche Stelle aus den Veda's an.

Genau betrachtet ist also die Unterwelt der Brahmanen eigentlich ein Purgatorium, wo die Seelen durch mancherlei Qualen gereinigt werden. Hierauf kehren sie wieder auf die Erde zurück, müssen aber, in die untersten Stufen, in die unedelsten Gestalten des organischen Lebens gebannt, gleichsam von unten auf dienen. Auch die Freuden des Paradieses nehmen ein Ende, wenn das Verdienst der verrichteten guten Werke erschöpft ist, vielleicht erst nach vielen tausend Jahren; dann erfolgt wieder eine neue Geburt, aber unter begünstigenden Umständen: in menschlicher Gestalt, in einer frommen und sonst ausgezeichneten Familie, wo Erziehung und Beispiel die schon aus einem früheren Leben mitgebrachten Gewöhnungen zur Frömmigkeit verstärken, und dadurch von neuem die Aussicht auf einen solchen Kreislauf himmlischer und irdischer Segnungen öffnen. Diese Lehre von der Seelenwanderung, in Verbindung mit jenseitigen Strafen und Belohnungen, hat viele Aehnlichkeit mit der Pythagorischen, wovon wir in einer berühmten Stelle des Pindar die flüchtigen Umrisse, jedoch nicht ohne eine gewisse lyrische Verschwommenheit, abgezeichnet sehen. Ein wahrhaft ewiges Heil kann nur durch völlige Besiegung

der Sinnlichkeit und Selbstliebe erworben werden, durch Erkenntniß der höchsten Wahrheit, durch Beschaulichkeit, durch anhaltende Betrachtung der Vollkommenheiten des alles durchdringenden göttlichen Wesens, durch Verzichtleistung auf jede andre Belohnung als die, der Gottheit zu gefallen, sich ihr anzunähern, sich inniger mit ihr zu verbinden. Dieses führt zur Befreiung, môksha, zur Erlöschung in der Gottheit, brahmanirvân'a, wo das Selbst verschwindet, das einzelne Daseyn als solches aufhört, und nur noch wie ein Tropfe in dem Ocean der göttliche Weisheits- und Liebesfülle fortdauert.

Dies ist die Lehre unsers Dichters. Es gab nun weltlich gesinnte Priester, die hievon nichts wissen wollten, sondern jenen oben geschilderten Kreislauf als das Höchste priesen, und [illegible] Aussprüche der Veda's sich stützend, den Genuß der Seligkeit für bloß äußerliche Religions-Uebungen verhießen. Gegen diese erklärt sich der Dichter sehr nachdrücklich. Aber es ist ganz undenkbar, daß irgend ein Brahmanischer Theolog so verkehrt gewesen seyn sollte, zu lehren, eine ausgezeichnete Wiedergeburt im irdischen Leben sei der himmlischen Seligkeit vorzuziehen. Er würde damit auch wenig Eindruck auf die Einbildungskraft seiner Schüler gemacht haben: denn die Freuden des Paradieses werden ja in den für heilig geachteten Gedichten nur allzusinnlich, aber mit überschwänglichem Glanze umgeben geschildert. Unser Dichter sagt auch hievon nichts.

Da die fragliche Stelle eine der wichtigsten und zugleich der schwierigsten in der ganzen Bh. G. ist, so wird es nicht ohne Nutzen seyn, hier die Worte des Originals, meine Uebersetzung und die Anmerkung des Commentators zusammen zu stellen; hiedurch wird zugleich Hr. Langlois auf das urkundlichste widerlegt seyn.

यामिमां पुष्पितां वाचं प्रवदन्त्यविपश्चितः ।
वेदवादरताः पार्थ नान्यदस्तीति वादिनः ॥
कामात्मानः स्वर्गपरा जन्मकर्मफलप्रदां ।
क्रियाविशेषबहुलां भोगैश्वर्यगतिं प्रति ॥
भोगैश्वर्यप्रसक्तानां तयापहृतचेतसां ।
व्यवसायात्मिका बुद्धिः समाधौ न विधीयते ॥

Quam floridam istam orationem proferunt insipientes, librorum sacrorum dictis gaudentes, nec ultra quidquam dari affirmantes, cupiditatibus obnoxii, sedem apud Superos finem bonorum praedicantes; *orationem inquam*, insignes natales tanquam operum praemium pollicentem, rituum varietate abundantem, quibus aliquis opem ac dominationem nanciscatur: qui hac a recto proposito abrepti, circa opes ac dominationem ambitiosi sunt, horum mens non componitur contemplatione ad perseverantiam.

यामिति । पुष्पितां विफलतावदापातरमणीयां प्रकृष्टां परमार्थफलपरामेव वदन्ति वाचं स्वर्गादिफलश्रुतिं तेषां तया वाचापहृतचेतसां व्यवसायात्मिका बुद्धिर्न विधीयते। इति तृतीयेनान्वयः। किमिति तथा वदन्ति। यतोऽविपश्चितः मूढाः। तत्र हेतुः। वेदे ये वादा अर्थवादाः। अक्षय्यं··चातुर्मास्ययाजिनः सुकृतं भवति।······

इत्याद्यास्तेष्वेव रताः प्रीता अत एव परमन्यदीश्वरतत्वं प्राप्यं नास्तीति वदनशीलाः । (42.) अत एव कामात्मान इति । कामात्मानः कामाकुलचित्ताः स्वर्ग एव परः पुरुषार्थो येषां ते जन्म च तत्र कर्माणि च तत्फलानि च प्रददतीति । तथा तां भोगैश्वर्ययोर्गतिं प्राप्तिं प्रति साधनभूता ये क्रियाविशेषाः ते बहुला यस्यां तां प्रवदन्तीत्यनुषङ्गः । (43.) ततश्च भोगैश्वर्यप्रसक्तानामिति । भोगैश्वर्ययोः प्रसक्तानामभिनिविष्टानां तया पुष्पितया वाचा अपहृतमाकृष्टं चेतो येषां समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं तस्मिन् निश्चयात्मिका बुद्धिर्न विधीयते कर्मकर्तरि प्रयोगः नोत्पद्यत इत्यर्थः ।

Die Schüler können sich aus dieser Probe überzeugen, daß es keine leichte Arbeit ist, die Commentare zu verstehen. In Calcutta sind deren schon mehrere gedruckt worden, hauptsächlich auf Colebrooke's Betrieb, der immer auf das streng Wissenschaftliche zu gehen pflegt; in Europa noch kein einziger. Der bloße Abdruck scheint mir aber nicht genügend: es wird nöthig seyn, um durch Beispiele die Methode deutlich zu machen, einen oder den andren Commentar auf Europäische Weise zu commentiren. Die Commentatoren pflegen die Worte des Textes

einzeln zu wiederholen, dazwischen aber ihre Definitionen einzustreuen. Wo man Devanagari-Lettern von verschiedenem Caliber hat, wird es ein Mittel der Deutlichkeit seyn, die Worte des Textes durch größere Schrift auszuzeichnen. Ohne mich auf die syntaktische Zergliederung einzulassen, hebe ich nur hervor, was zur Erklärung des Sinnes dient. In der Citation aus den Veda's habe ich einige Worte ausgelassen, weil ich darin Fehler entweder in meiner Abschrift oder in der Handschrift selbst vermuthe. Was stehen geblieben, ist hinreichend, und vollkommen klar.

Der Commentator erklärt zuerst die verwickelte Wortfügung, die sich durch drei Distichen hindurchschlingt. — Jene geblümte Rede. »So wird sie genannt, weil sie unfruchbar, und wie die Blüthe nur bis zum Abfallen ergötzlich ist.» — Diese Rede, die ganze Lehre der weltlich gesinnten Brahmanen, bezeichnet der Commentator durch eine sehr elliptisch gebildete Zusammensetzung als «eine Himmel- und -dergleichen-Belohnungs-Theologie.» Es wird ein Beispiel von solchen Sprüchen der Veda's gegeben, dergleichen diese Theologen immer im Munde führen: »Das Verdienst dessen, der ein viermonatliches Fasten darbringt, ist unerschöpflich.« — Sie sagen, es giebt nichts andres. »Sie pflegen zu behaupten, darüber hinaus (über den Wohnsitz im Paradiese) sei kein andrer Antheil an dem göttlichen Wesen zu erlangen.» — «Svargaparâh sind diejenigen, für welche das Paradies das höchste Ziel des Menschen ist. Sie verheißen eine neue Geburt, und in dem darauf folgenden Leben gute Werke, und deren Belohnungen.« — Hier ist die Erklärung etwas verschieden von der meinigen. Der Scholiast nimmt in dem zusammengesetzten Worte janma-karma-phala-pradâm jeden der drei vorangehenden Bestandtheile besonders, da ich die beiden letzten zusammengenommen habe: ich bezog sie auf das Vergangene, er bezieht sie auf die Zukunft. Im Wesentlichen kommt

es aber auf eins hinaus. Unter janma werden in jedem Falle natales insignes verstanden: eine Geburt, ausgezeichnet durch erbliche Reichthümer und Macht, und durch die herkömmliche Frömmigkeit der Familie, worin der aus dem Paradiese zurückkehrende gebohren wird. Jenes gewährt die Mittel, dieses giebt die Veranlassung zu neuen verdienstlichen Werken. So sollte nach der Lehre dieser Theologen, als Lohn für bloß äußerliche Leistungen, der Kreislauf paradiesischer Genüsse und irdischer Segnungen sich immerfort erneuern; und sie schmeichelten damit gewiß der Denkart vieler Menschen, die nach einer geistigen Unsterblichkeit gar nicht fragen, wohl aber wünschen, auf irdische Weise immer fortzuleben.

Anm. d. Hgs.

25.

Cahier. 28. p. 242. zu III. 3. Die Erklärung, die Hr. Langlois dem purâ an dieser Stelle geben will, nimmt nicht allein ihrer Schönheit und Feierlichkeit sehr viel, sondern scheint mir auch offenbar unrichtig. Daß der in Ihrer Uebersetzung angedeutete Sinn der richtige ist, beweist der Eingang des folgenden Gesanges. Was dort purâtanah (IV. 3.) ist, drückt hier purâ prôktah aus.

26.

III. 15. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so ist allerdings ortum die richtige Uebersetzung und constans würde die Hauptnüance des Begriffs unausgedrückt lassen. Nur hätten Sie, meiner Meinung nach, samudbhavam in sl. 14. 6 und 15. a. durch dasselbe lateinische Wort übersetzen müssen. Indeß hat Hr. Langlois ganz Recht, daß die Präposition sam nicht ohne Grund mit ut verbunden ist. Beide zusammen drücken die Vorstel-

lung aus, welche in der Indischen Philosophie für das Entstehen einer Sache aus der andern herrschend war. Wir lernen nemlich aus Colebrookes Darstellung des Sankhya-Systems (p. 38.) daß die Wirkung nicht, als durch die Ursache aus dem Nichts erzeugt, sondern als, schon vor der Hervorbringung, in ihr vorhanden angesehen wurde, nicht als ein Product, sondern als ein Educt, und dies bezeichnen die beiden mit einander verbundenen Präpositionen auf das genaueste. Dieser Sinn paßt aber auch in den allgemeinen Zusammenhang dieser Stelle. Denn das Einfache, aus welchem das Göttliche Princip (Brahma) entstanden seyn soll, ist der allgemeine Stoff, der näher specificirt, zum Brahma wird. Das Brahma ist demnach gleich ewig, es könnte aber nicht da seyn, wenn das Einfache nicht als sein Urstoff gedacht würde. Eben so ist Opfer eine Species des allgemeinen Princips oder Stoffs des Handelns, und wenn man sich aller Handlungen enthielte, würde es auch keine Opfer geben.

27.

Zu III. 34. Wenn Hr. Langlois hier die Verdoppelung des ersten Wortes unbeachtet und die Uebersetzung unvollständig nennt, so hat er wohl nur übersehen, daß Sie *sensui cuilibet* übersetzen, und dadurch die Verdoppelung, die Lateinisch gar keinen Sinn gegeben haben würde, vollständig ausdrücken.

28.

Zu III. 35. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Langlois durch Stellen bewiesen hätte, daß gun'a, das gewöhnlich vorzügliche Eigenschaft, Talent, Tu-

gend bedeutet, auch für Ruhm, Ehre genommen wird, und dass anushthita nicht genau vollendet heissen kann, obgleich der Begriff von anu, nach, gemäss, also einer Vorschrift, Regel entsprechend, vollkommen dieser Bedeutung zusagt.

29.

P. 244. 245. Ich möchte den Satz, dass der Weise mitten im Handeln eigentlich nicht handelt, (IV. 20.) nicht bloss eine sophistische Behauptung nennen. Es liegt wenigstens, meines Erachtens, in dem allerdings grell gewählten Ausdruck ein tiefer philosophischer Sinn. Das Handeln wird in dieser Lehre immer der Erkenntniss entgegengesetzt. An sich also, und von ihr entblösst, bindet es die Seele, denn sie sucht durch das Handeln Genuss, worin die karmaphalâsanga liegt, und der Genuss führt wieder zum Handeln; durch beides also bleibt sie im Irdischen und Sinnlichen befangen. Wenn aber der Weise so handelt, dass er dabei alle Rücksicht auf die Folgen der Handlungen aufgiebt, so zerstört er den dem Handeln, im Gegensatz mit der Erkenntniss, eigenthümlichen Charakter, das eigentliche Wesen desselben, und dies nun drückt der Dichter, vermöge einer wahrlich nicht zu gewagten Hyperbel, durch die Vernichtung des Handelns selbst aus. In dem Verzichten auf die Früchte der Handlungen liegt das, was wir auch noch heute für die reinste Sittenlehre erkennen, das Handeln aus blosser Pflichtmässigkeit, das Ueben der Tugend um ihrer selbst willen. Obgleich aber der Indische Begriff auf der einen Seite hiermit zusammenfällt, so enthält er freilich auf der an-

dern eine, bloß dieser Lehre eigenthümliche Modification dadurch, daß dem Handeln (was im Grunde alle Wirkung der Materie im Menschen ist) eine viel größere Ausdehnung gegeben wird, als die Sittlichkeit der Handlungen umfaßt, so wie durch den Begriff von der Selbstständigkeit der Materie, und dem unaufhaltbaren Geschick, das alle Wesen in ewig wechselndes Untergehen und Wiederentstehen fortreißt. Dadurch wird jenes Verzichten auf die Erfolge der Handlungen weit mehr zu einer stumpfen Gleichgültigkeit, als zu einem Bemühen, die Idee in der Materie, das Gesetz in den Handlungen geltend zu machen.

30.

Noch weniger gerecht scheint mir Hr. Langlois gegen den Inhalt des Endes des Gesanges. Die verschiedenen Arten der Opfer werden mehr aufgezählt als gerechtfertigt, und wenigstens hätte nicht unerwähnt bleiben müssen, daß der Dichter sich selbst für das Opfer der Erkenntniß, worunter man wohl nur die Verehrung der Gottheit durch Erkenntniß verstehen kann, erklärt, daß er zu dieser übergeht, und sie (sl. 34.) zu suchen anmahnt. Den Zweifel mit der Erkenntniß zerschneiden (sl. 42.) ist, auch abgesehen von allem religiösen Glauben, ein kraftvoller und schöner poetischer Ausdruck für die Erkenntniß, welche die Zuversicht der Wahrheit in sich trägt, und der jeder nachstreben muß, der nicht unaufhörlich zwischen Zweifeln hin- und herschwanken will.

31.

Pag. 245. zu IV. 13. Ich bin Hrn. Langlois Mei-

nung, daß in akartâram nicht der Sinn von auctore carentem liegt, sondern der einfache von non facientem. Daß aber mit dem Worte, wie Hr. Langlois behauptet, gesagt seyn sollte, daß Krishnas wohl der Urheber des gun'a nicht aber des karma der Casten sei, scheint mir der Construction und der Sprache entgegen. Tasya geht sowohl auf akârtaram als auf kartâram, und bezieht sich auf châturvarn'yam, in welchem gun'a und karma dergestalt zugleich liegen, daß nicht eins allein davon herausgenommen werden kann. Auch haben beide einander entgegengesetzte Wörter offenbar, den durch das privative a bezeichneten Gegensatz ausgenommen, dieselbe Bedeutung. Mir scheint Krishnas nicht mehr zu sagen, als daß er, obgleich er im Schaffen der vier Casten gehandelt hat, doch eigentlich (nämlich in dem IV. 20. und sonst ausgedrückten Sinn) nicht gehandelt hat. Hr. Langlois bezieht sich auf V. 14. Allein bei Vergleichung dieser beiden Stellen muß man, wie mich dünkt, auf den Unterschied zwischen karma und karmân'i achten. Karma ist gleichsam der Stoff des Handelns in der Welt, das Handeln überhaupt, der Erkenntniß entgegengesetzt, das unaustilgbar im Menschen da liegt. Die Beschaffenheit dieses Handelns in den vier Casten hat Krishnas, oder die Gottheit offenbar mitgeschaffen. Aber die einzelnen Handlungen, die Art, wie einer sich zum Urheber einer Handlung macht, kartr'itvam, daran ist die Gottheit unschuldig, sie gehen aus jedes einzelnen Charakter hervor. Karma ist gleichgültig, und kann das uneigennützige Handeln des Weisen, oder das selbstsüchtige seyn. Aber die einzelne Handlung verbindet sich, wie sie entsteht, mit

Begierde nach ihren Früchten, oder mit dem, jeden Erfolg geringschätzenden Gleichmuth.

32.

Zu IV. 17. Vikarma kommt, so viel ich bemerkt habe, außer dieser Stelle in der Bh. G. nicht vor. Ich halte aber secessio ab opere für die vollkommen richtige Uebersetzung dieses Ausdrucks, und Hr. Langlois unterscheidet wohl nicht genau genug, wenn er dies mit *otium*, akarma für dasselbe hält. Was Colebrooke (p. 108. nr. 9.) von conjunction und disjunction (vermuthlich sanyôga und viyôga) bemerkt, daß nämlich der letztere beider Ausdrücke nicht bloß die Verneinung des ersteren ist, trifft gewiß auch hier ein. Akarma ist das Nicht-Handeln überhaupt, aus irgend einem Grunde, und ohne Rücksicht darauf, ob je vorher gehandelt worden ist; vikarma das absichtliche Aufgeben des Handelns, das Uebergehen von karma zum akarma. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied, und gar keine bloße Spitzfindigkeit.

33.

P. 248. zu V. 16. Wenn man nicht, wie Hr. Langlois jedoch fast anzunehmen scheint, dem Scholiasten schlechterdings in jeder Erklärung folgen muß, so würde ich mit Ihnen âtmanah für den Ablativ halten, und yêshâm auf dies Wort, und nicht auf jnânam beziehen. Hr. Langlois scheint gar nicht darauf zu achten, daß ausdrücklich tad-ajnânam dasteht. Dadurch wird die Unwissenheit, oder vielmehr der Mangel an Erkenntniß, von dem hier die Rede ist, auf den vorhergehenden Slokas bezogen, und dieser spricht augenscheinlich von dem Mangel

der Erkenntniß überhaupt, welcher der Ursprung lasterhafter Handlungen ist. Dagegen, daß Hr. Langlois âtmanah durch summi spiritus übersetzt, läßt sich noch erinnern, daß, um diesen Begriff auszudrücken, immer paramâtman gebraucht wird, was auch im sechsten Gesange, auf den er sich bezieht, (sl. 7.) ausdrücklich steht, und daß er eine Stelle hätte anführen sollen, wo âtman allein in derselben Bedeutung genommen wird. Als eine solche könnte die in Manus Gesetzbuch angesehen werden, wo es (XII, 119.) heißt.

आत्मैव देवताः सर्वाः सर्वमात्मन्यवस्थितं ।
आत्मा हि जनयत्येषां कर्मयोगं शरीरिणां ॥

Hier erklärt der Scholiast âtmâ richtig durch paramâtmâ. Denn wenn der Brahmane alles in sich selbst, in seiner Seele sehen soll, wie Sl. 118 gesagt wird, so kann dieß nur dadurch geschehen, daß der höchste Geist Alles beseelt, und daher alles Beseelte in sich faßt, die Allseele ist, was der Scholiast durch sarvâtmatvam paramâtmanah ausdrückt. Es ist aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den besondern gebraucht, damit der Sl. 119 zum vorhergehenden passen soll, und weil auch wirklich der philosophische Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geistigen liegt. Es läßt sich daher nach meinem Ermessen aus der Verwechselung beider Ausdrücke an dieser Stelle nichts auf andre schließen, wo solche besondere Gründe nicht vorhanden sind. Bopp, den ich über diese Stelle zu Rathe gezogen habe, zweifelt, daß âtmanah mit nâs'inam verbunden, der Ablativ seyn könne, da dieser Casus immer nur da gebraucht

werde, wo man, wie bei Bewegung, Hervorbringung, Vergleichung, den Begriff der Entfernung anwenden könne, was bei Zerstörung nur gezwungener Weise möglich sei. Er wünschte wenigstens eine Stelle zu kennen, die in dieser Construction der gegenwärtigen ähnlich sei. Er verbindet also bis dahin das Wort, als Genitiv, mit yêshâm tad-ajnânam deren eben erwähnte Unwissenheit der Seele oder des Geistes durch Wissen zerstört, oder vernichtet ist.

34.

P. 251. zu VI. 23. Auch hier scheint mir der Sinn dem philosophischen Zusammenhange allein angemessen, wenn man mit Ihnen den Apostroph wegläßt. Freilich aber muß man die Bedeutung von nirvin'n'a-chêtasâ richtig auffassen. Dies Wort scheint mir denjenigen anzudeuten, dessen Geist nicht von Wissen und Sorgen gestört und beladen ist, welcher den nirvêda besitzt, der II. 52. als Ziel vorgestellt wird, und den an einer Stelle Hr. Langlois selbst eben so erklärt.

Die weitere Fortsetzung der Auszüge des Hrn. Langlois ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Nicht vergessen darf man bei seiner Arbeit, daß er, als er dieselbe niederschrieb, die meisterhaften Colebrookschen Abhandlungen nicht benutzen konnte, die ein so großes Licht auch über die Bhagavad Gita (obgleich er sonderbarer Weise derselben mit keinem einzigen Worte gedenkt;) verbreiten, und vor deren Lesung mir wenigstens der philosophische Inhalt dieses wundervollen Gedichts in mehreren Theilen dunkel geblieben war.

X.

An
Herrn Professor Heeren
in Göttingen.

Ueber die Abtheilung von den Indern in dessen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.

Erster Brief.
Die Verdienste der Vorgänger.

Es hat mir ungemein leid gethan, daß Ew. Wohlgeboren aus meiner Indischen Bibliothek Anlaß zu einer Empfindlichkeit genommen haben, die Sie in der Vorrede zur zweiten Ausgabe Ihrer Schrift über das alte Indien äußern. Wiewohl ich mich hiebei ganz unschuldig weiß, so ist es mir doch angelegen, mich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, als hätte ich Ihre Verdienste um die Indische Alterthumskunde absichtlich verschwiegen, ja vielleicht Ihre Entdeckungen mir unrecht-

mäßig zugeeignet. Denn diese Beschuldigungen liegen nur allzudeutlich in Ihren schonenden Worten. *) Da Ew. W. Ihre Klage öffentlich geführt haben, so werden Sie es natürlich finden, daß auch meine Erwiederung auf demselben Wege, durch den Druck, zu Ihnen gelangt.

In einem Aufsatze, womit ich die genannte Zeitschrift eröffnete: über den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie, (im Jahre 1819) hätte nach Ihrer Meinung Ihr Name nicht übergangen werden dürfen. Aber ich bitte Ew. W. zu erwägen, daß ich in diesem kurzen Abrisse, wie schon dessen Ueberschrift besagt, nur von den bisherigen Fortschritten Europäischer Gelehrten in der Kenntniß des Sanskrit handeln wollte: von den vorhandenen und durch den Buchhandel verbreiteten Hülfsmitteln zur Erlernung jener Sprache, den Grammatiken, den Wörterbüchern, oder Glossarien; von den bisher gedruckten Ausgaben der Original-Texte; von den Anfoderungen der Hermeneutik und Kritik an die künftig zu veranstaltenden, endlich von dem typographischen Werkzeuge. Hier hatte ich also keine Gelegenheit Sie zu nennen: auf die Ehre, Sie im Fache der

*) Heeren's Werke. XII. Thl. S. 12. »Der kurze Aufsatz, über den jetzigen Zustand der Indischen Philologie, »den der Herr Prof. A. W. von Schlegel auf 27 Seiten »dem ersten Stück seiner Indischen Bibliothek vorgesetzt »hat, kann dazu wohl nicht hinreichen. Hat es demselben gleich nicht nöthig geschienen, seinen Vorgänger »auch nur mit einem Wort darin zu erwähnen, so ist »es diesem doch angenehm gewesen, ihn in seinen Urtheilen meist mit sich übereinstimmen zu sehen.«

Indischen Sprachkunde zum Vorgänger gehabt zu haben, muß ich Verzicht leisten. Ew. W. hatten nicht den entferntesten Grund, hiebei von meiner Seite übeln Willen vorauszusetzen, da ich so viele um die Indische Alterthumskunde sehr verdiente Gelehrte, einen Rennel, einen Vincent u. a., ebenfalls nicht erwähnt, ja selbst bei den Stiftern dieses Sprachstudiums, mit Uebergehung ihrer übrigen Arbeiten, mich auf die Anzeige der eigentlich philologischen beschränkt hatte.

Es war Ew. W. angenehm, »mich in meinen Ur»theilen meist mit Ihnen übereinstimmen zu sehen.« Ohne Zweifel hatten Sie hiebei meine Aeußerungen in andern Stücken der Indischen Bibliothek vor Augen, da die in jenem Aufsatz abgehandelten Gegenstände, nach Ihrer eignen Erklärung, außer dem Kreise Ihrer Beurtheilung liegen.

Es würde sehr nachtheilig für die Erweiterung und Befestigung unsrer geschichtlichen Kenntnisse werden, wenn jeder, um seinen Scharfsinn und die Unabhängigkeit seiner Untersuchungen geltend zu machen, seinen Vorgängern widersprechen wollte. Leider ist es nur allzuoft geschehen. Das Wahre muß anerkannt werden, wie sehr es auch durch wiederholten Vortrag den Reiz der Neuheit verloren haben mag. Ich bitte Ew. W. zu glauben, daß es auch mir sehr willkommen ist, wenn ich nicht erst durch eine Widerlegung meinen Ueberzeugungen Eingang zu verschaffen brauche, wenn ich mich schon auf das Ansehen berühmter Gelehrten berufen, und auf fester Grundlage weiter fortbauen kann. Ich bin daher keinesweges gesonnen in Abrede zu stellen, daß ich in vielen

Hauptpunkten mit Ihren Ansichten vom alten Indien ganz einverstanden bin: vielmehr erkläre ich diese Uebereinstimmung sehr gern ausdrücklich. Nur muß ich bemerken, um nicht gegen andere Vorgänger ungerecht zu seyn, daß ich, lange bevor die erste Ausgabe Ihrer Schrift über Indien erschien, hauptsächlich aus zwei Büchern dieselben Belehrungen geschöpft, dieselben Ueberzeugungen gefaßt hatte, welche nachher mein Bewegungsgrund wurden, sobald sich die Gelegenheit darbot, das Sanskrit zu erlernen. Das erste dieser Bücher rührt von einem Manne her, den ganz Europa als einen gelehrten, gründlichen, besonnenen und unbefangenen Geschichtforscher, zugleich als einen Meister in der Geschichtschreibung verehrt. Ew. W. errathen nun schon, daß ich Robertson meine. Im Jahr 1791 erschien seine »historische Untersuchung »über die Kenntniß, welche die Alten von Indien besessen, und über den Fortschritt des Handels mit diesem »Lande bis zur Entdeckung der Seefahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung; nebst einem Anhange, ent»haltend Bemerkungen über die bürgerliche Verfassung, »die Gesetze und die Rechtspflege, die Künste und Wis»senschaften, und über die religiösen Einrichtungen der »Indier.«

Aus dem ausführlichen genau entsprechenden Titel geht schon hervor, daß die Schrift denselben Gegenstand wie die Ihrige behandelt. Aber auch in den Ergebnissen der Untersuchung findet eine Uebereinstimmung Statt, welche selbst dem flüchtigsten Leser beider Schriften nicht entgehen kann. Wie Sie hat Robertson das hohe Alterthum und die frühe Wichtigkeit des Handelsverkehrs

mit Indien behauptet; wie Sie hat er diesen Satz durch die Zeugnisse der Alten, sowohl der Griechen und Römer, als der Biblischen Schriftsteller bewiesen; wie Sie hat er die Beschaffenheit dieses Handels treffend geschildert, der das Eigenthümliche hatte, daß die starke Ausfuhr meistens nicht von den Eingebohrnen des Landes, sondern von Fremden betrieben ward, welche ihren Bedarf aus Indien abholten; wie Sie hat er gezeigt, daß dieser Handel großentheils nicht in einem Austausch von Waaren bestand, sondern daß die Indischen Erzeugnisse, wie noch heut zu Tage, mit edeln Metallen vergütet werden mußten; wie Sie hat er dargethan, daß demungeachtet die Völker, welche in jedem Zeitalter ausschließend oder vornämlich im Besitze des Verkehrs mit Indien waren, zu außerordentlichem Wohlstande gelangten, weil sie die Masse des Eingekauften nur dem geringeren Theile nach selbst verbrauchten, das übrige aber mit großem Gewinn weiter verhandelten; wie Sie hat er hieraus auf die frühe und weite Verbreitung Indischer Waaren im ganzen Abendlande geschlossen; wie Sie hat er die Völker namhaft gemacht, welche nach einander die Vermittler dieses Verkehrs waren: in unsern ältesten historischen Zeiten die Phönicier und Araber; später die Bewohner Aegyptens unter den Ptolemäern, dann unter den Römern; wie Sie hat er die Wege nachgewiesen, worauf man nach Indien gelangte; die Fortschritte der Seefahrt bezeichnet, auf die Wichtigkeit des Caravanen-Handels aufmerksam gemacht, und dessen Wege auszumitteln gesucht; wie Sie hat er den Umstand, daß Indien in allen uns bekannten Zeitaltern, wenig des Auslandes bedürftig, diesem eine solche Menge, sowohl

von Erzeugnissen seines Bodens und Himmelstriches als von künstlichen Arbeiten, liefern konnte, als einen Beweis großer Betriebsamkeit betrachtet; wie Sie hat er aus diesem Flore des Gewerbfleißes die Höhe und reiche Entwickelung der Indischen Cultur schon im entfernten Alterthume gefolgert; wie Sie hat er die Eigenthümlichkeit dieser Cultur in Bezug auf die gesellige Verfassung, auf Kunst und Wissenschaft nach den Zeugnissen der Alten, den heutigen Beobachtungen, den Denkmalen der Baukunst, endlich nach den wenigen Proben der Litteratur, welche damals ans Licht gefördert waren, treu und anschaulich aufgefaßt. Unstreitig haben Ew. W. manches einzelne berichtigt und genauer ausgeführt, wozu die vielseitigen Aufklärungen über das alte und neue Indien, welche in dem Zeitraume von vier und zwanzig Jahren bis zur ersten Ausgabe Ihrer Schrift, von drei und dreißig Jahren bis zu der neuesten, mitgetheilt worden sind, Ihnen Mittel an die Hand gaben; aber die Aehnlichkeit des Gemähldes in den Hauptzügen und allgemeinen Umrissen ist dadurch nicht vermindert worden.

Einen solchen Vorgänger nun haben Ew. W. nirgends erwähnt, nirgends, wäre es auch nur um sich die Mühe eines Beweises zu ersparen, auf ihn zurückgewiesen. Als ich zum erstenmale diese Bemerkung machte, traute ich meinem Gedächtnisse und meiner Aufmerksamkeit nicht. Ich ging Ihre Schrift verschiedentlich in dieser Beziehung durch. Es ist wirklich so. Der Name Robertson wird nirgends weder im Text noch in den Anmerkungen erwähnt. Unbekannt konnte Ihnen sein Werk, durch Georg Forsters Uebersetzung auch in Deutschland verbreitet, nicht

geblieben seyn. Auch haben Sie dessen nackten Titel, ohne Lob oder Tadel, in Ihrem Handbuch der alten Staatengeschichte aufgeführt. Ohne Zweifel hatten Ew. Wohlgeboren einen triftigen Grund zu dieser Uebergehung. Ich vermuthe daß, ungeachtet der an der Oberfläche liegenden Uebereinstimmung, dennoch zwischen den beiderseitigen Ansichten ein geheimer Zwiespalt, ein innerer Widerspruch obwaltet, der nur mir nicht hat klar werden wollen. Vielleicht haben Sie, aus Schonung für das Andenken des würdigen Mannes, ihn nicht ausdrücklich widerlegen, seine Schwäche nicht offenbar machen wollen. Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist dieß, daß Sie in Ihrer Vorrede, zwar ohne Nennung seines Namens und mit einer Wendung, wodurch das strenge Verwerfungsurtheil vielen Ihrer Leser entgehen mag, dennoch auf das entschiedenste seinem Werke allen Werth absprechen. »Dieser Abschnitt soll, sagen Sie, die nöthigen »Vorkenntnisse umfassen, welche, außer der Sprache, »derjenige bedarf, der sich mit Sanskrit-Litteratur und »Indischer Alterthumskunde beschäftigen will. Daß eine »solche Einleitung zu diesem Studium nicht nur nützlich, »sondern unentbehrlich sei, kann niemand verkennen. »Als vor nunmehr zehn Jahren die erste Ausgabe dieser »Untersuchungen in der dritten Auflage der Ideen als »neuer Zusatz erschien, war durchaus nichts vorhanden, »was diesem Bedürfniß hätte abhelfen können; und der »schnelle Absatz, den damals der veranstaltete besondere »Abdruck derselben fand, giebt mir die gegründete Hoff»nung, nicht vergeblich gearbeitet, sondern der Sanskrit»Litteratur in Deutschland ihren Eingang wesentlich er-

»leichtert zu haben. Aber auch seit dieser Zeit ist mir »nichts bekannt geworden, was diese Lücke ausfüllen »könnte.«

Robertson hatte freilich bei Abfassung seiner Schrift außer dem gelehrten Zwecke, noch einen höheren praktischen. Er wollte die Wichtigkeit des Handels mit Indien ins Licht setzen; er wollte zeigen, daß das Gedeihen dieses Handels auf dem Flore des Gewerbfleißes, folglich auf der Bevölkerung und dem innern Wohlstande beruhe, welche durch Erpressungen und rohe Gewalt nothwendig zu Grunde gehen müssen; er wollte seinen Landsleuten Achtung vor einer Nation von mehr als hundert Millionen Menschen einflößen, deren Beherrschung das Schicksal in ihre Hand gegeben hatte; er foderte diese Achtung im Namen des alten Ruhmes und der geistigen Ausbildung, im Namen der frühen Fortschritte in Benutzung der Natur, in Kunst und Wissenschaft, womit die Indier andern Völkern vorangegangen sind. »Wenn ich hoffen dürfte, sagt er am Schlusse seines Werkes mit einer rührenden Erhebung des Gemüths, »daß die Schilderung, welche »ich von den Sitten und Einrichtungen der Bewohner »Indiens gegeben habe, nur im geringsten Grade und »mit einem entfernten Einflusse, dazu beitragen könnte, »mehr Achtung vor ihrem Charakter einzuflößen, und »ihre Lage glücklicher zu machen, so würde ich meine »litterarischen Arbeiten mit der Genugthuung beschließen »zu denken, daß ich nicht vergeblich gelebt oder geschrieben habe.«

Segen den Manen des weisen und frommen Menschenfreundes! Seine Hoffnungen sind nicht unerfüllt

geblieben. Gemeinschaftlich mit Warren Hastings, Sir William Jones und so manchen andern edeln Britten hat er dahin gewirkt, daß in Indien eine besser geordnete Verwaltung eingeführt, daß der Grundsatz anerkannt wurde, die bürgerlichen Verhältnisse nach dem einheimischen Gesetz zu richten, nach jenem alten Gesetz, welches die Griechen bewog, die Indier als die gerechtesten aller Menschen zu rühmen. Wie hätte hiebei die Stimme eines Schriftstellers überhört werden mögen, der bei seiner Nation das größte Ansehen genoß und noch genießt, dessen milde und edle Gesinnung, dessen heitrer und besonnener Geist überall hervorleuchtet; dessen anschauliche Darstellung, dessen sanfte Beredsamkeit, anspruchlos bei der gewähltesten Reinheit und Zierlichkeit des Vortrags, auch solche Leser anziehen muß, die keine Theilnahme an dem Gegenstande mit hinzubringen?

Neben diesem höheren Zwecke hatte Robertson aber auch ganz bestimmt die Absicht, Neigung zur Erforschung der Indischen Alterthümer und Litteratur zu erwecken. Darum verweilt er mit Vorliebe bei den alten Denkmalen der Baukunst; darum giebt er von den wenigen damals ans Licht gezogenen Original-Schriften Auszüge und Proben, die ein günstiges Urtheil bewirken konnten; darum geht er sogar aus seiner eigentlichen Sphäre hinaus, und handelt ausführlich von den Fortschritten der Indier in der Mathematik und Astronomie, wobei ihm sein berühmter Freund Playfair zu Hülfe kam. Der bescheidene Mann wollte, wie er selbst sagt, nur ein populares Werk liefern, doch hat er in den Anmerkungen

auch die gelehrteren Leser bedacht, und sich auf sehr gründliche Erörterungen eingelassen.

Robertsons Schrift war allerdings vorhanden, als die Ihrige erschien. Dennoch war nach Ihrer Versicherung durchaus nichts vorhanden, was zur Einleitung in das Studium der Sanskrit-Litteratur und Indischen Alterthumskunde hätte dienen können. Folglich ist auch seine Schrift völlig unbrauchbar, und verdient in die Rumpelkammer der Bibliotheken geworfen zu werden.

Nach dieser Darlegung Ihrer Verfahrungsweise gegen Robertson wird es niemanden befremden, daß Ew. W. es mit meinem Bruder Friedrich von Schlegel, einige Citationen ausgenommen, nicht anders gehalten haben. Seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier ist im Jahr 1808, sieben Jahre vor der Ihrigen erschienen; er hat darin von dem Bau des Sanskrit, von dessen Verwandtschaft mit dem Persischen und mehreren abendländischen Sprachen, von der Philosophie und Poesie der Indier gehandelt; er hat in einem eignen Abschnitt den Werth und Zweck des Indischen Studiums zu würdigen und zu bestimmen versucht. Dennoch war nach Ihrer Versicherung durchaus nichts vorhanden, was zur Einleitung in dieses Studium hätte dienen können. Ew. W. bleibt es überlassen, diese zwar verkleideten und auf einem Umwege vorgebrachten, aber darum nicht weniger zuversichtlichen Urtheile zu rechtfertigen. Vor der Hand glaube ich immer noch meinen Schülern jene beiden Schriften empfehlen zu können: um so mehr, weil sie sich gewissermaßen ergänzen, indem Robertson mehr eine exoterische, mein Bruder eine esote-

rische Einleitung zur Kenntniß des alten Indiens gegeben hat.

Ew. W. hatten die wohlwollende Absicht, die Deutschen Gelehrten, die sich mit dem Sanskrit beschäftigen, durch Ihr Lob aufzumuntern und zu belohnen, wiewohl dies etwas gewagt war. Denn da Ihnen hiebei ein zuverlässiger Maaßstab der Beurtheilung fehlt, so liefen Sie Gefahr, Leistungen von sehr verschiedenem Werth in gleichen Rang zu stellen. Aber die Zeitordnung hätte ohne Kenntniß der Sprache wohl beobachtet werden mögen. Dennoch hat sich ein beträchtlicher Anachronismus eingeschlichen.

S. 93. 94. »Die kriegerischen Verhältnisse und die »Continentalsperre hielten die wichtigen theils in England, »wo bereits ein eigenes Institut, zu Hartford College, »für die Erlernung der Indischen Sprache gestiftet war, »theils in Bengalen erschienenen Hülfsmittel, Sprachlehren »und Grammatiken, zurück, bis die wieder hergestellte »Ruhe sie uns mit so vielen andern zuführte. Dennoch »war schon unterdessen der Deutsche Geist erwacht, und »zwei junge Männer, die Herren Bopp und Frank, »unterstützt von der Freigebigkeit der Baierischen Regie»rung, gingen nach England an die Quelle, und kamen »mit reicher Ausbeute zurück. In ihre Fußtapfen traten »die Schlegel und Andere, und wir dürfen nicht mehr »zweifeln, daß die schon aufgekeimte Saat auch reifen, »und reiche Früchte tragen wird.«

Ich kann es mir gern gefallen lassen, hier im Nachtrabe zu erscheinen: für meinen Bruder aber muß ich eine Protestation einlegen. Er hat im Frühling des Jahres 1803 unter der Leitung seines Freundes, des jüngst ver-

storbenen Alexander Hamilton, in Paris angefangen das Sanskrit zu erlernen. In der Vorrede zu der eben erwähnten Schrift hat er von seinen Hülfsmitteln und Arbeiten Bericht erstattet. Ich habe von der damaligen Schwierigkeit des Unternehmens gesprochen. (Ind. Bibl. B. 1. S. 6.) Es wäre überflüssig ein Wort weiter hinzuzufügen. Mein Bruder ist unbestritten der erste Deutsche, der in Europa, ohne nach Indien gereist zu seyn, sich die Kenntniß des Sanskrit erworben und Proben davon abgelegt hat. Weit entfernt, in dieser Priorität einen eiteln Ruhm zu suchen, hat er vielmehr die vergeßnen Namen Deutscher Missionare ans Licht gezogen, welche schon im siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts sich derselben Bemühung unterzogen hatten.

Im Jahr 1808 gab er seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier heraus. Hr. Othmar Frank beschäftigte sich damals noch ausschließend mit dem Persischen, und unternahm in seiner Schrift: de Persidis lingua et genio, Commentationes Phaosophico-Persicae, 1809, meinen Bruder zu widerlegen, indem er behauptete, jedoch ohne andre Kenntniß des Sanskrit, als die aus dem Pater Paullinus geschöpfte, diese Sprache sei aus dem Neupersischen abzuleiten, welches er in seiner heutigen Form für uralt ausgab. Aus einer beträchtlich späteren, aber in einem ähnlichen Sinne abgefaßten Schrift (Fragmente eines Versuchs über dynamische Spracherzeugung nach Vergleichungen der Persischen, Indischen und Deutschen Sprachen und Mythen, 1815.) ergiebt sich deutlich, daß der Vf. sich auch damals noch keine eigene und unmittel-

bare Bekanntschaft mit dem Sanskrit verschafft hatte. Hrn. Bopp gebührt in der Zeitfolge die zweite Stelle. Er hatte eben in dem Werke meines Bruders, und in dem Rath seines Lehrers, meines würdigen Freundes Windischmann, die wirksamste Anregung zu seinem Vorhaben gefunden, und ging im J. 1812 nach Paris, um es zur Ausführung zu bringen. Kurz nach Beendigung des Krieges hatte ich das Glück ihn dort kennen zu lernen. Bald darauf übten wir uns gemeinschaftlich, wie wir auch seitdem immer in freundschaftlichem Wetteifer und Einverständniß für denselben Zweck gewirkt haben.

Bereits im J. 1815 (Heidelb. Jahrb. 1815, Sept. Nr. 56.) beeiferte ich mich, dem Publicum die Erwartungen von Hrn. Bopp anzukündigen, welche er seitdem vollkommen gerechtfertigt hat. Seine Abhandlung über das Conjugations-System der Sanskrit-Sprache, nebst Uebersetzungen, erschien im J. 1816, durch eine geistreiche und beredte Vorrede seines Lehrers in die gelehrte Welt eingeführt; seine Ausgabe des Nalus im Jahr 1819. Herrn Othmar Franks Chrestomathie im Jahr 1820, seine Grammatik im Jahr 1823. Aber ich fürchte, Sie haben es mit dem zuletzt genannten Schriftsteller ganz verdorben: Ihr Ausdruck, ich sei in seine Fußstapfen getreten, klingt allzu ironisch. Was von mir geschehen, (Bhag. G. Praef. p. XII, XIII. Ind. Bibl. B. II., S. 19—24.) könnte man eher ein Hindurchtreten durch die Fußstapfen nennen.

Ein Historiker von Ihrem Range vernachläßigt die Chronologie selbst in Nebendingen nicht; Sie werden gewiß nicht unterlassen, dieß zu berichtigen.

Allerdings konnten Ew. W. mit Recht erwarten, daß in einer den Indischen Studien ausschließlich gewidmeten Zeitschrift von Ihrem Werke ausführlich die Rede seyn würde. Auch ist dies bisher nur zufällig unterblieben. Das Publicum war schon seit fünf Jahren im Besitz der ersten Ausgabe, als ich meine Zeitschrift eröffnete; und ich war darin zunächst mit den neuesten gelehrten Mittheilungen und mit eignen Untersuchungen beschäftigt. Seitdem die zweite Ausgabe in der Sammlung Ihrer historischen Werke erschien, haben andre Geschäfte und Arbeiten geraume Zeit die Fortsetzung der Indischen Bibliothek unterbrochen. Jetzt hoffe ich Sie zu überzeugen, daß ich Ihrem Werke meine ganze Aufmerksamkeit zugewendet habe. Ich wähle dazu nicht die trockne und unfruchtbare Form der Recensionen, welche gewöhnlich keine für die Wissenschaft ersprießlichen gegenseitigen Erörterungen herbeizuführen pflegt. Ihnen selbst will ich meine Bemerkungen, Zweifel, Einwendungen, ja meinen entschiedenen Widerspruch vorlegen, und ich bin gewiß, daß Sie in meiner Freimüthigkeit einen Beweis meiner Hochachtung sehen werden. Die Blätter dieser Zeitschrift stehen Ihnen jederzeit zu meiner Widerlegung offen.

Zweiter Brief.

Die Unentbehrlichkeit der Sprachkenntniß.

Zuvörderst kann ich nicht umhin, Ihnen meine Verwunderung darüber zu bezeugen, daß Sie in einem Mittelpunkte Deutscher Gelehrsamkeit, welcher seit langer Zeit den Ruhm genießt, daß nicht nur die öffentliche Bibliothek, sondern auch die Kenntnisse der dortigen Gelehrten mit jedem wissenschaftlichen Zuwachs des Zeitalters gleichen Schritt halten, mit einem so dürftigen Büchervorrathe ausgestattet waren. Das Wörterbuch des Sanskrit von Wilson (nicht von Wilkins, wie Sie, vermuthlich durch einen Druckfehler, sagen) war fünf Jahre nach seiner Erscheinung in Calcutta noch nicht in der Göttingischen Bibliothek vorhanden!

Ew. W. glaubten dieses Buch, als nicht besonders wichtig für Ihre Zwecke, entbehren zu können. (Vorr. S. X.) Ich meyne doch, es würde Ihnen sehr nützlich gewesen seyn, unter der Voraussetzung, daß Sie für das Nachschlagen einen Gehülfen gefunden hätten, der die Devanagari-Schrift genugsam lesen konnte, um die Wörter nach der alphabetischen Ordnung aufzufinden; und dieß ist eine Fertigkeit, welche meine Schüler in wenigen Wochen zu erwerben pflegen. So manche mythologischen und geographischen Artikel, sorgfältig zu Rathe gezogen, hätten Mißverständnissen vorgebeugt, wovon wir bald einige Beispiele sehen werden. Wenn Ew. W. aber auch von dem Wörterbuche gar keinen Gebrauch machen wollten, so würden Sie doch in der ausführlichen

Vorrede schätzbare Aufklärungen gefunden haben. Unter andern widerlegt der Verfasser darin Bentley, der das classische Zeitalter der Indischen Litteratur um mehr als ein Jahrtausend herunter zu rücken gedachte; er erörtert sehr gründlich die Periode der Religionskriege zwischen den Anhängern der Brahmanischen und Buddhistischen Religion: ein Ereigniß, über dessen Dunkelheit Sie Klage führen, (S. 131) und wobei allerdings noch manches aufzuklären übrig bleibt. (Vergl. Ind. Bibl. B. I. S. 416 — 420.)

Bei der Benutzung Sanskritischer Original-Schriften waren Ew. W. auf Uebersetzungen beschränkt, oder auf solche Ausgaben, die von Uebersetzungen und Anmerkungen begleitet sind, dergleichen es bisher nur wenige gab. Unter der geringen Anzahl ist Ihnen doch ein wichtiges Stück entgangen, das allegorische Schauspiel Prabôdha-Chandrôdaya, übersetzt von Hrn. Taylor, und durch meinen verehrten Freund Sir James Mackintosh zum Druck befördert. Es ist sehr lehrreich für die Charakteristik der philosophischen Schulen und religiösen Sekten. Auch die Uebersetzungen der Bhagavad-Gita und des Hitopadesa von Wilkins haben Ihnen gefehlt, und damit zugleich die schätzbaren Anmerkungen, womit er sie begleitet hat.

Wenn ich oben sagte, daß viele zu Untersuchungen über das alte Indien dienliche Werke Ihnen entweder gemangelt haben, oder nicht bekannt geworden sind, so gründete ich dies nicht auf das Ihrer Vorrede eingeschaltete Verzeichniß, welches sich auf die zugänglichen Erzeugnisse Sanskritischer Litteratur beschränkt, sondern auf die Uebersicht alles dessen, was Sie in Ihren Anmerkungen

benutzt haben. Um nicht die Zeit mit Abschreiben von Büchertiteln zu verlieren, verweise ich auf den Catalog, welchen die Buchhandlung der Ostindischen Compagnie, Kingsbury, Parbury et Allen, jährlich herauszugeben pflegt; und so fern von älteren Büchern die Rede ist, auf den Catalog der Bibliothek des verstorbenen Langlès, den ich nicht erwähnen kann, ohne der Bereitwilligkeit, womit er seine Bücherschätze fremden Gelehrten öffnete, dankbar zu gedenken. Es ist unermeßlich viel über Indien geschrieben, und es wird damit in einem steigenden Verhältniß fortgefahren. Dem Alterthumsforscher kann nicht zugemuthet werden, diese ganze Bibliothek durchzulesen, wiewohl es vielleicht wenig sonst brauchbare und glaubwürdige Bücher über das heutige Indien giebt, worin nicht eine oder die andre nützliche Nachricht für die Kenntniß des alten zu finden wäre. Jedoch erwähne ich nur die Uebergehung solcher Bücher, die eigentlich der Vorzeit des Landes gewidmet sind. Ew. W. nennen Polier's Indische Mythologie das ausführlichste Werk über diesen Gegenstand: folglich war Ihnen Moor's Hindu Pantheon (London 1810, 4to) nicht bekannt geworden. Dieses Werk, worin der bescheidene Verfasser sowohl alles bisher bekannte als die mündlichen Mittheilungen der Brahmanen fleißig zusammengestellt hat, ist schon wegen der schönen und zahlreichen Kupfertafeln (105 Blätter, und auf den meisten mehrere Figuren) jedem unentbehrlich, der sich mit der Deutung der Bildwerke an den alten Tempeln beschäftigt. Hier lernt man die Attribute der Götter nach ihrem jedesmaligen Charakter kennen, und um so sicherer, weil ein Veteran dieser Wis-

senschaft, Wilkins, den Zeichnungen die Namen in Devanagari-Schrift eigenhändig beigesetzt hat.

In das Lob, welches Sie der Mythologie des Obersten von Polier ertheilen, stimme ich ganz ein. Der große Vorzug des Buches besteht darin, daß es ein Asiatischer Bericht über das Religions-System der Brahmanen ist: aber ertheilt von einem hellen denkenden Kopf, der selbst nicht darin befangen war: denn Ramachandras war seiner Denkart nach ein Philosoph, im bürgerlichen Leben bekannte er sich zu der Gemeinde der Seik's, welche allen Bilderdienst verwerfen. Diesen Vortrag hat der Europäische Schüler treu und mit Sinn aufgefaßt. Nur hat das Buch zwei Gebrechen: den fehlerhaften Französischen Stil, und die Entstellung der Namen, welche so weit geht, daß es auch dem Kenner der Indischen Mythen oft schwer fallen muß, zu errathen, was damit gemeynt ist. Deswegen wäre ein neuer berichtigter Abdruck sehr wünschenswerth.

Ew. W. wollten in der ersten Abtheilung Ihrer Schrift eine kritische Ansicht der Indischen Alterthumskunde geben, und behaupten in der Vorrede, dieß lasse sich gar wohl ohne Kenntniß des Sanskrit leisten. Ich kann nicht umhin zu bezweifeln, daß es ohne diese Kenntniß auf eine für den Standpunkt des Zeitalters genügende Weise geschehen könne. »Sollte mir dennoch der Vorwurf »gemacht werden, sagen Sie, daß man, ohne Kenner »des Sanskrit zu seyn, nicht über Sanskrit-Litteratur »schreiben dürfe; — so ist meine Antwort, daß meine »Untersuchungen nicht die Sprache, sondern die Sachen »betreffen. Die weitere Rechtfertigung muß mein Werk »selbst geben.«

Mich dünkt, das Wesen der Kritik besteht eben darin, wo Zweifel oder Dunkelheit obwaltet, kein zugängliches Mittel zu Erforschung der Wahrheit unbenutzt zu lassen. Die Kenntniß des Sanskrit ist aber jetzt schon vollkommen zugänglich.

Ferner stehen die Sachen, diejenigen nämlich, womit wir uns nicht durch eigne Erfahrung bekannt machen können, weil sie zugleich einem entfernten Lande und einer entfernten Vorzeit angehören, häufig in dem genauesten Zusammenhange mit der Sprache.

Bei dem so oft bemerkten und beklagten Mangel einheimischer Geschichtschreibung, haben wir folgende Mittel uns über die Vorzeit Indiens aufzuklären: 1) Die Zeugnisse der Alten. 2) Die heutige Beobachtung. Diese ist besonders fruchtbar in einem Lande, wo seit Jahrtausenden so vieles in den Verfassungen, Sitten und Künsten der Einwohner unverändert stehen geblieben ist. 3) Die Denkmale, Tempel, Ruinen von Städten, Inschriften, Münzen u. s. w. 4) Die einheimische Litteratur. Auch bei dieser fehlt es uns noch gar sehr an andern als relativen Zeitbestimmungen; jedoch tragen die Erzeugnisse dieser Litteratur das Gepräge sehr weit von einander abstehender Zeitalter an sich.

Unter den Zeugnissen der Alten verstehe ich hauptsächlich die der Griechen und Römer. Doch müssen auch die der ältesten Arabischen Geschichtschreiber und Geographen, dann die der Ost-Asiatischen Völker, insbesondere der Chinesen, benutzt werden, sobald wir in den Besitz derselben gelangen.

Die Nachrichten der classischen Autoren über Indien, sind kurz, fragmentarisch, häufig sehr dunkel, und zuweilen erweislich irrig. Sie sind vielfältig nach der gegenwärtigen geographischen, ethnographischen und natur-historischen Kenntniß des Landes beleuchtet worden. Auf diesem Wege darf man schwerlich noch viel neue Aufklärungen erwarten. Nur die Kenntniß der einheimischen alten Sprache und Litteratur kann sie gewissermaßen von neuem befruchten.

Ew. W. behaupten das hohe Alter der Indischen Cultur. Ich ebenfalls, und vielleicht nach einem Maaßstabe, welcher mit der zusammengezwängten Chronologie unserer herkömmlichen Weltgeschichte nicht verträglich seyn dürfte. Wie aber, wenn der triftigste Grund für diese Annahme gerade in den Formen und dem Geiste des Sanskrit läge? Dieses ist freilich ein esoterischer Beweis, dessen Führung ein festes wissenschaftliches Gerüste fodert. Ich berühre dieß nur im Vorbeigehen, und gehe zu einzelnen Beispielen fort.

Ferner behaupten Sie, wie ich überzeugt bin, mit dem vollsten Recht, das hohe Alter des Handels mit Indien, und dessen Vermittlung vornämlich durch die Phönicier und Babylonier. Die ausdrücklichen Nachrichten darüber sind spärlich und dunkel; es ist wünschenswerth, sie von einer andern Seite her bekräftigt zu sehen. Meistens pflegt mit einer fremden Waare der Name zugleich eingeführt zu werden. Dr. Hunter bemerkt (As. Res. IX. p. 384.) daß der Griechische Name für Pfeffer, πεπερι, aus dem Sanskritischen पिप्पली pippalî, entstanden

ist, und daß nach dem Zeugnisse des Hippokrates die Griechen ihn von den Persern überkommen haben. Ew. W. haben dieß nicht aus der Acht gelassen. Wenn nun aber mehrere Griechische Namen für Indische Waaren zugleich offenbar Sanskritisch wären, und sich auch im Hebräischen wiederfänden, so wäre jener Handelsweg dadurch fast unwidersprechlich bewiesen. Der Indische Name der Baumwolle ist ohne Zweifel mit der Sache durch die Phönicier den Griechen zuerst zugeführt worden: कर्पास, karpâsa, כַּרְפַּס, κάρπασος. Unser vortrefflicher Sprachforscher, Hr. Gesenius, hat diesen Zusammenhang schon bemerkt, woraus zugleich hervorgeht, welche Bedeutung des Wortes bei den Griechen und Römern die ursprüngliche, und welche die übertragene war. Schon beim Homer kommt der Name eines Metalls vor, das nur in wenigen Ländern gegraben wird, und das wegen seiner Brauchbarkeit von jeher weit verführt wurde, und dieser Name ist Sanskritisch: κασσίτερος, कस्तीरं, kastîram, das Zinn.

Gelehrte Mineralogen haben darüber gestritten, ob die Opale der Alten wirklich aus Indien hergekommen seien, wiewohl Plinius es ausdrücklich sagt. Plurimum ab iis differunt *opali*, smaragdis tamen cedentes. India sola et horum est mater. — उपल, upala, ist aber ein alt-Indisches Wort, und bedeutet zwar auch im allgemeinen einen Stein, insbesondere aber einen Edelstein. (cf. Col. Am. K. et Wils. s. h. v.) Hiemit ist, wie mich dünkt, der Zweifel so ziemlich entschieden. Auch der Name des Smaragdes ist Sanskrit: मरकत,

marakata. Hieraus ergiebt sich zugleich, daß *μάραγδος* im Griechischen die ursprüngliche Form, und *σμάραγδος* daraus entstellt ist, wiewohl die Lexicographen das Gegentheil behaupten.

So gehen aus der Bekanntschaft mit der alten Sprache überraschende Aufklärungen und Entscheidungen hervor; wir werden sogar in den Stand gesetzt, Irrthümer der Alten mit Sicherheit zu berichtigen. Wie viel ist nicht über die Lage von Palibothra geschrieben und gestritten worden! Allerdings war die Sache auch ziemlich verwickelt. Strabo meldet bloß, diese Hauptstadt liege an der Mündung eines Flusses in den Ganges, Arrian nennt diesen Fluß Erannoboas, und sagt, er sei der größte unter allen, die sich in den Ganges ergießen. (Hist. Ind. Cap. X.) Das erste war richtig, das zweite ein Irrthum. D'Anville folgerte hieraus, Palibothra müsse an der Stelle des heutigen Allah-Abad an der Mündung der Yamuna gelegen haben, weil diese wirklich der größte Nebenfluß ist. Gibbon (Chapter LVII, note 6) hielt es für einerlei mit Canoge, (Kânyakubja) welches zwar am Ganges, aber an keinem Gemünde liegt. Rennel hat zuerst die Lage richtig bestimmt: in der Nähe von Patna, unterhalb der Mündung des Sonas. Allein er fand noch vielen Widerspruch. Der Baron von Sainte-Croix (Examen critique des historiens d'Alexandre le Grand, 2e ed. p. 742. 743.) wollte es sogar an den Ausfluß des Ganges hin verlegen: ein ungeheurer Fehlgriff! Nun wurde der wahre Name von Palibothra पटलिपुत्र, Pat'aliputra, ausgemittelt. Er kommt gleich am Eingange des Hitopadesa vor, jedoch ohne Bestimmung der

Lage. Plinius unterscheidet irriger Weise den Erannoboas vom Sonus: Influere in eum (Gangem) novendecim amnes. Ex iis navigabiles Condochatem, *Erannoboam*, Cosoagum, *Sonum*. Sir W. Jones bemerkt ganz richtig, Megasthenes habe den Namen हिरण्यवाहः, Hiranyavâhas als Ἐραννοβόας hellenisirt. Unser ältester Lexicograph, Amara-Sinhas, giebt diesen Namen als Synonym von Sonas; (cf. Col. Am. C.) und hiebei ist gar keine Verwechselung denkbar: denn beide Namen sind ausnahmsweise männlich, da die übrigen weiblich sind, und die Flüsse meistens in der Indischen Mythologie als Göttinnen erscheinen. Indessen könnte dieser Irrthum des Plinius, und die vermuthlich auch verfälschte Meilenzahl (425 M. P.) der Entfernung Palibothra's von der Mündung des Jomanes (Yamunâ) immer noch einigem Zweifel Raum lassen. Vor mir liegt eine Abschrift des Indischen Schauspiels von den Thaten des Chandra-Guptas, des Königes von Pataliputra: hier betrachtet er von dem Söller seines Palastes den vorbeiströmenden Ganges. Zugleich wird aber der Sonus als ganz in der Nähe befindlich, mehrmals erwähnt. Der König will an dessen jenseitigem Ufer seinen Sitz nehmen; (शोणोत्तरे उपवेष्टुमिच्छामि) er sendet eine Botschaft an einen dort wohnenden Schreiber. Demnach scheint eine Vorstadt am linken Ufer des Sonus gelegen zu haben.

Nun, denke ich, wird man doch keinen weiteren Beweis für die Richtigkeit der Meynung Rennels fodern? Wenn die Ruinen in der Nähe von Patna nicht dicht an der Mündung liegen, so ist es ein Zeichen, daß das Fluß-

bett eine etwas veränderte Richtung genommen. Auf diese Vermuthung könnte auch der in dem Schauspiel gebrauchte Ausdruck शोणोत्तरे, »am nördlichen Ufer »des Sonus,« führen, da der Fluß gegenwärtig in der Nähe seiner Mündung ziemlich gerade von Süden nach Norden fließt. Aber der Dichter nahm es wohl nicht so genau: die im ganzen nordöstliche Richtung des Flusses rechtfertigt den Gebrauch jenes Ausdrucks.

So wird der Alterthumsforscher, insbesondere bei geographischen Gegenständen, gewissermaßen unwillkührlich auf Fragen über die Sprache hingetrieben. Wo man nicht weiß, da räth man, und wie natürlich, häufig falsch. Dieß ist selbst dem vorsichtigen Robertson begegnet. Er wollte D'Anville's Bestimmung von Palibothra gegen Rennel in Schutz nehmen. »Der alte Name von Allah»Abad, sagt er, (Note XIV.) unter welchem es noch bei »den Hindu's bekannt ist, ist Praeg, oder Piyag, und »die Anwohner der Gegend werden Praegi genannt; und »dieß hat eine große Aehnlichkeit mit Prasii, der alten »Benennung des Königreichs, wovon Palibothra die Haupt»stadt war.« Jene Wörter sind verfälscht aus प्रयाग, prayâga. Nun verschwindet schon großentheils die Aehnlichkeit mit den Prasiern. Prayâga (cf. Wils. s. h. v.) heißt ein Gemünde zweier Ströme, welches die Indier als heilig betrachten. Dem Zusammenflusse der Yamunâ mit der Ganga, als dem heiligsten unter allen, kommt dieser Name vorzugsweise zu; vier andre Flußgemünde behaupten den nächsten Rang nach jenem. — Das wahre Original des Griechischen Πράσιοι ist प्राच्य, prâchya. Dieß bedeutet allgemein orientales; im Sanskrit hat es

aber eine besondere Bestimmung bekommen: die Landschaft im Süden und Osten des Flusses S'arâvatî. (cf. Col. Am. K. p. 66. not. 4) Dieser Fluß bleibt noch auszumitteln: Wilson verwechselt ihn irrig mit der Sarasvatî, welche viel zu weit westlich fließt. Den palatalen Buchstaben च, das ce, ci der Italiäner, konnten die Griechen nicht aussprechen, sie haben ihn öfter, wie hier, bloß durch Σ, auch wohl durch Z oder Ξ ausgedrückt.

Im Periplus des Arrian heißt es:

> Μετὰ δὲ Βαρύγαζαν εὐθέως ἡ συναφὴς ἤπειρος ἐκ τοῦ βορέου εἰς τὸν νότον παρεκτείνει· διὸ καὶ Δαχιναβάδης καλεῖται ἡ χώρα· δάχανος (f. leg. δάχινος) γὰρ καλεῖται ὁ νότος τῇ αὐτῶν γλώσσῃ.
>
> Nach Barygaza streicht das angrenzende feste Land sogleich von Norden nach Süden; weswegen auch die Landschaft Dachinabades genannt wird: denn Dachinos bedeutet in der Sprache der Einwohner den Süden.

Robertson sagt: (Note XXXIV) »Da die Griechen »und Römer, wenn sie irgend einen fremden Namen »auffassen, ihm immer eine ihrer eignen Sprache ange»hörige Endung geben, welche nach dem grammatischen »Bau beider Sprachen ihnen gewissermaßen unentbehrlich »war, so ist es klar daß Dachanos einerlei mit Deccan »ist, welches Wort noch jetzt dieselbe Bedeutung hat, und »noch jetzt diesen Theil der Halbinsel bezeichnet.« Die Griechen sind allerdings mit andern barbarischen Sprachen so verfahren; (S. Ind. Bibl. II. S. 314 u. f.) nur bei der alt-Indischen hatten sie es nicht nöthig, weil diese den Griechischen ganz ähnliche Endungen und Biegungen

hatte. In geographischer Hinsicht ist die Bemerkung richtig, nur darin irrt Robertson, daß er meynt, die verfälschende Abkürzung in Deccan sei schon damals üblich gewesen. Nichts weniger! Der Verfasser des Periplus hat seine Angaben aus dem reinsten Sanskrit geschöpft. दक्षिण, dakshina, in den drei Geschlechtern dakshinas, dakshinâ, dakshinam, heißt eigentlich δέξιος, dexter; weil man sich aber bei Bestimmung der Weltgegenden immer zuerst dem Orient zuwandte, dakshinâ, der Süden, und hiemit ist zusammengesetzt: दक्षिणापथः, dakshinâ-pathas; eigentlich der Weg nach Süden, dann die südliche Landschaft. Das क्ष entspricht zwar eigentlich dem Ξ, aber wegen des vollern Zischlautes mochte es für ein Griechisches Ohr dem χι verwandt scheinen. D'Anville theilte das Griechische Wort ab, als Dachin-Abades, weil er in der letzten Hälfte die im heutigen Indien so häufige Neupersische Endung —abâd zu erkennen glaubte. Ein starker Anachronismus! Doch bei einem Geographen, dessen Sache die Sprachkunde nicht war, mag es entschuldigt werden; nur Anquetil, der sich für einen Kenner in diesem Fache ausgab, hätte es ihm nicht nachschreiben sollen.

Vincent bemerkt mit Recht, D'Anville habe zu sehr nach Namens-Aehnlichkeiten gehascht, und sich dadurch bei der Geographie Indiens zu großen Fehlgriffen verleiten lassen. Der verdienstvolle Gelehrte scheint sich seiner eignen Schwäche nicht bewußt gewesen zu seyn: er ist freigebig mit Etymologien aus dem Neupersischen, wo sie gar nicht hingehören, und noch dazu, ohne die Sprache zu wissen. Die geographischen Angaben der Alten von

einem so entfernten Lande haben meistens keine wissenschaftliche Grundlage; erst Ptolemäus gab die Länge und Breite der Oerter an, aber da er ganz Indien falsch orientirt hatte, mit ungeheuern Irrthümern, wenn auch die Entfernung richtig geschätzt worden war. Die Vermuthungen schweifen also in einer unbestimmten Breite umher: man hat natürlicher Weise Stützpunkte gesucht, wirkliche oder scheinbare, um sie irgendwo anzuknüpfen. Aber die von den Griechen uns überlieferten Namen unmittelbar mit den heutigen zu vergleichen, ist eine durchaus unstatthafte Methode. Vor Alters waren die geographischen Namen von Kashmir bis zum Sunde von Ceylon und den vermeynten Trümmern der Wunderbrücke des Ramas, und vom Delta des Sindhus bis zur Mündung des Brahmaputras, wo nicht insgesamt, doch größtentheils aus dem Sanskrit gebildet. Erst seit acht Jahrhunderten sind Arabische und Persische Namen durch die Mahomedanischen Beherrscher eingeführt worden: sie beschränken sich aber meistens auf die von ihnen erbauten Städte und Festungen. Aber auch hiebei offenbart sich der Einfluß der classischen Landessprache; es sind viele Zwitternamen darunter; z. B. Achmed-nagara, Sultan-pura, Achmed-Stadt, Sultan-Stadt, u. s. w.

Ausnahmen mögen in der südlichen Halbinsel Statt finden, daß nämlich die Namen aus der Carnatischen oder Tamulischen Sprache abzuleiten sind. Aber mit der aus dem nördlichen Indien eingeführten Religion sind auch hier Sanskritische Namen in Menge einheimisch geworden, vermuthlich schon in einer Vorzeit, welche über das Alter unsrer historischen Nachrichten hinausgeht. Ja noch viel

weiter hat das Sanskrit seine Verzweigungen ausgedehnt. In dem Verzeichniß der Namen auf der Insel Taprobana bei Ptolemäus erkennt man auf den ersten Blick Sanskritische Wörter. Java ist voll von Namen aus der Brahmanischen Mythologie, in der jenseitigen Halbinsel findet man sie wieder, und die Hauptstadt des Reiches der Birmanen, von den Engländern Ummera-pore geschrieben, heißt ganz classisch अमरपुर, amara-pura, die Stadt der Unsterblichen. Doch dieser Name ist erst im vorigen Jahrhundert ertheilt worden, und es zeigt sich darin der Einfluß Brahmanischer Astrologen an dem Hofe eines Buddhistischen Fürsten; aber der anderswo (Ind. Bibl. II. S. 305.) schon bemerkte Name des Hauptflusses von Ava dürfte alt seyn. In Tibet erwartet man den Einfluß der classischen Sprache; noch weit bis in die Tartarei trifft man auf Spuren davon. Ein Chinesischer Geschichtschreiber berichtet, der Name der Stadt Khotan sei Indisch, und bedeute eigentlich Milchbrust der Erde. (Rémusat Histoire de la ville de Khotan, p. 35, 36.) Dieses Zeugniß wird durch die Kenntniß der Sprache bestätigt: कुस्तन, ku-stana, heißt uber terrae, ganz nach dem Homerischen Ausdruck, οὖθαρ ἀρούρης.

Diese Namen haben ihren eignen leicht erkennbaren und aus dem innersten Geiste der Sprache hervorgehenden Charakter. Meistens haben sie Beziehung auf die Religion und Mythologie. Diese ist bis auf die neueren Zeiten in lebendiger Erinnerung geblieben. Tippoo's Reich führte seinen Namen von der im J. 1524 erbauten Hauptfestung Mysore, (gesprochen Maißoore) und dieser Name ist nichts anders als eine Zusammenziehung von Mahishâsura,

der Büffel-Dämon, dessen Erlegung unter den Thaten der Göttin Durga in den Purana's gepriesen wird. Andre sind zusammengesetzte schmückende Beiwörter, (z. B. die Landschaft Birboom, वीरभूमि, vîra-bhûmi, Heldenland. Andre endlich sind von der natürlichen Beschaffenheit hergenommen, wie schon Plinius richtig bemerkt: a montibus Emodis, quorum promontorium Imaüs vocatur, incolarum lingua *nivosum* significante.

Viele von Griechen uns überlieferten Indischen Personen- und Ortsnamen sind schon völlig befriedigend aus dem Sanskrit erklärt worden, und die Beispiele ließen sich vielfältig vermehren.

Wenn man nun einen von den Griechen erwähnten geographischen Gegenstand, sei es Landschaft, Gebirge, Fluß oder Stadt, in der Wirklichkeit wieder zu erkennen glaubt, so muß zuvörderst untersucht werden, welcher Sprache der heutige Name angehört. Ist er Sanskritisch, so muß er aus der verstümmelten oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten Form der heutigen Volksmundarten auf die classische Sprache zurückgeführt werden, und man muß dann sehen, ob die Aehnlichkeit verschwindet, oder vielleicht noch stärker hervortritt. Denn auch dieß wurde schon an manchen Beispielen gezeigt, daß die Griechen die ächte, grammatisch bestimmte Aussprache des Sanskrit vernommen haben. Freilich war nichts der Verfälschung durch nachlässige Abschreiber so sehr ausgesetzt, als ausländische selten vorkommende Namen. Die Richtigkeit der Lesearten kann also in vielen Fällen bezweifelt werden. Sonst aber muß man keine Aehnlichkeit erzwingen wollen, man darf keine Abweichung voraussetzen, die nicht aus dem Verhältnisse

der beiderseitigen Alphabete, den Gewöhnungen des Griechischen Ohres, und der unbewußten oder absichtlichen Hinneigung zum Hellenismus erklärbar ist. So ist z. B. 'Οζήνη ganz zuverläßig die altberühmte Hauptstadt Ujjayinî. (उज्जयिनी, nach der Englischen Schreibung Ougein.) Es läßt sich aber auch ganz befriedigend zeigen, warum das Original nicht genauer ausgedrückt ist. Die Griechen hatten kein kurzes U, sie ersetzen es also entweder durch Y, das im Anlaut nie ohne den spiritus asper steht, und also hier nicht zu brauchen war, oder durch Omikron. Der Buchstabe ज ja, das ge, gi, der Italiäner, war ihnen fremd: das gelispelte ζ, dessen wahre Aussprache wir von den Neugriechen lernen müssen, (in unsern Schulen wird es barbarisch ausgesprochen) mußte ihn vertreten, und das ζ durfte nach den Regeln der Schreibung nicht verdoppelt werden. Endlich erkannte die Griechische Sprache kein Jod, kein i consonans an: die beiden kurzen Vocale, welche dieser Buchstabe aus einander hält, verschmolzen also in Einen langen. Ganz zuverläßig, wie schon Rennel bemerkt hat, sind die beiden Flüsse beim Plinius, Condochates und Cosoagus, die Gan'd'akî und Kaus'ikî; (गण्डकी, कौशिकी; Englische Schreibung: Gunduck, Coosy,) welche die Provinz Tirhoot im Westen und Osten begränzen. Man darf aber keineswegs annehmen, der Grieche, aus welchem Plinius schöpfte, habe die Namen willkührlich so verändert: er hat andre Formen, und zwar verlängerte ausgedrückt; welches bei Flüssen leicht der Fall seyn konnte, da sie einigermaßen an der Vielnamigkeit der Götter Theil nehmen. Bei Condo-

chates vermuthe ich गण्डकवती gan'd'akavatî. Gan'd'aka heisst ein Rhinoceros; vat, im Femininum vatî, ist eine Ableitungs-Sylbe, welche Besitz oder Aehnlichkeit bezeichnet. Die Flussgöttin Kaus'ikî ist nach der Mythologie die Schwester des Heiligen Visvâmitras, der auch nach dem gemeinschaftlichen Stammvater Kus'as, patronymisch Kaus'ikas genannt wird. Diese Verwandtschaft konnte in dem Original des Namens Cosoagus auf andre Weise ausgedrückt seyn: vielleicht कौशभगिनी, Kaus'a-bhaginî, die Schwester des Kusiden. Indessen befriedigt diese Vermuthung mich selbst nicht sonderlich. Die Indischen Lexicographen sind ziemlich karg mit geographischen Namen. Die besten Aufklärungen sind von den epischen Dichtern zu erwarten: sie erwähnen häufig Königreiche, Landschaften, Berge, Flüsse und Städte; meistens zwar ohne Ortsbestimmung, aber diese ergiebt sich oft aus dem Zusammenhange; man muss hauptsächlich auf die Reisen und Wanderungen der handelnden Personen Acht geben.

Wenn Ew. W. die Methode, welche ich mich bemüht habe, durch obige Bemerkungen und Beispiele dem künftigen Geographen des alten Indiens vorzuzeichnen, als die richtige anerkennen, so werden Sie mir auch zugestehen, dass zu deren Befolgung, wo nicht eigne Kenntniss der Sprache, doch der Beistand eines sprachkundigen Gelehrten erfoderlich ist. Sollte es in den übrigen Theilen der Indischen Alterthumskunde anders seyn? Vielleicht werden sie sich aus dem Folgenden überzeugen, dass ein solcher Beistand, wenn Sie ihn gesucht hätten, manchen Missverständnissen und Irrthümern vorgebeugt haben möchte.

Zuvörderst bedürfen Ihre Namen einer durchgängigen

Berichtigung. Ich müßte ein ganzes Glossarium liefern, wenn ich ins Einzelne gehen wollte: ich begnüge mich damit, die Sache im Ganzen zu erörtern. Die heutigen Völker Europa's sprechen das Latein auf sehr verschiedene Weisen aus: sie verstehen sich aber über die Namen, weil sie, die Verstümmelung der Endsylben abgerechnet, die classische Schreibung beibehalten. Wenn nun jemand herumhorchte, wie ausgesprochen wird, und dieses schriftlich auffaßte, so würde er in Deutschland einen Zizero bekommen, in Obersachsen sogar einen Zitzero, in England einen Ssissero, in Frankreich einen Ssißerong, und in Italien einen Tschitscherone; einen Lifius, einen Liwwi, einen Titeliw und einen Liwio. Nicht anders kann es herauskommen, wenn man die alt-Indischen Namen bald nach dieser, bald nach jener ungültigen Autorität schreibt. Man kann die Schriftsteller über Indien in drei Classen theilen: solche, die alle Sanskritischen Namen und Wörter nach der richtigen Methode schreiben; solche, die sie zwar nach einer verkehrten, aber doch nach irgend einer Methode schreiben; und solche die sie ohne alle Methode schreiben. Die letzte Classe ist bei weitem die zahlreichste: außer allen Älteren gehören die meisten Reisebeschreiber, selbst die neuesten dazu. Leider auch Polier; er hat die verderbte Aussprache seines Lehrers nach dem Gehör aufgefaßt, so gut es gehen wollte.

In geographischen und historischen Dingen sind die Namen gewiß keine Nebensache. Für wie gleichgültig man aber auch die Aussprache achten möge, so ist doch durchgeführte Schreibung eine unerlaßliche Bedingung der Klarheit und Genauigkeit. Dem ungeübten Leser fällt

es ohnehin schon schwer genug seinem Gedächtnisse so viel fremde Namen einzuprägen: was kann verwirrender für ihn seyn als Ungleichförmigkeit und vollends Ungleichförmigkeit in demselben Buche! Sir William Jones hielt die Sache für so wichtig, daß er die Asiatischen Untersuchungen mit einer ausführlichen Abhandlung über die Orthographie der Asiatischen Wörter eröffnete. Der vortreffliche Mann wußte nicht nur einen so trocknen Gegenstand durch geistreichen und zierlichen Vortrag zu beleben: er bewährte dabei sein seltnes Sprachtalent, sein feines Gehör und sein Nachdenken über die Theorie der articulirten Laute. Seine Methode umfaßt zugleich das Arabische und Persische, wo ich sie nicht beurtheilen kann; für das Sanskrit ist sie vollkommen zweckmäßig. Die Probe der Richtigkeit ist diese, daß jeder, der die Methode kennt, das solchergestalt umgeschriebene ohne möglichen Irrthum oder Zweifel in die Urschrift zurücksetzen könne. Dazu ist es erfoderlich, sich bloß an das schriftlich vorliegende und grammatisch bestimmte zu halten, unbekümmert um die heutige Aussprache einer alten und gewissermaßen todten Sprache, weil die Aussprache nach Zeitaltern und Landschaften mannichfaltig von dem ursprünglichen Typus abweichen kann. Einige auf Uebereinkunft gegründete Festsetzungen sind dabei nicht zu entbehren. Jeder Buchstabe und jede Verbindung von Buchstaben muß unabänderlich dasselbe bedeuten, was in lebenden Sprachen, wo die Schreibung stehen bleibt, während die Aussprache sich verändert, nicht immer der Fall ist. Auch ist leicht einzusehen, wenn mit einem Alphabet von fünf und zwanzig Buchstaben, worunter vielleicht noch ein

paar unbrauchbare sind, ein ungefähr doppelt so starkes Alphabet ausgedrückt werden soll, daß einige Abzeichen dabei nöthig sind.

Dieß alles hat Sir W. Jones durch seine Methode, und zwar auf die leichteste und bequemste Weise geleistet. Auch traten ihm die wissenschaftlichen Köpfe unter den Mitgliedern der Asiatischen Gesellschaft einstimmig bei. Colebrooke in seiner angefangenen Grammatik und in seiner Ausgabe des Amara-Kosha, in seinen zahlreichen Abhandlungen und Uebersetzungen, hat diese Schreibung ganz genau befolgt; Wilson in seinem Lexicon und übrigen Schriften ebenfalls. Wilkins, der früher noch auf das System oder vielmehr Unsystem der Englischen Vocal-Bezeichnung Rücksicht genommen hatte, gab dieses in seiner Grammatik gänzlich auf, und legte die wahre Scala der Vocale und deren Italiänische Schreibung zum Grunde *). Auch andre Engländer, selbst Nichtkenner des Sanskrit, wie Buchanan (jetzt Francis Hamilton) in seinen Genealogieen, Moor in seinem mythologischen Werke,

*) Nur in Nebendingen hat er einiges verändert, er setzt z. B. unter die Buchstaben, die eines Abzeichens bedürfen, einen Punkt statt eines darüberstehenden Accentes; das Zeichen der Länge über die langen Vocale, statt des von Jones gebrauchten Acutus. Mir scheint der Circumflex hiezu das angemessenste, da auch kurze Vocale acut betont seyn können. Eine seiner Abänderungen ist jedoch eine wesentliche Verbesserung, daß er क durch k und nicht durch c ausdrückt. Jones hatte dieses gewählt, um k und besonders kh den Arabischen Guttural-Lauten

Walter Hamilton in seiner grossen statistischen Geographie von Indien, haben sich angeschlossen, und der Genauigkeit in diesem Stücke sich wenigstens befleissigt.

Andre Engländer aber, die ohne vorgängige philologische Bildung zum Studium des Sanskrit gekommen waren, namentlich einige Seramporer Missionare, sind ihrem eigenen Sinne gefolgt. Sie glaubten, man könne es dahin bringen, dass ungelehrte Englische Leser, wenn sie nur so sprächen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sogleich die richtige Aussprache der fremden Wörter treffen sollten. Diess ist ein widersinniges Beginnen. Es wäre bei jeder lebenden Europäischen Sprache unausführbar, wiewohl diese sich eines gemeinschaftlichen Alphabets

---

vorzubehalten. Aber das C wird in den neueren Europäischen Sprachen nach Beschaffenheit der darauf folgenden Vocale verschieden ausgesprochen, und क soll immer ka lauten. Vollends der adspirirte Buchstabe ख kha, durch c'h ausgedrückt, kann gar leicht mit dem palatalen च, cha (tscha) verwechselt werden. Eine von mir für nöthig erachtete Abweichung, dass ich nämlich, wo ein Name im Zusammenhange der Rede vorkommt, nicht das Thema, sondern den Nominativ setze, glaube ich hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Ind. Bibl. I, S. 47. 48. Wenn Wörter abgesondert für sich betrachtet werden, so thut man freilich besser, das Thema aufzustellen, weil dieses die Grundlage der ganzen Declination ist. Leider hat unsere Deutsche Schrift keine Accente: wo es also auf Genauigkeit ankommt, muss man sich mit der Lateinischen aushelfen.

bedienen. Wie es ausfallen würde, wenn man solchergestalt das Französische umschriebe, hat Sir W. Jones sehr drollig gezeigt. Es möchte leidlicher herauskommen, wenn eine Sprache zum Grunde gelegt wäre, welche eine einigermaßen folgerechte Orthographie besitzt. Aber die Schreibung des Englischen ist gar nicht phonetisch, sondern historisch, d. h. sie bezeichnet eine ehemalige Aussprache. Deswegen ist in keiner bekannten Sprache das Buchstabiren so schwer zu erlernen, als im Englischen, weil etwas ganz anderes buchstabirt, und etwas anderes gelesen wird. Es geht so weit, daß in England selbst orthoëpische Wörterbücher ein Bedürfniß geworden sind. Bei dieser Methode, welche ich mit Recht die verkehrte nenne, ist gar kein Vortheil abzusehen. Die Aussprache des Sanskrit im Munde solcher Leser, die nicht im Stande sind, einen in wenigen Minuten zu ertheilenden Unterricht über eine besondere Bestimmung der Buchstaben zu fassen, überläßt man billig ihrem Schicksale. Hätten aber auch die Erfinder dieser Schreibung wirklich für die Bequemlichkeit ihrer Englischen Leser gesorgt, so sind dagegen die Ausländer desto übler daran; und gelehrte Werke über das alte Indien schreibt man doch nicht bloß für seine Landsleute, sondern für Europäische Leser.

Da indessen diese Männer, insbesondere Carey, Marshman, und Ward, wirklich Sanskrit wußten, so haben sie doch dahin gestrebt, daß man die Wörter mit Sicherheit in die Urschrift zurücksetzen könne. Hiezu war es unerlaßlich, die Quantität der Vocale zu bezeichnen: Ward wählte dafür die bekannten Zeichen, die Uebersetzer des Râmâyan'a mischten der Römischen Schrift die kurzen

Vocale in Cursivlettern ein. Verdoppelte Vocale, *ee* und *oo*, müssen ein kurzes I und U bedeuten, i dagegen den Diphthongen ai, ou den Diphthongen au und dergleichen skoliographische Erfindungen mehr. Das schlimmste ist, daß sie die landschaftliche Aussprache des Sanskrit, welche sie zufällig vernommen hatten, ungesetzmäßig einmischen. Die Aussprache der Bengalischen Gelehrten ist aber sehr nachläßig und verderbt, sie zerstört durch das Verschlucken der kurzen Vocale allen Wohllaut, während der classische Vortrag sich in Benares noch rein erhalten hat.

Ew. W. sind unglücklicher Weise den Uebersetzern des Râmâyan'a häufig gefolgt, wiewohl Sie die richtige Schreibung der mythologischen Namen bei Sir W. Jones, bei Wilson, endlich auch meistens bei Moor hätten finden können. Den Gewöhnungen des Deutschen Lesers zu lieb, haben Sie zuweilen verändert, aber nicht folgerecht; Sie haben stehen lassen, was, wenigstens ohne eine Vorerinnerung, durchaus nicht stehen bleiben durfte. Sie verändern Ramay*u*na in R a m a j a n a: in so fern ganz richtig, daß das Englische y für unser Jod, für i consonans steht; aber dann hätte statt J u n u k a auch D s c h a n a k a oder etwas ähnliches gesetzt werden müssen. Denn das Englische J ist der gelinde palatale Laut, das Italiänische ge, gi, welches unsrer Sprache gänzlich fehlt. Man hat es durch dsch auszudrücken versucht: ungeschickt genug mit vier Buchstaben, und zwei einander widerstrebenden Elementen d-sch, die schon eine falsche Aussprache bezeichnen. Meines Erachtens ist es ein einfacher Laut. Im Sanskrit macht es keine Position, und in den Sprachen

wo es sich findet, vertritt es die Stelle eines ehemaligen einfachen G. Das cursive U in Ramayuna und in Junuka soll ein kurzes a vorstellen, weil dieses in Bengalen häufig gedämpft ausgesprochen wird, wie in dem Englischen Worte sun. Der deutsche Leser wird dadurch unausbleiblich irre geführt. Ueberdieß zerstört es die grammatische Analogie. Von einem alten Könige Bharatas (⏑⏑⏑) ist der Name von Indien, Bhâratam, patronymisch abgeleitet. Dieß leuchtet sogar dem Auge ein. Wenn man aber jenen ersten Namen Bhuruta schreibt; so ist es nicht mehr so leicht zu begreifen.

Ew. W. selbst sind durch diese Skoliographie in Misverständnisse hineingerathen, wovor Ihre ausgebreitete Kenntniß der Indischen Mythologie sie sonst geschützt hätte.

S. 330, 331. »Starke und berauschende Getränke »sagen Sie, kannte das alte Indien von mehr als einer »Art. Aber der Gebrauch derselben war nicht allgemein. »Der Ramajan unterscheidet die Suras, welche sich den »Genuß derselben erlaubten, von den Asuras, die sich ihn »versagten; Secten, die schon ein hohes Alter gehabt haben »müssen, da sie in dem uralten Mythus der Nachkommen »des Aditi, (dies sind die Suras,) und des Diti (der »Asuras) vorkommen.«

Sehr alt sind diese Secten freilich, denn es sind keine andern als die Olympischen Götter und die Titanen nach der Hesiodischen Mythologie, als die Diener des Ormudz und des Ahriman nach der Lehre Zoroasters, als die guten Engel und die Dämonen. Es sind die Götter und die Ungötter, सुराः असुराः die Surâs und Asurâs. Das erste ist eine allgemeine Benennung

der Götter; das vorangesetzte a privativum bezeichnet ihre Gegner. Nur unter einer solchen Verkleidung konnten Ihnen so bekannte Namen entgehen. Die Herausgeber des Râmâyan'a haben Ihnen hier, zwar nicht ein X für ein U, aber was eben so schlimm ist, ein U für ein A vorgemacht. Auch sind Diti und Uditi nicht die Väter beider Arten von Wesen, sondern Kas'yapas ist ihr gemeinschaftlicher Vater; seine beide Gemahlinnen, Ditis und Aditis, (mit der Endung des Nominativs) die Mütter der einen und der andern. Von der ersten werden die Titanen matronymisch Daityâs genannt; von der zweiten ebenso die Sonne insbesondere, âdityas. Deren giebt es jedoch zwölf: es ist wohl immer dieselbe Sonne, aber in den zwölf Zeichen des Thierkreises. So verdunkelt jene verwünschte Schreibung selbst die theogonische Genealogie, deren Bedeutung, wie mich dünkt, diese ist: der Aether, der Himmel, erzeugt mit dem Lichte die wohlthätigen, mit der Nacht die feindseligen Naturgeister. Was soll nun aber die Erwähnung der starken Getränke in der wunderlichen kosmogonischen Fabel? Die Sura's und Asura's, noch in gutem Frieden, quirlen das Milchmeer, um die Ambrosia, (अमृत, amr'itam) die Speise der Unsterblichkeit herauszubringen, über deren Besitz sie sich nachher entzweien. Zuvor steigt unter andern Kostbarkeiten aus dem Milchmeer eine Nymphe empor, Vârun'î genannt, als die Tochter des Meergottes Varun'as. Sie heißt auch Surâ, und beides sind Namen für alle geistigen Getränke. Die Söhne der Ditis wollen nicht um ihre Gunst werben, die Söhne des Aditis aber nehmen

sie mit Freuden auf. Bedeutet dies nun, den Göttern seien starke Getränke angenehm, den Ungöttern aber nicht? Wenn der Mythus ein Griechischer wäre, so möchte die Deutung zuläßig seyn, da die Griechen den Göttern Wein spendeten, den nächtlichen Wesen des Tartarus hingegen nüchterne Libationen darbrachten. Aber den Indiern gilt jedes starke Getränk als Bestandtheil eines Opfers für eine Entweihung. Ueberhaupt ist ihr religiöses Gesetz in dieser Hinsicht sehr strenge. Nicht nur den Brahmanen, sondern allen obern Casten ist der Gebrauch der von Alters her bekannten geistigen Getränke, des Rums, des Arraks, des Palmenweins u. s. w. untersagt. Ein Grieche hat, nicht eben zum Ruhm der Griechischen Sittenbildung, mit Verwunderung bemerkt, daß die Indischen Könige sich nicht betrinken durften. Da nun in allen polytheistischen Religionen das Leben der Götter dem menschlichen in seiner edleren Gestalt nachgebildet ist, so schrieben die Indier ihren Göttern einen so verworfenen Genuß gewiß nicht zu: dieß könnte höchstens nur eine späte Verfälschung seyn, ersonnen, um den Bruch des Gesetzes unter den Menschen zu beschönigen. Ueberdieß hatten die Götter ja etwas weit besseres, die Ambrosia. Dieser Mythus ist rein etymologisch, und der Dichter giebt uns selbst den Schlüssel dazu. Sie heißen Surâs, sagt er, weil sie die Surâ bei sich aufgenommen haben. Solche Ableitungen der Namen, welche beinahe als Wortspiele erscheinen, finden sich ja auch in den Mosaischen Büchern, und beim Homerus und Hesiodus. Meines Erachtens kommt सुर, sura, her von स्वर्, svar, der Him-

mel; so wie देव, dêva, *divus*, ausgemacht von दिव्, div, ebenfalls der Himmel. Beides heißt also die Himmlischen, und eben dieser Begriff wird durch eine Menge anderer Formen ausgedrückt. Dabei ist nicht aus der Acht zu lassen, daß das indeclinable einsylbige Substantivum svar eines von den geheiligten mystischen Wörtern ist. Die Verwandlung des Halbvocals व, va, samt dem ihm anhängenden kurzen a in den entsprechenden Vocal u, welche im Lateinischen so häufig vorkommt, (z. B. auspex für avispex; solvere, solutus; quatio, percutio, u. s. w.) findet auch im Sanskrit bei der Declination und Conjugation vielfältig Statt, und die einheimischen Grammatiker, ganz andre Theoristen als die Lateinischen, haben einen eigenen Kunstausdruck dafür: es heißt samprasâran'am. Mit der Derivation verhält es sich aber anders: in der Regel bleiben die Consonanten, mit Inbegriff der Halbvocale stehen, und die Vocale bekommen ein Augment. Ohne Zweifel bloß deswegen ist jene Ableitung verkannt worden. Der Umstand ist aber merkwürdig; er beweist daß der Name der Götter, sura, in ein hohes Alterthum zurückgeht, wo die Ableitungsformen noch nicht so wie nachher festgestellt waren. Andere von den Indischen Gelehrten versuchte Ableitungen hat Wilson mitgetheilt. Sie sind sämtlich grundlos und sogar läppisch. In der Etymologie dürfen wir dreist über die Ueberlieferungen der einheimischen Grammatiker hinausgehen: dazu berechtigt uns die vergleichende Sprachkunde, und die allgemeine Theorie der Sprache, welche jene nicht besaßen.

In obigem Falle waren, wie gesagt, die Seramporer

Missionare Schuld an Ihrem Misverständnisse. Aber nicht selten haben Ew. W. ihre Schreibung willkührlich verändert. Z. B. der alte berühmte Königssitz, heutzutage Aude, nach der Englischen Schreibung Oude, heißt bei Ihnen *Ujadja*, und dieß haben Sie sogar auf die Landcharte setzen lassen. In dem kurzen Worte sind nicht weniger als drei Schreibfehler gehäuft: das bewußte u für a, hier für das a privativum, ist stehen geblieben, ô mit a vertauscht, und dem d seine Abspiration genommen. Der wahre Name ist अयोध्या, Ayôdhyâ, *inexpugnabilis*, im Femininum, wobei Stadt verstanden wird. — Aus welchen trüben Quellen haben Sie den Bruder des Vikramaditya's, den bekannten Dichter, Birtuny, und den Anführer der Kuru's, Durdjen oder Durdjohn, geschöpft? Wie wenig ist in dieser Verstümmelung von den wahren Namen भर्तृहरिः, Bhartriharis, und दुर्योधनः, Duryôdhanas, (δυςπόλεμος) stehen geblieben!

Ich fasse meine Erinnerungen über diesen Punkt in eine allgemeine Bemerkung zusammen, welche, wenn das bisherige dazu noch nicht hingereicht hätte, die Nothwendigkeit philologischer Genauigkeit auch bei historischen, geographischen und antiquarischen Gegenständen in das hellste Licht setzen wird. Vor den Engländern haben Araber, Perser, Portugiesen, Italiäner von Marco Polo an bis auf den Pater Paullinus, Holländer und Franzosen Berichte über Indien erstattet. Alle haben die Namen und Wörter mit einem für fremde Laute ungeübten Ohre aufgefaßt, haben sie mit einem durch einseitige

Gewöhnung unvollkommen gewordenen Organe (wie denn die meisten Nationen diesen oder jenen Buchstaben nicht aussprechen können) nachgelallt, und haben sie endlich unmethodisch aufgeschrieben. Wenn nun jemand zu einer Schilderung des alten und neuen Indiens Auszüge aus allen diesen Schriften machte, — und gewiß enthalten die meisten manches, was noch jetzt mit Vortheil benutzt werden kann; — hiebei aber die schon nach allen Richtungen fehlerhaft geschriebenen Wörter nach eignen Mißverständnissen und mit Willkühr veränderte: welche mehr als Babylonische Verwirrung würde daraus entstehen! Zum Beispiel kann das Glossarium Sanskritischer Wörter dienen, welches dem dritten Bande des Ayin Akberi in Gladwins Uebersetzung vorangestellt ist. Auf die erste Entstellung des Persers ist die zweite des Engländers geimpft: es ist eben Zigeuner-Welsch daraus geworden, und dem geübtesten Kenner wird es zuweilen schwer fallen, die wahren Originale dieser Zwittergestalten zu errathen.

Ew. W. erklären in der Vorrede, »daß Ihre Untersuchungen nicht die Sprache, sondern die Sachen betreffen.« Aber die Beschaffenheit des Gegenstandes hat Ihnen nicht erlaubt, sich in diesen Gränzen zu halten. Sie haben vielfältig nicht nur über die Litteratur, sondern auch über die Sprache selbst, und über die Arbeiten Europäischer Gelehrten in diesem Fach gesprochen und geurtheilt. In manchen Ihrer Aeußerungen verräth sich unverkennbar ein gewisser Skepticismus, ein sonderbarer Zweifel, ob wohl wirklich jemand in Europa Sanskrit wisse und wissen könne. S. 89 sagen Sie: »Das Nagari-

»Alphabet findet man in eben dieser Abhandlung (der »oben angeführten von S. W. Jones) nach seinen ein»zelnen Buchstaben erläutert; seitdem wir vollends die »Sprachlehren und tiefeindringenden Untersuchungen eines »Carey, Wilkins, Bopp und Frank erhalten ha»ben, ist über die Elemente dieses Alphabets ein hinrei»chendes Licht verbreitet. Es hat 16 Zeichen für Vocale,« u. s. w. — In der That! Wir wissen das Abc, wir können buchstabiren. Ist hier etwa von Persopolitanischen und Babylonischen Keilschriften die Rede? Von der Entzifferung der Iguvinischen Tafeln und der Etruskischen Grab-Urnen vor Lanzi's Zeit? Von Aegyptischen Papyrus-Rollen? Von einer untergegangenen Sprache, die aus wenigen Bruchstücken in unbekannten Schriftzügen enträthselt werden müßte? Nein, sondern von einer Sprache, deren reiche Litteratur vollständig erhalten, ihren wesentlichen Theilen nach in vielen Hunderten von Handschriften in Europäischen Bibliotheken aufbewahrt wird; von einer Sprache, die seit ein paar Jahrtausenden durch einheimische Gelehrte grammatisch und lexicographisch bearbeitet worden; von einer Sprache endlich, die sogar ihr alphabetisches System, zwar nicht überall nach der Figur der Buchstaben, welche unwesentlich ist, aber in Bezug auf die phonetische Bezeichnung, den neueren lebenden Sprachen Indiens übertragen hat. Hiebei waren ja nicht solche Schwierigkeiten zu überwinden, wie bei der Chinesischen Schrift, welche dennoch siegreich beseitigt worden sind; nicht einmal wie bei der Arabischen, weil in dieser, bei dem Mangel der Punctation, schon zum Lesen ein gewisser Grad grammatischer Kenntniß erfodert

wird. Es ist eine Buchstabenschrift wie die unsrige, nur eine vollkommnere; das Lesen und Schreiben ist verwickelter, weil zu dem doppelt so starken Alphabet zahlreiche Verknüpfungen der Buchstaben hinzukommen, die man als Schreibverkürzungen betrachten kann.

Indessen scheint es doch, als ob »über die Elemente »dieses Alphabets noch kein hinreichendes Licht verbreitet »wäre.« Denn Sie äußern darüber S. 95 ganz irrige Vorstellungen. — »Die 38 theils einfachen theils dop»pelten Consonanten sind meist Lippen- und Zungenlaute.« — Glücklicher Weise ist es nicht so, denn jedes einseitige Uebergewicht gewisser Laute in einer Sprache ist Misbildung und dem Wohlklang nachtheilig. Die den verschiedenen Sprachorganen, der Kehle, dem Gaumen, der innern Mundhöle, den Zähnen und den Lippen zugehörigen Articulationen sind in gleicher Anzahl vorhanden. Ich könnte Ihnen sogar die verhältnißmäßige Häufigkeit oder Seltenheit der Buchstaben in Zahlen vorlegen, da ich darüber zum Behuf des Gußzettels für die hiesige Druckerei eine weitläuftige Berechnung angestellt habe.

S. 93. »Keine andere der Sprachen Asiens hat in »unsern Tagen mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen »als das S a n s k r i t. Es frägt sich (f r a g t s i c h) also »vor Allem, was wissen wir davon? Und in wie fern »können wir sie beurtheilen?«

Ich frage nun meinerseits: wer ist unter w i r zu verstehen? und an wen soll die Frage gestellt seyn? Von denen, welche die Sprache nicht wissen, würden Ew. W. vergeblich eine befriedigende Antwort erwarten; die Kenner aber haben die Antwort längst ertheilt, durch die

That und ausdrücklich. Das Fürwort wir braucht man wohl zuweilen, wenn man sich allein meint; nicht aber, wenn man sich selbst ausschliessen will. In der Voraussetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs wüßte ich also nichts weiter zu erwiedern, als daß es mit dem Sanskrit gerade so ist, wie mit allen übrigen Sprachen: man weiß sie eben nicht, ohne sie gelernt zu haben. Wenn Sie aber unter wir die Gesamtheit der Europäischen Gelehrten verstehen, die sich in Asien und in Europa mit dem Studium des Sanskrit beschäftigt haben, so antworte ich ganz dreist: sie wissen es aus dem Grunde, und können es vollkommen beurtheilen.

Es versteht sich, das wissenschaftliche Studium jeder gebildeten Sprache ist seinem Wesen nach etwas gränzenloses und unerschöpfliches. Wer kann sich wohl rühmen, seine Muttersprache in ihrem ganzen Umfange und allen ihren Tiefen durchaus zu kennen? Seit mehr als drei Jahrhunderten sind die beiden classischen Sprachen und ihre Litteratur von sehr ausgezeichneten Köpfen bearbeitet worden: dennoch sind noch immer Vervollkommungen der Hermeneutik, der Kritik und der grammatischen Theorie möglich, und an der approximativen Lösung dieser Aufgabe ist gar kein Ende abzusehen. Je weiter die Verfassung des Zeitalters, die Denkart des Volkes, wo eine Sprache ihre feste Gestalt gewonnen hat, von der unsrigen absteht, desto schwerer fällt es, in ihren Geist einzubringen. Aber ein großer Theil der Schwierigkeiten ist nicht auf Rechnung der Sprache und ihrer Formen allein zu setzen. Bei der Indischen Litteratur kommen die fremdartige Eigenthümlichkeit der erzväterlichen Poesie, die

Ueberkünstelung der späteren, verdunkelte Anspielungen, mancherlei noch nicht erworbene Sachkenntnisse, die abstruse Methode in allen wissenschaftlichen Büchern, die Tiefe der Speculation in den philosophischen, gar sehr in Betracht. Die Indischen Gelehrten haben ja selbst, und wahrscheinlich schon vor vielen Jahrhunderten, Commentare zu den alten einheimischen Schriften für nöthig erachtet: den Europäischen Philologen darf es daher weder befremden noch muthlos machen, wenn er auf große Dunkelheiten trifft, und nicht alles vom Blatte weglesen kann.

Mein zu Anfange erwähnter Aufsatz hat in dieser Hinsicht hoffentlich keine Misverständnisse veranlassen können. Ich handelte nur von den damals vorhandenen und durch den Druck bekannt gemachten Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache; von den Elementarbüchern und Ausgaben, welche dem Schüler den ersten Eintritt erleichtern müssen. Manchen von mir gerügten Mängeln und Bedürfnissen ist seit dem Jahre 1819 schon abgeholfen worden. Ich maßte mir nicht an, die bisher in diesem Fache erworbene Wissenschaft und Gelehrsamkeit im ganzen abzuschätzen. Es ist ein grosser Unterschied zu machen zwischen den Kenntnissen, die ein Gelehrter wirklich besitzt, und dem Theile davon, welchen er dem Publicum mitgetheilt hat. Zur öffentlichen Mittheilung gehört überhaupt Muße und Neigung: zu Ausgaben Sanskritischer Bücher, dem wirksamsten Mittel des Fortschreitens, gehört ferner das technische Werkzeug der Typographie, das sich nur an wenigen Oertern findet; ferner werden zur Benutzung der Handschriften gelehrte Reisen

erfodert; endlich, da solche Bücher den Ertrag der Kosten schwerlich aufbringen, ein Aufwand, den ein Privatmann oft nicht machen kann, wozu er also die Unterstützung höherer Staatsbehörden abwarten muß.

S. 196. »Eine, nicht aufzulösende, Verwirrung »entsteht bei den Europäischen Schriftstellern aus der be»ständigen Verwechselung der Namen Brahma, Brahm, »Birmah, Brumah; die bald als gleichbedeutend, bald »als verschieden gebraucht werden. Brehm, sagt Polier »I, p. 358, ist der Unsichtbare, die Gottheit; Birmah »das schaffende Agens von Brehm. Hingegen nach Jones, »Works I, p. 249, 250, ist Brahma als Neutrum die »Gottheit, als Masculinum die schaffende Kraft. In »dem Upnekhat ist stets die Rede von Brahm, als »dem Dinge was ist, dem selbständigen Wesen; aber mit »vielen Dunkelheiten und Spitzfindigkeiten; man sehe I, »p. 240, 256, 320. Nur die Einsicht der Sanskrit»Werke selbst kann vielleicht diese Dunkelheiten auf»hellen; so viel aber ist doch klar, daß die Dichter sich »um solche Distinctionen nicht bekümmern, und ein We»sen wie Brahma für ihre Zwecke wenig brauchbar fin»den konnten.«

Ich bedaure wirklich ungemein, daß Ew. W. hiebei in ein solches Labyrinth von Zweifeln hineingerathen sind: aber, wenn ich offenherzig seyn darf, Sie haben es niemanden als sich selbst zuzuschreiben. Es ist hier die Rede von einer grammatischen, und von einer damit zusammenhängenden metaphysischen Unterscheidung. Warum befragten Sie über jene die Unkundigen? Warum hielten Sie sich nicht einzig an die Aussage der Kenner? Wer fragt

darnach, wie Polier, oder dieser und jener das Wort schreibt? Ich könnte Ihnen leicht noch einen Bramma, einen Brimmah, einen Brumha, wohl gar einen Burrum vorführen; denn die Verfälschungen der Unwissenheit haben keine Gränze. Was die metaphysische Unterscheidung betrifft, so ist Ihnen von allen Seiten her der richtige Bescheid ertheilt worden: Sie haben sich nur geweigert ihn anzunehmen.

Die Sache ist so einfach wie möglich. Das Wort in seinem biegungslosen Zustande, der von den Indischen Grammatikern immer als die Grundlage der Declination vorangestellt wird, das Thema, ist ब्रह्मन्, brahman. Es wird auf doppelte Weise declinirt, als Neutrum und als Masculinum. Der Unterschied beschränkt sich aber auf die drei gleichlautenden Casus, welche die Neutra im Sanskrit wie im Griechischen und Lateinischen haben. Nach einer allgemeinen Regel wird der Nominativ des Neutrums bloß durch Wegwerfung des schließenden n gebildet. Das Masculinum wirft im Nominativ das n ebenfalls ab, fodert aber, wiederum nach einer allgemeinen Regel, Verlängerung des Vocals.

	Masc.		Neutr.	
Nom.	ब्रह्मा,	Brahmâ.	ब्रह्म,	Brahma.
Acc.	ब्रह्माणं,	Brahmân'am.	— »	— »
Voc.	ब्रह्मन्,	Brahman.	— »	— »

Die übrigen Casus sind in beiden Geschlechtern einander gleich. In der Bedeutung nun entspricht das Neutrum, Brahma, ganz genau dem Griechischen τὸ θεῖον;

einigermaßen auch dem Lateinischen numen, wenn dieses schöne Wort nach seiner wahren Würde gebraucht wird. In beiden Ausdrücken ist gleichfalls der Begriff einer männlichen Person durch die grammatische Form entfernt. Brahma ist die reine Idee der Gottheit, ohne alle Beimischung von Personification oder Anthropomorphismus; Brahmâ hingegen ist der Weltschöpfer, der Herr der Creaturen, der Allvater, πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε. Diese Unterscheidung fanden Sie bei Polier, und konnten sie finden in Wilsons Wörterbuch s. v. Brahman, in der Grammatik von Wilkins, p. 72, in Moor's Pantheon, p. 1—4; und wo nicht sonst? Daß Sie das Neutrum einsylbig angegeben gefunden haben, rührt von der Sitte der heutigen Pandit's, besonders der Bengalischen, her, die kurzen Schlußvocale zum Nachtheil des Wohlklanges zu unterdrücken. Das Masculinum hingegen ist wegen des langen Vocals auch in der Verfälschung zweisylbig geblieben.

Aber vielleicht sind Ihnen diese Autoritäten noch nicht gültig genug, um jeden Zweifel wegzuräumen. Hier haben Sie eine urkundliche, die des ältesten Lexicographen. Freilich thut Amara-Sinhas, mit seinem nachdrücklichen Lakonismus, die Sache, welche Ihnen so verwickelt scheint, in einem einzigen Verse ab. In dem Abschnitte von den vieldeutigen Wörtern (Col. Am. K. p. 324.) heißt es:

वेदस्तत्त्वं तपो ब्रह्म ब्रह्मा विप्रः प्रजापतिः ।

Um alles, was hierin liegt, zu erschöpfen, weiß ich es nicht kürzer zu umschreiben, als folgendermaßen:

»Brahma als Neutrum (welches die Form der

»Declination hier schon ergiebt) bedeutet: 1) die »heilige Schrift, die Veda's, collectiv genom»men; 2) das wahre Seyn, τὸ ὄντως ὄν; 3) Re»ligionsübung, Andacht. — Brahmâ, als Mas»culinum, heißt: 1) ein gebohrner Priester; 2) der »Herr der Geschöpfe.«

Ich bemerke zuvörderst, daß die Gebundenheit des Verses dem Lexicographen nicht erlaubte, der Ordnung der Begriffe zu folgen, worauf er überhaupt nirgends bedacht ist. Die zweite Bedeutung des Neutrums ist die oben angegebne: τὸ ὄντως ὄν und τὸ Θεῖον fällt in eins, weil die höchste Wahrheit nur in Gott zu finden ist. Deswegen erklärt auch Colebrooke ganz richtig: true knowledge *or* the supreme being.

Der Name der Brahmanen ist ohne Zweifel von dem Neutrum in der hier vorangestellten Bedeutung: Offenbarung, Theologie, abzuleiten. Denn nach der kosmogonischen Lehre bei Manus sind ja auch die übrigen Stände aus dem Leibe des Weltschöpfers, nur aus verschiedenen Gliedern hervorgegangen; die Brahmanen konnten sich also nicht vorzugsweise Abkömmlinge des Weltschöpfers Brahmâ nennen. In jenem Sinne kommt das Wort auch in vielen Zusammensetzungen vor: z. B. Brahma-charya, der Schüler geistlichen Standes; Brahmavâdin, ein gelehrter Theologe, der die heilige Schrift anzuführen weiß. Indessen führen die Brahmanen auch einen patronymisch verlängerten Namen, ब्राह्मण, brâhman'a; und die Griechen scheinen beide Benennungen durch die doppelte Form der Declination aufgefaßt zu haben: βραχμὰν, βραχμᾶνες, und βραχμανοί.

Abgeleitet wird das Grundwort selbst, **Brahman**, von der Wurzel वृह्, **vr'ih**, *ab expandendo*, und dem Affixum **man**, welches technisch zur Unterscheidung von andern ähnlichen मनिन्, **manin**, genannt wird. Die Ableitung ist nicht zu bezweifeln, wiewohl sie als nicht ganz regelmäßig erscheint. Denn aus dem Halbvocal **w** der Wurzel ist ein **b** geworden, und *ri* **vocalis** in **ra** übergegangen, da es sonst in **ar** überzugehen pflegt. Ich folgere daraus nur die uralte Bildung des Wortes vor der gänzlichen Feststellung der seitdem bestehenden grammatischen Gesetze. Es liegt darin ein energischer Begriff des Unendlichen.

Es bietet sich hier ganz natürlich eine grammatische Frage dar, die aber ein höheres Interesse hat. Welches war der ältere Sprachgebrauch, das Masculinum oder das Neutrum? Eine beträchtliche Anzahl von Substantiven ist durch dasselbe Affixum gebildet; und diese sind fast sämtlich Neutra. Jedoch macht आत्मन्, **âtman**, *masc.* die Seele, das Selbst, eine Ausnahme. Jene Analogie wird noch verstärkt durch die Vergleichung der Lateinischen Sprache. Die Ableitungssylbe **men**, (z. B. **numen**, **nomen**, **carmen**, **agmen**, **flumen**, **omen** **etc.**) im Gebrauche und in der Declinationsform der Sanskritischen ganz entsprechend, bildet ebenfalls nur Neutra. Einige dieser Wörter haben eine ganz nahe Verwandtschaft zu einander: z. B. कर्मन्, **karman**, eine Handlung, ein Werk, dann insbesondre eine religiöse Ceremonie, und *carmen*, ursprünglich eine liturgische Formel. नामन्, **nâman**, gleichbedeutend mit

nomen. In beiden Wörtern scheint der erste Consonant der Wurzel abgefallen zu seyn: ΓΝΩ — gnomen, nomen, ज्ञा, jnâ, *cognoscere.* — Im Griechischen haben wir die Wörter auf μα, (πρᾶγμα, ποίημα) aber da im Genitiv ein andrer Consonant zum Vorschein kommt, der im Nominativ nur nach Gesetzen der Euphonie abgeworfen ist, so liegt die Analogie schon etwas weiter ab.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick verweilen. Es gewährt, wie mich dünkt, einen großen Ausblick in die Urgeschichte der Menschheit. Wenn die älteste Benennung der Gottheit bei den Indiern, schon vermöge ihrer sprachlichen Form, von jeder sinnlichen Beimischung frei war, so wird auch durch das Zeugniß der Sprache bestätigt, was sich bisher aus der Vergleichung der Veda's mit den Gesetzen des Manus, dieser mit den beiden ältesten Heldengedichten, dieser wiederum mit den spätern Purana's, und endlich mit dem heutigen Götterdienst, deutlich ergeben hat: daß hier kein Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen Statt gefunden hat, was die meisten neueren Theoristen der Religionsgeschichte als den allgemeinen Gang haben vorstellen wollen, sondern vielmehr das umgekehrte; daß nicht nur Vielgötterei und Mythologie, sondern auch Anthropomorphismus spätere Zuthaten gewesen sind; und daß in einer unbekannten Vorzeit die Brahmanen, jetzt so häufig Begünstiger des ausschweifendsten Aberglaubens, die reinste Verehrung des göttlichen Wesens gelehrt haben, wovon sie den Namen führten.

Ew. W. meynen, die Dichter möchten sich um solche Distinctionen wohl nicht bekümmert haben. Die Indischen Dichter sind eigne Leute. Ich kann das Gegentheil ver-

sichern. In der Bhagavad-Gîtâ kommt Brahma als Neutrum auf eine gar nicht mißverständliche Weise, die Zusammensetzungen mit eingerechnet, über funfzigmal vor; der personifizirte Brahmâ nicht mehr als viermal. Nur der letzte kann in epischen Gedichten handelnd erscheinen, und erscheint sehr häufig. Aber der Dichter Valmikis unterscheidet den Weltschöpfer noch deutlich von dem Urgrunde alles Seyns. Zu Anfange der Genealogie des Königs Dasarathas, die bis auf den Brahmâ zurückgeführt wird, (*Râmây*. I, Cap. 70, sl. 19. nach meiner noch nicht erschienenen Ausgabe) heißt es:

अव्यक्तप्रभवो ब्रह्मा शाश्वतो नित्य अव्ययः ।

»Aus dem Uebersinnlichen ist Brahmâ entsprungen, der »ewige, beständige, unvergängliche.« — Jenes Uebersinnliche, Unwahrnehmbare, ohne Merkmale und ohne Schranken dennoch Eine, ist eben das Brahma. Freilich redet hier der weise Vasishthas, und der Dichter hat ohne Zweifel den Charakter der redenden Person beobachten wollen.

Nach allem obigem bitte ich nun Ew. W. zu erwägen, wie beleidigend für die Gelehrten, welche sich mit diesen Gegenständen beschäftigt haben, Ihre Aeußerung ist: »Nur die Einsicht der Sanskrit-Werke selbst kann »vielleicht diese Dunkelheiten aufhellen.« — Wie? Wären die Sanskrit-Werke über diesen Punkt etwa nicht eingesehen worden? Sie sind es, und zu hundertmalen, von Sir W. Jones und Wilkins bei Uebersetzung des Manus und der Bhagavad-Gita, von Colebrooke bei seinen Forschungen über die Veda's; Andre nicht zu erwähnen. Was für bessere Commissarien verlangen Ew. W.

zur Prüfung der Urschriften? Was für fernere Zeichen und Beweise der Sprachkenntniß begehren Sie überhaupt? Elementarbücher sind schon in Menge geliefert worden: ausführliche Lehrgebäude der Grammatik; ein Original-Glossarium übersetzt und commentirt, ein Wurzelwörterbuch, ein Lexicon nach Europäischer Methode; ferner Uebersetzungen, zum Theil vortreffliche, wie die von den Gesetzen des Manus; von der Algebra des Brahmaguptas, einem der abstrusesten wissenschaftlichen Werke, wobei die Einleitung, wie ich denke, zur Beglaubigung der Gründlichkeit hinreicht; endlich Ausgaben der Originale, die an Correctheit des Textes die von Indischen Gelehrten besorgten weit übertreffen. In der classischen Philologie würden sie es gewiß als einen Beweis der Kennerschaft gelten lassen, wenn Emendationen, aus der bloßen Conjectur gemacht, nachher durch die besten Handschriften sich bestätigt fänden. Nun, hievon ließen sich allenfalls Beispiele beibringen, und ich lade Sie ein, in den Anmerkungen, die mein verehrter Freund, Professor Haughton in Hayleybury seiner vortrefflichen Ausgabe des Manus beigefügt hat, S. 334—341 durchzusehen.

In der That, jenes seltsame Mistrauen läßt sich nur aus den besondern Beschränkungen Ihres Horizontes erklären. Sie würden wahrscheinlich an die von Europäischen Gelehrten erworbene Kenntniß des Sanskrit Glauben fassen, wenn jemand aus Ihrer näheren Bekanntschaft, einer Ihrer Amtsgenossen etwa, sich der Sprache bemeistert hätte. Aber ehe das geschieht, könnte noch eine geraume Zeit verfließen. Ich dächte, Sie entschlössen

sich ohne weiteres sofort zum Glauben, um so mehr, da Sie jetzt einsehen müssen, wie nachtheilig der bisherige Zweifel Ihnen geworden ist.

Dritter Brief.

Die Tempelruinen.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Verhältnisses der Sprachkunde zu den von Ihnen unternommenen Untersuchungen erlauben Sie mir, Ihr Buch, wie die Gegenstände sich gerade darbieten, mit Seitenbemerkungen zu begleiten. Doch kann ich nicht versprechen, daß dabei ferner nicht von der Sprache die Rede seyn werde: sie greift in alles ein.

Gleich am Eingange beschäftigen Ew. W. sich ausführlich mit den Denkmalen der Baukunst und Sculptur. Dieß ist allerdings ein äußerst anziehender Gegenstand der Betrachtung. Nur, wenn dabei die Absicht ist, Zeitbestimmungen zu gewinnen, absolute oder wenigstens relative, wohl gar aus der Vergleichung der Stile eine Geschichte der bildenden Kunst unter diesem Volke zusammenzusetzen: so finde ich die vorliegenden Materialien, woran wir Andern, denen der Anblick jener Wunderwerke nicht vergönnt ist, uns einzig halten müssen, nämlich die bisherigen Beschreibungen und Kupferstiche, sehr ungenügend. Was wir haben, ist durch Privatpersonen geschehen, gleichsam im Vorübergehen, und aus persönlicher

Liebhaberei: als die Frucht einer solchen ist es alles Dankes werth. Aber um die Gesamtheit der Indischen Denkmale mit einer gewissen Vollständigkeit zu umfassen, und zugleich das Einzelne wissenschaftlich zu ergründen, wäre eine Vereinigung von Hülfsmitteln, Kräften, Kenntnissen und Talenten erfoderlich, die nur einer so mächtigen Regierung, als die Englische in Indien ist, zu Gebote stehen. Es müßte eine Reisegesellschaft eigens und amtlich dazu ausgerüstet werden, bestehend aus Architekten, Ingenieuren, geübten Zeichnern, Modellirern, Kennern der Mythologie wegen der Bildwerke, Kennern der Paläographie für die etwanigen Inschriften. Ein Mineralog wäre auch nicht überflüssig. Für manche untergeordneten Arbeiten und einzelnen Ausführungen würden einheimische Künstler gar wohl zu brauchen seyn. Eine starke bewaffnete Begleitung wäre nöthig, zum Schutz gegen Räuber und wilde Thiere beim verlängerten Aufenthalt in öden Gegenden; Pioniere, um Wege zu bahnen, den Schutt wegzuräumen, Nachgrabungen vorzunehmen u. s. w. Dieß alles würde eine stattliche Caravane ausmachen, und der Aufwand läßt sich leicht ermessen. Der Europäische Forscher, indem er den Blick von Aegypten nach Indien hinwendet, kann nicht umhin dergleichen zu wünschen; die Häupter der Englischen Verwaltung sind jedoch gerechtfertigt, wenn sie andre Gegenstände für wichtiger halten, und z. B. der Vollendung der Geographie durch Fortführung des großen Meridians und trigonometrische Messungen die für die Wissenschaft übrig bleibenden Summen zuwenden. Indessen dürfte wohl der vornehmste Grund der Versäumniß in dem Mangel an Eifer und

Regsamkeit liegen. Der einzige Raffles hat in den kurzen Jahren seiner Verwaltung für Java viel geleistet, während auf dem festen Lande Indiens durch die Staatsbehörden in diesem Fache nichts geschehen ist.

Mit der Architektur sind wir schon etwas besser daran, als mit der Sculptur. Das Prachtwerk von Daniell ist zwar auf Liebhaber malerischer Ruinen berechnet: doch scheint der Charakter gut gefaßt zu seyn. Wir haben von nicht wenigen Gebäuden Grundrisse, Messungen, und genaue Ausführungen einzelner Theile, als Säulen, Friese, Verzierungen. Zur vollkommenen Wissenschaftlichkeit gehören freilich, nach treuer Abbildung der Ruine in ihrem gegenwärtigen Zustande, vor allen Dingen Restaurationen im geometrischen Aufriß der Façaden, Profile und Durchschnitte.

Was aber die Sculpturen betrifft, so ist zuvörderst nur ein äußerst geringer Theil der zu den Tempeln gehörigen halb erhobenen Arbeiten abgezeichnet oder wenigstens durch Kupferwerke bekannt geworden. Die unermeßliche Sammlung des Obersten Mac Kenzie mag viel schätzbares enthalten: aber wo wird sich ein Herausgeber finden? Vor drei Jahren war erst ein kleiner Theil davon nach Europa geschafft. Die bisher in Kupfer gestochenen Bildwerke sind zum Theil flüchtige und unförmliche Skizzen, kaum gut genug für das Taschenbuch eines Reisenden; andre Male stellt sich die in der Englischen Kunst so stark eingerissene Schwebelei und Nebelei, wie es Goethe treffend genannt hat, zur Schau; endlich hat man dem Europäischen Geschmack nicht selten absichtlich mit Verletzung der Wahrheit geschmeichelt, um

ein gefälliges Blatt zu liefern. An Gipsabgüsse der wichtigsten Figuren oder wenigstens Köpfe ist noch gar nicht gedacht worden.

Zu den treuesten Abbildungen gehören die in Raffles großem Werke. Dieß kann ich aus eigner Ansicht bezeugen, da der Herzog von Somerset die Gewogenheit hatte, mich die in seinem Hause aufbewahrte Sammlung der Originale bei voller Muße betrachten zu lassen. Ich fand darunter ein paar Köpfe in Lebensgröße, die vorzüglich dazu geeignet sind, von der Indischen Sculptur einen vortheilhaften Begriff zu geben.

Ich hatte Gelegenheit, eine Menge kleinerer Bildwerke und mythologischer Vorstellungen zu sehen, die doch meistens den alten und großen nachgebildet sind; auch einige wirklich monumentale; ich besitze selbst eine kleine Sammlung von Idolen. Die durch fleißiges Betrachten erworbene Erfahrung und Uebung des Auges macht mich schwierig bei der Beurtheilung von Abbildungen, und ich habe oft ein unüberwindliches Gefühl, daß dieses oder jenes verfehlt seyn müsse.

Ew. W. haben bei der Untersuchung über die berühmte Tempelgrotte in Elephanta vorzüglich Niebuhrs Werk zum Grunde gelegt. Die Beschreibung ist allerdings ungemein verständig abgefaßt, wie alles von diesem gründlichen und besonnenen Beobachter; die Zeichnungen aber kann ich nicht umhin, sehr unvollkommen zu finden. Ich will es darauf ankommen lassen, ob Kenner, welche die Tempelgrotte selbst gesehen haben, mir widersprechen werden, wenn ich sage, daß weder in den Stellungen, noch in den Proportionen, noch in der Zeichnung des Nack-

ten, noch endlich in den Köpfen der wahre Charakter getroffen sei. Ich denke dadurch dem Verdienst des vortrefflichen Mannes keinesweges zu nahe zu treten. Er hatte nicht die nöthige Muße, er war kein wissenschaftlich geübter Künstler; auch war ihm die Sache durchaus neu: kaum konnte er jemand finden, der ihm nur die Namen der Figuren gesagt, geschweige ihre Bedeutung erklärt hätte. Die Kunst, Werke entfernter Zeitalter und Völker in treuen Abbildern aufzufassen, ohne Einmischung eigner Manier, eignen Geschmacks und eigner National-Physiognomie, ist erst neuerdings emporgekommen. Die Aufgabe ist doppelt schwierig bei einem durch Verwitterung und absichtliche Verstümmelung sehr beschädigten Denkmale: um das vorhandene nach der Absicht des Künstlers richtig aufzufassen, muß die Restauration des fehlenden schon in Gedanken richtig vollbracht worden seyn.

Zuweilen geht die Europäische Einmischung, die man zum Theil dem Kupferstecher beimessen mag, bis zum Drolligen. Den Perückenkopf unten auf Tab. VIII, A, sollte man eher für einen altfränkischen Englischen Prediger halten, als für eine Figur aus der Brahmanischen Mythologie. Wenn die Gruppe Tab. IX. wirklich eine Vermählung vorstellt, wie Ew. W. wollen; so geht es steif und traurig dabei zu, wie bei einer pietistischen Hochzeit.

In der oben geäußerten Meynung bestärken mich die von Erskine gegebenen Zeichnungen. (Transactions of the literary Society of Bombay. Vol. I. London 1819. *Account of the cave-temple of Elephanta. With a plan and drawings of the principal figures. By W. Erskine.* p. 198—250.) Zwar kann ich auch

nicht ganz in das Lob einstimmen, das der Verfasser der Abhandlung ihnen ertheilt; Englische Damen haben sie verfertigt, und für Dilettantinnen sind sie artig genug. Die Köpfe müssen wir vorweg Preis geben, von dem Trimurti an: bei Niebuhr haben sie einen fremdartigen, hier haben sie gar keinen Charakter. Mit der Haltung der Körper sieht es schon besser aus. Man vergleiche zum Beispiel die hölzerne Figur der Parvati auf Niebuhrs Tab. VII mit der entsprechenden bei Erskine. Hier ist wirklich in der strebenden Fülle des Busens und der Hüften bei der Schmächtigkeit des Leibes, in der gewendeten Stellung und dem Anspruch auf nachlässige Grazie eine Annäherung an das Indische Ideal weiblicher Götterbilder. Besonders aber ist die feine Ausführung des Schmuckes an der Kopfbekleidung, Ohrringen, Armspangen, Gürteln u. s. w. ungemein lobenswerth: namentlich die Juwelen, Perlenschnüre, Arabesken und Drapperien an der Tiara des Trimurti. Unter anderm kommen hier zwei fantastische Thiermasken zum Vorschein, welche Drapperien im Maule halten. Hierin verdienen die Bombayischen Zeichnungen vollen Glauben, weil dieses mit dem Kunstgeschmack des Volkes übereinstimmt, auch wie er sich in alten Werken offenbart. Niebuhr hat diese Nebenwerke fast sämtlich unterdrückt, vermuthlich aus Mangel an Zeit. Das Ganze bekommt dadurch ein Ansehen von roher Einfachheit, welches den Sculpturen fremd ist. Er hat auch häufig anliegende Gewänder für Nacktes genommen, z. B. den rächenden Siwas ganz entblößt vorgestellt, was gegen alles Costum ist. Ohne Zweifel hat hier der zwischen den Schenkeln

durchgezogene Zipfel des Schamgürtels das Mißverständniß veranlaßt. In der Regel haben die männlichen Figuren wenigstens einen solchen Gürtel oder Schurz, und die weiblichen sind von den Hüften an bekleidet. Gänzliche Nacktheit erinnere ich mich nur an Kinderfiguren gesehen zu haben, z. B. an dem spielenden Bala-Krishnas; oder an absichtlich unanständigen Darstellungen, dergleichen ich eine meisterhafte Gruppe im Museum zu Moskau, eine andre in der Sammlung von Raffles sah. Auch von der Gruppirung geben die Niebuhrischen Kupferstiche einen irrigen Begriff: die Figuren stehen vereinzelt und binden sich nicht, statt daß auf den Bombayischen Zeichnungen alles gedrängt und beinahe überfüllt in einander greift.

In den letzteren fehlt es dagegen nicht an Unbestimmtheiten, wovon man nicht weiß, ob sie der verschwommenen Manier, oder dem Zustande des Denkmals zuzuschreiben sind. Alle diese Bemerkungen, ich wiederhole es, sind nicht zum Tadel, sondern zur Berichtigung gemeynt. Wie schwer muß es fallen, in dem zweifelhaften Dämmerlicht eines unterirdischen Gebäudes genau zu zeichnen: wenn es an den künstlerischen Hülfsmitteln gebricht, einer akademischen Lampenbeleuchtung, beweglichen Gerüsten, Rahmen mit Quadratnetzen, u. s. w. Niebuhr hat die Säulen genau gemessen, scheint aber seine Werkzeuge bei den Sculpturen nicht gebraucht zu haben. Er schätzt die Höhe des kolossalen Brustbildes, von der Spitze der Tiara bis zum Boden, auf ungefähr 13 Fuß, da es nach Erskine 17 Fuß 10 Zoll mißt. Uebereinstimmend

hiemit giebt Golbingham (As. Res. Vol. IV.) ungefähr 18 Fuß an.

Es ließe sich schon eine artige Sammlung von Abgeschmacktheiten machen, die über das Denkmal auf Elephanta vorgebracht worden sind: z. B. daß der halbweibliche Sivas eine Amazone sei, und der rächende mit dem Schwert das Urtheil Salomons vorstelle. Den Namen des berühmten Gelehrten, der sich hier Africanische Physiognomien, und aus Aethiopien in einem späten Zeitalter hergekommene Künstler eingebildet hatte, wollen wir aus Schonung verschweigen, da dergleichen keiner Widerlegung bedarf. Den Beweis der richtigen Deutung zu führen, ist also nicht überflüssig, wenn sie schon nicht für neu gelten kann.

Ew. W. erklären die Grotte für einen ausschließlich dem Dienste des Sivas gewidmeten Tempel. Sie sprechen dieß mit einem gewissen Nachdrucke aus, als machten Sie sich gefaßt, etwanigen Widerspruch zurückzuweisen, den Sie doch, wie ich glaube, nicht zu befürchten haben. Golbingham hatte bereits dasselbe gesagt; (As. Res. Lond. ed. Vol. IV, p. 414.) auch Erskine behauptet dieß sehr ausdrücklich. Seine umständliche Beschreibung, früher abgefaßt, aber später gedruckt als Ihre erste Ausgabe, ist meines Erachtens der gründlichste und einsichtsvollste Bericht unter allen, die von Augenzeugen über dieses Denkmal erstattet worden sind. Alles, was er sagt, verdient Berücksichtigung, weil er als Bewohner von Bombay die Grotte häufig besuchen konnte, weil er viele ähnliche Monumente gesehen hatte, und weil er, wiewohl kein Kenner des Sanskrit, doch mit der Indischen Mythologie

vertraut ist. Sein Einverständniß mit Ihnen in der Hauptsache und in manchen einzelnen Punkten mußte Ihnen eine willkommene Bestätigung Ihrer Meynung seyn. Dennoch erwähnen Sie ihn nirgends, wiewohl bei Ihrer neuesten Ausgabe der erste Band der Bombayischen Abhandlungen Ihnen zur Hand war.

S. 28 sagen Sie: »Von Vishnu und seinem Dienst »findet sich dagegen in diesen Felsengrotten, so viel wir »wissen, keine Spur.« — Nicht doch! Ohne den Antheil des Vishnus an dem Trimurti zu rechnen, wovon nachher, ist der Gott bloß auf den Blättern bei Niebuhr zweimal abgebildet. (Tab. VI und VII.) Ew. W. haben die Figur beidemale auf gleiche Weise misverstanden. S. 22: »An der andern Seite, dem Brama (Brahmâ) gegen»über ist Kartikeya, der Sohn des Schiva und der Par»butti, (S'iva, Pârvatî) der Kriegsgott mit dem Schwert »in der Hand; der auf dem von ihm besiegten Riesen »Kaymughusura sitzt.« — Der Riese Kaymughusura ist mir unbekannt; (es soll wohl Kâya Mahâsura heißen) aber auf jeden Fall hat er hier nichts zu schaffen. Diese Gruppe gehört zu den gewöhnlichsten Vorstellungen. Es ist Vishnus, der auf dem Garudas reitet. Dieser, der König der Vögel genannt, und als Geier oder Adler gedacht, wird doch meistens ganz menschlich abgebildet, mit einer leichten Andeutung der Vogelgestalt in der stark hervortretenden und zugespitzten Habichtsnase, die dem gekrümmten Schnabel des Raubvogels vorstellen soll. Diese ist hier nicht mehr sichtbar. Moor behauptet, die Portugiesen hätten sie abgeschlagen. Vishnus sitzt schrittlings auf den Schultern des Garudas, der die vorn her-

unterhängenden Füße mit seinen Händen stützt. Unsern Augen erscheint es lächerlich, ist aber nun einmal die althergebrachte Weise. Was bei Niebuhr Tab. VI. u. VII. wie ein Schwert aussieht, erkennt man auf der einen der entsprechenden Bombayischen Zeichnungen deutlich als die Keule, gadâ; auf der andern führt er sogar den Discus, chakra: gewöhnliche Attribute dieses Gottes. Außerdem zählt Erskine in den übrigen von ihm beschriebenen Abtheilungen der Tempelwände noch fünf Bilder des Vishnus und eben so viele des Brahma auf, wobei wir uns vollkommen auf ihn verlassen können. Ew. W. sehen demnach, daß Ihr Ausspruch: »keine Spur von Vishnu,« einer starken Berichtigung bedarf.

S. 23. »Neben Brama ist Ganescha, (Brahmâ, »Gan'ês'a) der Gott der Wissenschaft, den Griffel in der »Hand. Sein Attribut ist außer dem Griffel der Ele»phantenkopf, den er sonst selbst zu tragen pflegt.« — Nimmermehr! Der Elephantenkopf muß auf dem Rumpfe des Ganesas sitzen. Wenn eine solche Vorstellung des Gottes, wie Ew. W. hier annehmen, mit einem Menschengesicht, und vor ihm liegenden Elephantenkopfe, jemals an einer ächten und urkundlichen Statue zum Vorschein gebracht wird, so bin ich es zufrieden, alle meine kleinen allerliebst misgestalteten Ganesa's einzubüßen. Es ist beidemale Indras, der auf seinem Elephanten reitend herankommt. Bei Niebuhr Tab. VI. ist der Reiter ganz weggelassen; auf dem entsprechenden Blatt bei Erskine sieht man ihn hinter dem Brahma. Dagegen ist auf dem andern mit Sivas und Parvati der Elephanten-

kopf, vermuthlich durch die Verwüstungen der Zeit seit Niebuhr, fast unkenntlich geworden.

Diese Berichtigungen, die gar nicht zu bezweifeln sind, und jedem, der sein Auge an Originalen geübt hat, auf den ersten Blick sich darbieten, hätten Ew. W. sämtlich bei Erskine finden können. Brahma, Vishnus und Indras, um den Sivas als Hauptfigur versammelt: so ist es auch in der Ordnung. Außer ihm sind sie die obersten Götter; jene beiden als seine Mitgenossen in der Dreiheit der allein Ungebohrnen; Indras als Monarch aller untergeordneten Gottheiten. Was bedeutet die Zusammenkunft? Sie kommen, jeder auf seinem Fahrzeuge, (vâhanam) Brahma auf den Schwänen, Vishnus auf dem Garudas, Indras auf seinem Elephanten, zu einem Glückwünschungs-Besuche nach irgend einem festlichen Ereigniß.

Die Hauptfigur Tab. IV. haben Ew. W. richtig für einen Sivas als Halbweib, als Ardha-nârî erkannt. Dieß hätte Moor schon fünf Jahre vor Erscheinung Ihrer ersten Ausgabe gesagt; auch war es in der That nicht schwer zu errathen. Ich glaube hier vorgestellt zu sehen, wie Sivas zum erstenmal als Halbweib erscheint, zum erstenmal in seinem Wesen die doppelte Kraft der Zeugung und Empfängniß, die Quelle alles Lebens in der Natur, vereinigt offenbart. Einige der oben schwebenden und anmuthig herabgeneigten Wesen, Gandharven, Apsarasen oder Vidyadhara's, halten bei Erskine Blumenketten. Bei einem für die Götterwelt freudevollen Ereigniß erschallen die himmlischen Heerpauken, die Gan-

dharven singen, die Apsarasen tanzen, und ein Blumenregen fällt aus den aetherischen Höhen herab. Dieß ist die in den epischen Gedichten oft wiederkehrende Schilderung. So erklärt sich auch der Besuch der drei obersten Götter am natürlichsten: sie kommen, um das neue Wunderschauspiel zu sehen. Wäre die Hauptfigur vollständig, so hätten wir gewiß Gelegenheit den Künstler in der Entgegensetzung der männlichen und weiblichen Seite zu bewundern. Die hingelehnte Stellung ist darauf berechnet, Fülle und Weichheit geltend zu machen: die schwellende Hüfte unter dem schmächtigen Leibe ist hervorgedrängt, der Gürtel weit herabgefallen; in der Neigung des Kopfes und der Bewegung der beiden linken Arme — ich rede immer von dem, was man auf der Bombayischen Zeichnung sehen kann — ist eine schmachtend buhlerische Nachläßigkeit ausgedrückt. Das Geräth in der oberen Hand, welches Sie für eine Pauke halten, der es auf keiner von beiden Zeichnungen ähnlich sieht, macht Erskine noch weniger passend zu einem Schilde. Es ist ohne Zweifel ein runder Metallspiegel mit einer Handhabe an der Rückseite. Nun auch weiblich in ihre Schönheit und ihren Putz verliebt, beschaut sie sich wohlgefällig.

Die Figur des rächenden Sivas hat Niebuhr einzeln herausgehoben, während auf der andern Zeichnung alles gedrängt voll ist von kleinen Figuren, die Mitleiden und Bestürzung auszudrücken scheinen. Sivas als Rudras oder Bhairavas ist leicht zu erkennen. Von den Oberschenkeln an ist das kolossale Bild ganz zerstört, auch die acht Arme sind zum Theil, und noch seit Niebuhr, ver-

stümmelt. Es läßt sich aber ergänzen durch ein völlig entsprechendes und weit besser erhaltenes in einem Tempel zu Ellora. (Transactions of the Lit. Soc. of Bombay. Vol. III. *An account of the caves of Ellora.* By Capt. *Sykes.* p. 256—323. Plate No. 3. *) Der Gott schreitet in einer gewaltsamen Bewegung aufwärts, und hält hinter sich mit Anstrengung einen Vorhang empor; eine der rechten Hände hält ein Schwert, eine

*) Die Umrisse, welche diesen Aufsatz begleiten, sind sich so ungleich, daß sie schwerlich so von derselben Hand gekommen seyn können: der Kupferstecher muß entweder einige verdorben, oder andern nachgeholfen haben. Fig. 2. ist eine weibliche Gottheit mit einer feisten und einer magern Lende, dazu einem krummen Bein mit vorwärts gekehrter Wade. Es hat mich an den komischen Schauspieler Brunet erinnert, der als Stutzer aus dem bürgerlichen Quartiere von Paris seidne Strümpfe mit falschen Waden anlegt, nachher in eine Rauferei geräth, und mit vorwärts geschobenen Waden athemlos zurückkommt. — Ueber die Natur hinaus getriebene Proportionen und verdrehte Stellungen kommen an den Indischen Sculpturen vor; aber solche Fehler sind ganz unmöglich. Die oben angeführte Figur des Sivas gehört zu den bessern; doch scheint sie ergänzt zu seyn. Wenigstens vermißte schon Sir Charles Malet die Hand mit dem Speere. — Uebrigens sieht der Verf. des Aufsatzes überall den Buddha: seine vorgefaßten Meynungen haben die Beschreibung getrübt. Eine Brahmanische Gottheit darf nur halbweg mit untergeschlagenen Beinen sitzen, so ist es the Boodh attitude, und sie wird ohne Gnade zum Heiligen des Buddhismus umgedeutet.

andere packt einen in der Luft schwebenden Gegner bei den Beinen, eine der linken hat einen andern auf einen Speer gespießt. Eben so in Elephanta: die kopfunter hängende Figur sahe noch Niebuhr, dagegen fehlt bei ihm die andere, die man auf der Bombayischen Zeichnung sieht, nur ist der Arm mit dem Speer abgebrochen. Doch gestehe ich, daß mir manches räthselhaft bleibt. Was bedeuten die beiden oben hingestreckten Kinder, die an das Urtheil Salomons erinnert haben? und das dazwischen stehende glockenförmige Geräth, das auch Moor und Erskine nicht zu deuten wußten? Was der Elephantenkopf hinter dem aufgehobenen Schwert? Sir Charles Malet und Hauptmann Sykes hörten die Statue einen Vîra-Bhadra nennen. Aber nach Wilson ist dieser einer von den Gefährten des Sivas. Beide Beschreiber geben die vernommene Deutung der Geschichte, aber mit entstellten Namen und nicht übereinstimmend. Man weiß schon, daß auf die Erklärungen, welche halbgelehrte oder ganz unwissende, vielleicht auch absichtlich verfälschende Führer den Reisenden geben, nicht zu fußen ist, und daß namentlich verschiedene Tempel in Ellora erweislich falsche Namen führen. Das S'iva-Purân'am würde vermuthlich alles aufklären.

Ganz verschieden hievon ist die Vorstellung des Sivas als Erlegers des Tripuras, (Tripurântakas) deren ich eine in meiner Sammlung habe: da tanzt er triumphirend auf dem Leibe des zerknirschten Riesen. Ununterrichtete Personen, welche die Gruppe zufällig sahen, glaubten den Erzengel Michael und Lucifer zu erblicken. Die Indische Sculptur hat bei der Darstellung der Götter nach besondern

Eigenschaften und Namen, und in der Verrichtung verschiedner Thaten, manches durch Uebereinkunft festgesetzt. Wo Attribute mangeln, wird man vielleicht im Zweifel seyn, ob man eine Statue Lakshmî oder Bhavânî nennen soll, während der unterrichtete Einheimische dieß mit Sicherheit an feineren Merkmalen, z. B. an dem Stirnzeichen, tilaka, unterscheidet. Sivas hat zuweilen vier Arme wie Vishnus: aber bei jenem gliedern sie sich gleich von der Schulter an, bei diesem erst von den Ellenbogen; jener führt zuweilen die als Kriegstrompete dienende Muschel, s'ankha, *concha*, aber niemals den Discus, so wie Vishnus niemals die Streitaxt, u. s. w.

Der Perückenartige Haarwuchs einiger kleinen Figuren unter den übrigen Gruppen ist allen Betrachtern aufgefallen. Ew. W. sagen darüber in der Anmerkung zu S. 48: »Das auffallendste bei diesen, wenigstens auf »Elephanta, sind, außer ihrer kleinen Gestalt, die »Haartrachten, zum Theil auf das vollkommenste den Perücken unserer Geistlichen ähnlich. Sie müssen, da nur »einzelne Dienende sie tragen, eine besondre Classe von »diesen bezeichnen. Sind es etwa Mährchenerzähler? Nach der Indischen Mythologie hatte Rajah Vikramaditya 42 (nur 32) solcher kleinen Wesen um seinen »Thron stehen. Polier I, p. 90.« — Ich weiß wohl, daß ein Französischer grimacier, um auf den Jahrmärkten die Bourbonnaise zu singen, eine Perücke aufsetzen muß, und zwar eine Perücke von Ziegenhaar, dazu einen Metallreif mit Schellen, der ihm die Nase zusammenkneift, damit er recht schnarrend singe, wobei er nach Gelegenheit die Schellen schüttelt. Aber ich begreife nicht, wie

eine Perücke dem Talent des Mährchenerzählers förderlich seyn, oder warum sie zu seinem Costum gehören soll. Die Erwähnung bei Polier bezieht sich auf das bekannte Volksbuch Sinhâsana-dvâtrins'atî, die Sammlung von den zwei und dreißig Erzählungen am Throne. Die Erfindung ist, daß um den Thron des Vikramadityas zwei und dreißig bezauberte Bildsäulen stehen. Jedesmal nun, wenn sein Nachfolger den Thron besteigen will, verwehrt es ihm eine der Bildsäulen, und erzählt ihm einen Zug aus dem Leben des Helden, zum Beweise, daß er sich an Tugenden mit seinem Vorgänger nicht messen könne. Mährchenerzähler sind Leute, die ihr Gewerbe daraus machen, eine Zuhörerschaft mit allerlei Geschichten zu unterhalten, wie es deren in Indien viele giebt. Jene Statuen können also nicht füglich Mährchenerzähler genannt werden; und wo wird endlich berichtet, daß sie Perücken getragen hätten?

Herr Erskine will die Zwergfiguren zu Pis'âcha's machen. Der vortreffliche Gelehrte mag es verantworten, daß er diese blutschlürfenden Dämonen, Wesen der finstern Unterwelt, Nachtwandler um Gräber und Richtstätte, in die lichte Gesellschaft der oberen Götter bringt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals Pisacha's im Gefolge des Sivas erwähnt gefunden zu haben; auch scheint es nicht in der Mythologie gegründet zu seyn. Amara-Sinhas unterscheidet nächst den eigentlichen Göttern drei Ordnungen übermenschlicher Wesen, und zählt von den ersten beiden die verschiednen Arten auf: 1) Schaaren-Gottheiten, 2) Halbgötter, und 3) Ungötter oder Gegengötter. Die Schaaren-Gottheiten, gan'a-dêvatâs, heißen deswegen so, weil es von jeder Classe eine bestimmte

Anzahl giebt; gan'a heißt jede geschlossene Gesellschaft, auch eine Bande von Tänzerinnen, Schauspielern u. s. w. — Die Halbgötter, dêva-yônayas, eigentlich *divino utero prognati*, sind theils wohlwollende und schöne, theils feindselige und ungeheure Wesen: zu den ersten gehören die Apsarasen und Gandharven, zu den letzten die Rakshasa's und Pisacha's. Das Gefolge des Sivas besteht aber aus den Wesen der ersten Ordnung, den Schaaren-Gottheiten. Sein Sohn Ganesas ist ihr Anführer, und führt davon seinen Namen: gan'a+îs'a, *coetuum dominus.*

Ich weiß nicht, ob man sich um den Namen jener Figuren viel bemühen sollte. Das Leben der Götter ist den Höfen der Könige nachgebildet, wo sich auch eine zahlreiche Dienerschaft befindet. Außer den Gandharven und Yaksha's erwähnt Manus noch unbestimmt andre Diener der Götter. Cap. XII. sl. 47.

— — — — — विबुधानुचराश्च ये ।

et quicunque praeterea Divum sunt famuli.

Die kleine Statur bedeutet Unterordnung: in den Gruppen der Götter mit ihren Gemahlinnen werden selbst diese kleiner abgebildet. Wenn vollends eine solche Figur das bekannte Châmaram (den Fliegenwedel aus dem Schweif des grunzenden Ochsen, ein allgemein verbreitetes Geräth des Indischen Luxus) trägt, so braucht man sich um die Deutung den Kopf nicht zu zerbrechen: es sind eben Diener oder Dienerinnen, deren Geschäft ist, die Fliegen wegzuscheuchen und Kühlung zuzufächeln.

Ob die vermeynten Perücken wirklich ein Aufsatz fal-

scher Haare sind, oder ob sie künstlich gekräuselte Locken vorstellen; oder ob es eine Kunstmanier ist, um dem, was von Natur keine Form hat, den Haaren, eine symmetrische Form zu geben: dieß dürfte sich nur an den Originalen oder an Gipsabgüssen mit Sicherheit ausmitteln lassen, falls die Oberfläche nicht zu sehr beschädigt ist. Es findet sich ja auch dergleichen an früheren Werken der Griechischen Kunst, z. B. an den Aeginetischen Statuen. Den freien Wurf der Haare zu beobachten, sie in scheinbar unregelmäßige, doch der Natur gemäße Massen zu vertheilen: dieß lernt die Sculptur erst auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung.

Ich trage noch einige Nebenbemerkungen nach. Das worauf Brahma beidemāle sitzt, kann nichts andres seyn, als ein ausgefalteter Lotuskelch. In den Bombayischen Zeichnungen ist es noch erkennbar. Die Schwäne muß man sich als auf der Oberfläche des Wassers schwimmend denken, über welche der Lotus emporsteigt.

An dem Hauptschmucke des kolossalen Brustbildes und des furchtbaren Sivas soll ein Todtenkopf angebracht seyn. Ich bezweifle ihn: es ist vermuthlich die aus den Haarflechten des Gottes hervorschauende Göttin Ganga. (Vgl. Ind. Bibl. I, S. 72.) Wenigstens ist dieß die gewöhnliche Vorstellung. Eine Schnur von aufgereihten Schädeln trägt Sivas häufig, und führt davon den Namen **Kapâlabhrit**; jenes aber ist mir noch nicht vorgekommen.

Die meisten Betrachter haben dem Sivas in dem Trimurti eine feindselige und zornige Miene zugeschrieben: Niebuhr sagt, er scheine die Schlange anzulachen. Erskine bestätigt dieß. Er behauptet, was man für eine

Stirnfalte genommen, sei das dritte Auge, und dieß ist sehr wahrscheinlich. Die Schlange, die Sivas in der Hand hält, Cobra de capello oder die Brillenschlange, ist an sich kein abschreckendes Symbol. Sie bildet ja mit ihren vielen Köpfen den Baldachin des schlummernden Vishnus, und steht über so manchem Götterschrein. Dieß ist dieselbe Gattung, welche auf den Aegyptischen Denkmalen unaufhörlich, sogar als architektonische Verzierung, wiederkommt, vornämlich aber über dem Eingange der Tempel die geflügelte Sphäre, das Symbol des beseelten Weltalls, zu beiden Seiten stützt und trägt. Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen zwei entfernten Völkern! Die Schlange ist wohl überhaupt wegen ihrer raschen Beweglichkeit ohne sichtbare Werkzeuge der Bewegung im Alterthum zum Sinnbilde des Lebens gewählt worden. Die Cobra de Capello bläht sich noch dazu an der Brust auf, indem sie sich aufrichtet; sie wird durch Musik hiezu gereizt, gezähmt und gleichsam bezaubert. Diese Kunst üben noch heutiges Tages Indische Gaukler, wie es auf einem Original-Bilde in meiner Sammlung vorgestellt ist.

Da nicht nur in den abgezeichneten, sondern auch in den meisten von Erskine beschriebenen Gruppen Sivas entschieden als die Hauptfigur erscheint; außerdem drei Schreine dem Lingam gewidmet sind; endlich an der Basis der Säulenschäfte kleine Figuren des Ganesas gesessen haben, wovon kaum noch eine oder die andre übrig bleibt: so leuchtet der von Erskine mit Ihnen behauptete Satz, der Tempel sei jenem Gotte zu Ehren errichtet worden, gewissermaßen auf den ersten Blick ein. Die beiden vermeintlichen

Buddha's dürften dagegen kein Einwurf von Belang seyn. Es giebt jetzt eine Art von Indischen Antiquaren, die man Buddha-Seher nennen könnte, weil in dem Wahne, der Buddhismus sei die ältere und ehemals allgemeine Religion des Landes gewesen, ihnen alles unter der Hand zu einem Buddha-Tempel wird. Erskine gehört nicht zu diesen: er hat vielmehr in einer eignen Abhandlung die charakteristischen Merkmale, wodurch ein Buddhistischer Tempel sich von einem Brahmanischen unterscheidet, gründlich festzustellen versucht. Den einen jener Buddha's läßt er selbst fallen. Er trägt den Halbmond an der Tiara: was braucht es weiter? Es ist ein in beschauliche Andacht versenkter Sivas.

Bedenklicher ist aber der Trimurti, wenn von einem ausschließenden Dienste die Rede seyn soll, wie ihn etwa die heutige Secte der Saiva's ausübt. Dieses kolossale Bild nimmt die vornehmste Stelle ein, es steht im innersten Heiligthume, bewacht von zwei riesenhaften Thürstehern: und Erskine bemerkt, die Vertiefung der Tempelwand, wo es steht, sei zu einem Vorhange eingerichtet gewesen, der es wahrscheinlich, seltne feierliche Gelegenheiten ausgenommen, vor den Augen der Ungeweihten verhüllte. Und hier [illegible] doch Sivas nur in gleichem Range mit den beiden andern obersten Gottheiten. Erskine hat diesen Einwurf wegzuräumen gesucht, indem er den Trimurti ganz abläugnet, und das Bild für einen verdreifachten Sivas ausgiebt. Aber ich muß gestehn, seine Gründe wollen mir gar nicht einleuchten. Der Name Trimûrti ist classisch, die Europäer haben ihn ohne Zweifel auch auf Elephanta von unterrichteten Ein-

wohnern vernommen, und man findet die Vorstellung häufig wiederholt. Am Eingange der Bibliothek der Ostindischen Compagnie stand ein beträchtlich großer und monumentaler Trimurti aus Granit. Ich bedaure, ihn bei meinem letzten Besuche in England in Absicht auf die Uebereinstimmung mit dem in Elephanta nicht näher geprüft zu haben: ich hatte damals die Abhandlung von Erskine noch nicht gelesen. Vor allen Dingen hätte er den Beweis führen sollen, daß Sivas wirklich so vorgestellt worden sei. Die Arme werden an den Götterbildern zuweilen vervielfältigt, besonders am Sivas und seiner Gemahlin; Vischnus begnügt sich wohl immer mit seinen vier Armen. Von vielköpfigen Göttern wüßte ich aber keine zu nennen, als den Brahma mit seinen vier Gesichtern, und den Kartikeyas mit sechsen. Moor giebt zwar einen Sivas Pancha-mukha, mit fünf Köpfen, wo der fünfte in der Mitte über den vier auf dem Rumpfe stehenden emporsteigt. Es mag eine seltne Vorstellung seyn: das Bild ist eigentlich kein Original, sondern auf Bestellung des Dr. Wilkins in Metall gegossen. Aber die in einer bestimmten Bedeutung oder auch bloß fantastisch vervielfältigten Glieder und Köpfe sind immer Einem Rumpfe angeheftet. Das Brustbild in Elephanta hingegen kann man effigiem tricorporem nennen, und das bezeichnet auch der Name. Zwar erinnert mûrti an μόρφη, und man könnte jene Zusammensetzung durch τριμορφία nachahmen; aber mûrti heißt nicht bloß die Gestalt, sondern auch der Körper selbst; mûrtimân, körperlich. Wir sehen hier drei Leiber wie drei Köpfe, nur mit der Rückseite an einander gewachsen. So wird die Trivênî

vorgestellt, die Verbindung des Ganges mit den beiden andern heiligen Hauptströmen. Hiedurch wird also die innige Einheit drei verschiedener Wesen sinnbildlich angedeutet. Die günstigste Auslegung wäre etwa diese: »was dem Brahma und Vishnus, kommt auch dem Sivas zu; in jenen wird er nothwendiger Weise zugleich mit verehrt.«

Daß aber bei den Erbauern und Anordnern des Tempels kein einseitiger Sektengeist vorgewaltet, ist sowohl aus dem Trimurti zu schließen, als aus dem Umstande, daß Brahma und Vishnus so oft, zwar als Nebenfiguren, aber doch in freundschaftlicher Nähe beim Sivas erscheinen.

Sobald bei Entwickelung der Vielgötterei, einzelnen Göttern Tempel erbaut werden, muß auch unter den Priestern Eifersucht entstehen. Jeder sucht seinen Gott zum mächtigsten, und dessen Dienst zum heilbringendsten zu machen, um die Menge freigebiger Verehrer herbeizulocken. Wenn aber die Priester Nebenbuhler sind, so können die Götter schwerlich in Eintracht leben; und so entsteht jene Anarchie im Olymp, worüber Plato spottet. Dieß ist eine reiche Quelle vielgestaltiger und oft sich selbst widersprechender Mythologie. Bei Behandlung der Griechischen hat man vielleicht den Einfluß der Dichter zu sehr hervorgehoben, den Einfluß der Priester zu wenig beachtet. Dem letzteren ist es doch wohl zuzuschreiben, daß es so viele Gottheiten giebt, deren Wirkungskreis die ganze Natur umfaßt, da man mit einer einzigen hätte ausreichen mögen.

Der Gang der Brahmanischen Religion scheint mir

im allgemeinen dieser gewesen zu seyn, daß zuvörderst die Verehrung dem Weltschöpfer Brahma hauptsächlich zugewendet war, dann dem Vishnus, und zuletzt dem Sivas und der Parvati. Man hat oft bemerkt, daß dem Brahma keine Tempel errichtet, keine Statuen als eigentlicher Gegenstand der Anbetung aufgestellt werden: denn abgebildet wird er allerdings häufig, wie wir gesehen haben. Dieß erklärt sich ganz natürlich, wenn die Epoche des Brahma in eine Zeit fiel, wo es noch keine Tempel und keine Götzenbilder gab. Daß bei einer Religion, deren erbliche Priester sich von jeher Brahmanen genannt haben, Brahma nicht von der Stiftung an Nebensache seyn konnte, versteht sich, sollte ich denken, von selbst. Den Vishnus lasse ich zunächst folgen, weil das älteste der vorhandenen Heldengedichte seiner Verherrlichung gewidmet ist. Das Râmâyan'am ist ganz und gar ein vaishnavam, das Mahâ-Bhâratam auch, insofern Krishnas darin eine Hauptrolle spielt. Nichts kann in höherem Grade vaishnavam seyn als die Episode der Bhagavad-Gita. Eben so ist es mit den vier übrigen Stücken, die man zusammen mit jener die fünf Edelsteine des Gedichtes genannt hat. Die früheren Incarnationen dieses Gottes haben wohl bloß eine kosmogonische oder allegorische Bedeutung. Bei den drei letzten, in der Person des Paras'u-Râmas, des Chandra-Râmas und des Krishn'as möchte etwas historisches im Hintergrunde verborgen liegen. Uebrigens scheint mir die Lehre von den Verkörperungen der Gottheit (avatâra) als Gegenmittel gegen die Apotheose entstanden zu seyn. Wenn nämlich der Dienst eines vergötterten Helden, aus der Krieger-

caste sogar, welcher ja der zweite Ramas angehörte, sich nicht mehr verhindern ließ, so wurde er dadurch in den Kreis der alten Theologie zurückgezogen. Ihr verschwendet dennoch, hieß es gleichsam, eure Anbetung nicht an einen Sterblichen; ein Gott hat auf Erden gewandelt. — Die Incarnationen des Sivas sind niemals zu dem gleichen volksmäßigen Ruhme gelangt, wie die des Vishnus. Ich halte sie für spätere Erfindungen aus der Zeit der Purana's.

Uebrigens herrscht im Ramayana durchaus kein einseitiger Sectengeist. Die großen feierlichen Opfer werden der Götterwelt insgemein dargebracht: die einzelnen Götter kommen, um jeder seinen Antheil in Empfang zu nehmen. Dem Sivas werden seine Ehren gegönnt: er wird sogar Mahâ-dêvas, der große Gott, genannt, welches gleichwohl eine Usurpation ist. Nur wenn die Wirksamkeit beider Götter zusammentrifft, wird Vishnus als überlegen dargestellt, woraus man schließen könnte, schon damals habe ein Wettstreit zwischen den beiderseitigen Verehrern Statt gefunden.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie bereits in dieser ältesten Dichtung die Grundzüge des entgegengesetzten Charakters, ganz wie er sich immerfort in den späteren entwickelt hat, unverkennbar erscheinen. Vishnus ist die milde geistige Lebenswärme, welche das Weltall durchdringt und beseelt; Sivas verzehrende Flamme. In ihm ist die unerschöpfliche Fülle, der unermüdliche Wirbel der Natur, in Erzeugung und Vernichtung der sterblichen Geschlechter, die, kaum auftauchend, wieder in den Abgrund der Vergänglichkeit hinabgerissen werden. Bilder

der Wollust und des Grausens sind hier gepaart, ja untrennbar verschmolzen: was die menschlichen Gemüther durch Furcht und Verlangen in Anspruch nehmen kann, ist im Ueberflusse vorhanden. Die Verehrung des Vishnus mußte im Fortgange der Zeiten immer mystischer, die des Sivas immer orgiastischer werden. Jene Richtung scheint im Bhâgavata-Purân'a die höchste Stufe erreicht zu haben; in den Abenteuern des Sivas hingegen und seiner Gattin, die allein unter allen Göttinnen aus der Weiblichkeit heraustritt, und als Durga zur Riesenbekämpfenden Heldin, als Kali zur furchtbaren zerstörenden Gottheit wird, überläßt sich die Einbildungskraft ungehemmt einem trunknen und schwelgerischen Taumel.

Alles obige zielt keineswegs darauf ab, zu beweisen, daß ein Tempel des Sivas nicht sehr alt, und eben so alt als ein Tempel des Vishnus seyn könnte. Eine der Felsengrotten in Ellora ist beiden Göttern gemeinschaftlich und, wie es scheint, mit ganz gleichen Ansprüchen geweiht. Die Sculpturen verherrlichen an der einen Seite die Thaten des Sivas, an der andern die Verkörperungen des Vishnus, weswegen die Grotte Das'a-avatâra genannt wird.

Ew. W. haben eine relative Zeitbestimmung für die verschiedenen Tempelruinen aufgestellt. S. 17. »Die »Denkmäler der Indischen Baukunst zerfallen von selber »in drei Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde »in ausgehauenen Felsen, oder Tempelgrotten; die zweite: »Felsentempel über der Erde, oder behauene und bearbeitete »Felsen, die jedoch auch zugleich unterirdische Anlagen »zu enthalten pflegen; die dritte endlich: eigentliche

»Gebäude. Alle kommen darin überein, daß sie auf Re»ligion Beziehung haben; und zwar sowohl auf die noch »in Indien vorhandenen Secten des Vishnu, und des »Schiwa oder Mahadeva; als auf die aus dem diesseiti»gen Indien längst verdrängte Secte des Buddha, die »jedoch noch auf Ceylon, wie auf dem Continent des jen»seitigen Indiens, lebt. Ich nannte jene Classen in der »Folge, welche zugleich die ihres Alters zu seyn scheint. »Will man auch dieses nur Vermuthung nennen, so ist es »doch eine sehr wahrscheinliche Vermuthung. Denn schwer»lich wird man annehmen wollen, daß ein Volk, welches bereits »an Gebäude über der Erde gewöhnt war, dann erst ange»fangen habe, seinen Göttern Wohnungen in Grotten zu »bereiten: so wie es aus eben dem Grunde nicht weniger »natürlich scheint, daß die Aushöhlung der Felsen ihrer »äußern Bearbeitung schon vorangegangen sei.«

Diese Ansicht kann ich durchaus nicht theilen. In allen mechanischen Künsten müssen wir einen allmählichen Fortschritt vom leichteren zum schwereren annehmen. Tempel von großem Umfange mit prächtigen Säulenreihen im Innern eines Felsen auszuhölen, ist aber weit schwerer als an der Oberfläche die hervorstehenden Felsmassen durch den Meißel in regelmäßige Gestalten umzuwandeln; und dieß ist wiederum schwerer, als nach einem beliebigen Plane Gebäude aus zusammengefugten Werkstücken zu errichten. Freilich erspart man bei jenem Verfahren die Fundamente und die obere Bedeckung, auch die Herbeischaffung der Werkstücke: aber mit welchem unsäglichen Aufwande von Arbeit! Die Aushölung der Tempelgrotten ins»

besondere ist ein Wagestück, welches zu unternehmen wohl die erfahrensten heutigen Baumeister ablehnen möchten, wenn ihnen der Antrag gemacht würde. Nur eine auf wiederholte Versuche gegründete und vorsichtig bis an die Gränze des möglichen fortschreitende Erfahrung konnte lehren, wie viel man weghauen dürfe, ohne den Einsturz der Decke mit der darauf ruhenden ungeheuern Felsenlast befürchten zu müssen. Diese Versuche mußten bei jeder Anlage in einem neuen Berge wiederholt werden, weil verschiedene Steinarten nicht den gleichen Grad der Cohärenz haben. Die erfoderliche Stärke der Pfeiler und Säulen, das Maaß ihrer Entfernung von einander, die sinnreich erfundenen Ausladungen des Gebälkes, welche den Druck der Schwere vertheilten, ohne den Säulen ein zu schwerfälliges Ansehen zu geben: dieß alles sind in der That aufgelöste Räthsel der Baukunst. Welche Reife des Geschmacks setzt es bei den Künstlern voraus, daß sie, gezwungen nach ganz veränderten Proportionen zu arbeiten, es dennoch verstanden, nicht nur Großheit, sondern auch Zierlichkeit zu erreichen, und die Wirkung des Ganzen mit Sicherheit im voraus zu berechnen. Ein großer Verstand hat dem Entwurfe vorgestanden; unermüdliche Ausdauer hat ihn zur Vollendung gebracht. Geometrische Risse und genaue Bestimmungen der Maaße sind freilich zu jedem Baue nöthig; aber hier mußte das Handwerk unter der immer wachen Aufsicht der Wissenschaft stehen: denn da alles, was die Form und Verzierung der Gebäude ausmacht, ausgespart wurde, so war jedes Versehen, jedes Verhauen der Blöcke unherstellbar. Und dennoch

sind diese Wunderwerke wirklich erschaffen worden! Vermuthlich kennen wir sie bei weitem noch nicht alle, und schon sind sie nicht leicht zu überzählen.

Können Ew. W. wohl im Ernst glauben, wie es doch S. 18 scheinen will, die Erbauer solcher Tempel hätten, allen Bequemlichkeiten des Lebens fremd, in unterirdischen Hölen gewohnt? — »Auch in vielen andern »Gegenden der Erde wählten sich die Menschen unter»irdische Grotten zu Wohnungen; und je mehr sie selber »dem Kunstfleiße ein Uebungsfeld darbieten, und desto »weniger ist es zu verwundern, wenn dieser, sobald es »nur nicht an Geräthschaften fehlt, bei einem solchen »Volke erwacht.« — Wie die natürlichen Hölen dem Kunstfleiße ein Uebungsfeld darbieten sollen, ist mir nicht recht verständlich. Jene elendesten aller Menschengeschlechter, die keine andre Zuflucht gegen das Ungemach der Jahrszeiten hatten, konnten gar nicht einmal den Gedanken fassen, solche Hölen weiter auszuhauen und sie bequemer einzurichten. Dazu gehören Werkzeuge, aus Eisen oder gehärtetem Kupfer, sehr vollkommene und in großem Ueberflusse. Kennen Ew. W. ein Beispiel von irgend einem troglodytischen Volke, das stark in der Metallurgie gewesen wäre? — »Schon die nackten Busch»hottentotten machen Zeichnungen an den Wänden ihrer »Hölen. Von da bis zu den Indischen Felsendenkmälern »wie viele Mittelstufen!« — Was haben die nackten Buschhottentotten mit den Baumeistern von Elephanta und Ellora gemein? Die letzte Versunkenheit ausgearteter oder von der Natur verwahrloster Wilden mit einem erhabenen Aufschwunge des menschlichen Geistes? Nicht

die mindeste geschichtliche Spur berechtigt uns zu glauben, die Vorfahren der Indier seien jemals Troglodyten gewesen.

» Wie der Sterbliche sich selber Wohnungen erbaut, » so erbaut er sie auch seinen Göttern; die Ahndung des » Ewigen war es, die die Hütten zu Tempeln emporhob: » Tempelgrotten mochten aber um so natürlicher entstehen, » je mehr man die Unvergänglichkeit der Denkmäler zu» gleich beabsichtigte. «

Den beiden letzten Sätzen stimme ich bereitwillig bei, eben deswegen aber nicht dem ersten. Aus einer nur ins Große erweiterten Nachahmung der für die gemeinen Lebensbedürfnisse errichteten Hütten wäre nimmermehr schöne Architektur entstanden. Jene alte Theorie vom Ursprunge der Baukunst: die Uebersetzung von Holz in Stein und Marmor; von Strohdächern in majestätische Giebel, welche die Griechen Adler nannten; von rohen abgehauenen Baumstämmen, und darüber gelegten Balken in Säulenschäfte mit Basen, Capitälen, Architraven und Karniesen, ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden. Man sollte sie endlich fahren lassen; es ist nichts als eine kahle Hypothese. Die Idee wird verkannt und herabgewürdigt; die Geschichte widerspricht von allen Seiten.

Bei den Völkern, wo eine eigenthümliche Entwickelung der bildenden Künste Statt gefunden hat, finden wir immer dieselbe Reihenfolge. Die Architektur geht voran; ihr folgt, oft in weiter Entfernung, die Sculptur: beide Künste können zu einer hohen Reife gediehen seyn, während die Malerei noch in der Kindheit zurückbleibt, und die Zaubereien, welche sie zu leisten vermag, kaum geahndet werden. Dieß liegt in der Natur der Sache.

Der Gegenstand der Malerei ist ein flüchtiges unkörperliches Wesen, der optische Schein, der nicht den Dingen angehört, sondern einzig in den Wahrnehmungen unsers Auges seinen Sitz hat. Manche Völker haben sich nie ganz des Vorurtheils entwöhnt, das Körperliche selbst, und nicht die Erscheinung, solle durch Umrisse und Farben auf einer Fläche vorgestellt werden. Beleuchtung und Luftperspective sind immer die am spätesten vervollkommten Theile der Malerei. Die Sculptur hat es mit den lebendigen Gestalten zu thun, die, regelmäßig in ihrem Bau, frei in ihren Bewegungen, in ihrer Mannichfaltigkeit unerschöpflich, in ihrer physiognomischen Bedeutung gewissermaßen unergründlich sind. Die wissenschaftliche Grundlage dieser Kunst, der Kanon der Proportionen, artet leicht in einen todten Buchstaben aus, der das Gefühl des freien Lebens nicht aufkommen läßt. Nur vermöge begünstigender Umstände bildet sich eine gelehrte Zeichnung, d. h. eine solche, die, indem sie nur die Oberfläche zu erfassen scheint, den dadurch verhüllten Bau der organischen Körper zu erkennen giebt. Endlich legt auch oft die Einseitigkeit oder Misbildung der National-Physiognomie dem Fortschritte zum allgemeinen Schönen Hindernisse in den Weg.

Bei der Architektur hingegen geht der Künstler nicht nachahmend und beobachtend, sondern ganz erfinderisch zu Werke. Das Gesetz, welches er sich selbst vorschreibt, hängt auf das innigste zusammen mit den Anschauungen einer Wissenschaft, die dem menschlichen Geiste unabhängig von der Erfahrung inwohnt. Die Architektur ist eine schöpferische Geometrie. Sie gehorcht der Natur nicht weiter, als in so fern sie die Linien befolgt, welche die

Schwerkraft in ihrer Richtung und ihrem Gleichgewicht bezeichnen. Sie ahmt nicht einzelne gegebne Gegenstände nach; sie wetteifert mit der großen Baumeisterin der Körperwelt, welche schon im Mineralreiche regelmäßige Figuren crystallisirt, die centrale Symmetrie auf dem Gipfel des Pflanzenreichs hervortreten läßt, und in der Thierwelt die bilaterale Symmetrie, das Gepräge der selbständigen und in sich beschlossenen Einzelnheit, durch unzählige Verwandlungen als einen allgemeinen Typus hindurchführt. Dieß sind die Grundlagen und unerlaßlichen Bedingungen der Architektur: Foderungen des menschlichen Geistes eben so wohl als Gesetze der Natur. Die Proportionen geben ihren Gebilden einen bestimmten Charakter, die Verzierungen Fülle und Pracht. Jene sind nur relativ gültig, nicht absolut, wie es wohl von einseitigen Theoristen behauptet worden ist, die den todten Buchstaben der Griechischen Kunst zu einem untrüglichen Orakel, und einer für alle Zeiten bindenden Vorschrift machen wollten. Die verschiedensten Proportionen, die eines Dorischen Tempels und einer Gothischen Kirche, sind gleich zuläßig, wenn sie nur in sich harmonisch erscheinen. In den Verzierungen sind nun schon freiere Schwunglinien erlaubt, und mancherlei Anspielungen auf einzelne Hervorbringungen der Natur, jedoch nach freier Wahl und Willkühr, ohne die Pflicht der Nachahmung.

Die Architektur ist die älteste unter den bildenden Künsten, wie die Astronomie unter den Wissenschaften: jenes ist eben so gewiß, und nicht auffallender als dieses. Die Betrachtung so wie die Werkmeisterschaft der Vorwelt hat sich zuerst auf das Gesetzmäßige im Großen gerichtet.

Auf der andern Seite ist es unläugbar, daß die Architektur oft gerade in den Zeitaltern der höchsten geselligen Verfeinerung in einen tiefen Verfall geräth. Da werden keine Tempel mehr gebaut, wo es schwer hielte, nicht anbetend niederzufallen; nichts hohes und würdiges kommt zum Vorschein, weil die Kunst nur für den Luxus und die Eitelkeit arbeitet, und in Ermangelung eigner Erfindung hilft man sich mit einer ideenlosen Vermischung der ererbten Vorbilder, die nunmehr zu bloßer Manier herabsinken.

Die Vortrefflichkeit eines Werkes der Architektur ist also keinesweges ein Grund gegen die Annahme seines hohen Alterthums, vielmehr kann sie zuweilen ein günstiges Vorurtheil dafür gewähren. Wenn dieß aber von dem idealen Theile der Kunst gilt, so muß dagegen in dem mechanischen die ganze Schule der Erfahrung durchgemacht werden. Zuverlässig sind frei stehende Gebäude von gleichem Umfange und gleichen Ansprüchen auf Schönheit und Pracht den Umformungen und Aushölungen lebendiger Felsen vorangegangen. Daraus folgt aber nicht, daß unter den noch vorhandenen Denkmalen die Grottentempel nicht die ältesten seyn könnten, weil sie der Zeit und den Verwüstungen der Menschen stärkeren Widerstand leisteten. Ew. W. finden es nicht wahrscheinlich, »daß »ein Volk, welches bereits an Gebäude über der Erde »gewöhnt war, dann erst angefangen habe, seinen Göt»tern Wohnungen in Grotten zu bereiten.« — Dieß leuchtet mir nicht ein. Es war ja keine Sache der Noth, wie etwa die verfolgten Christen der ersten Jahrhunderte schon ausgehölte Steinbrüche zu Capellen benutzten; es

war das ausgesuchteste von Pracht und Herrlichkeit, was sich nur ersinnen ließ. Ueberdieß sind ja diese Tempel von offnen Säulenlauben umgeben, theilweise stehen sie auch wie die Griechischen ὑπαίϑροι unter freiem Himmel. Die alten Baumeister wußten sehr gut, wie sehr die Eindrücke ihrer Kunst durch unzertheilte Massen und durch den Schein der Unvergänglichkeit erhöhet werden. Deswegen haben die Aegyptier nicht nur die sämtlichen Obelisken, und viele ungeheuern Säulenschäfte aus Einem Stück gehauen, sie haben auch einzelne Werkstücke zu Schreinen oder Capellen ausgehölt. Welcher Werth auf solche Monolithen gelegt ward, mit welchem Aufwande von Zeit und Arbeit sie verfertigt und an den Ort ihrer Bestimmung geschafft wurden, erhellet aus einer Erzählung des Herodotus. (II, 175.) Die Indischen Tempelgrotten sind nun auch Monolithen, aber nach einem ganz andern Maaßstabe: Monolithen, die aus der unerschütterlichen Wurzel des natürlichen Gesteins hervorwachsen. Das Labyrinth war auch zur Hälfte unterirdisch und nur durch Lampen zu beleuchten; sonst aber haben die Aegyptier nur Gräber, nicht Tempel, in Felsen ausgehölt. Die alten Indier brauchten solche Wohnsitze für ihre Todten nicht, weil sie die Leichen verbrannten.

Ew. W. sind geneigt (S. 30) den Tempel in Elephanta für das älteste Denkmal zu erklären. Ich sehe keinen Grund dazu. Der Schluß von dem Stile der Sculptur ist, wie ich schon zeigte, auf fehlerhafte Zeichnungen gebaut. Was den Stil der Architektur betrifft, so giebt es in Ellora allerdings manche reicher geschmückte Säulenordnungen. Jedoch kommt dort und in Salsette

auch die Säule von Elephanta häufig vor: ein geriefelter Schaft auf einem hohen viereckigen Postament mit einer sechseckigen Basis, der sich in einer Schwunglinie verjüngt, und ein zirkelrundes ebenfalls geriefeltes Polster als Capitäl trägt. Ueberhaupt kann man dem Tempel in Elephanta nach der Ansicht bei Daniell einen hohen Grad der Eleganz nicht absprechen.

Wir sind geneigt, es in der Geschichte der Architektur als ein Axiom zu betrachten, daß das Massive und Schlichte dem Leichten, Schlanken und reich Verzierten vorangegangen seyn müsse. Das Gesetz scheint von dem Gange der Griechischen Baukunst entnommen zu seyn, aber ich weiß nicht, ob es selbst hier ohne Einschränkung gilt. Freilich, die ältesten Dorischen Tempel sind sehr massiv und sehr einfach. Doch könnte dieß wohl die Reform eines älteren etwas überladenen Stiles gewesen seyn: jene Gebäude gehen nicht über das Zeitalter zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege hinaus. Der schlichte Hintergrund diente zur Hervorhebung des reichen Schmuckes an Bildwerken in den Giebelfeldern, Metopen, auf den Akroterien u. s. w. Wie sahen die älteren Gebäude aus, von denen wir keine Ueberreste haben, z. B. der Samische Tempel der Juno, der Tempel der Diana von Ephesus, die Herodotus vorzugsweise den Aegyptischen Wunderwerken entgegenstellt? (II, 148.) Ich glaube, es wird sich wahrscheinlich machen lassen, daß der Griechische Geschmack erst in seiner Reife sich beschränkt, und mit unbestechlicher Nüchternheit, alle schwelgerische Pracht verschmähend, nach harmonischer Vollendung im Einfachen gestrebt habe. Die Baukunst der Aegyptier gönnte der

Einbildungskraft und Mannichfaltigkeit einen viel weiteren Spielraum: dort galt nicht einmal das bei den Griechen unverbrüchliche Gesetz, daß die zu derselben Colonnade gehörigen Säulen gleichförmig seyn müssen: es war genug, wenn nur die gegenüberstehenden sich rechts und links symmetrisch entsprachen. Dem Geiste nach ist die Indische Architektur der Aegyptischen nahe verwandt, jedoch ohne solche besondere Aehnlichkeiten, die auf Nachahmung schließen lassen. In der Aegyptischen sind die Anspielungen auf der Pflanzenwelt häufiger, z. B. Capitäle in Form einer abgestutzten Lotus- oder Rosenknospe, (wie schon die Griechen bemerkt haben) oder des Ansatzes zur Krone eines Palmbaums. Diese finden sich in Indien nicht, wiewohl sie nach ähnlichen Erzeugnissen des Pflanzenreichs und insbesondere nach der Heiligung der Lotusblume zu erwarten waren. Dagegen sind die aus dem Thierreich entlehnten Verzierungen desto häufiger: Löwen und Tiger, ruhend oder springend; Elephanten als Träger großer Massen, oder in den Metopen; Medusenartige Masken; auch bloße Kunstgebilde: z. B. Capitäle in Form einer Vase mit herumhängenden Drapperien. Eine Pflanzen-Verzierung sieht dem Akanthus sehr ähnlich: der oben bezeichnete Gelehrte hat das Unglück gehabt, hier ein umgestürztes Corinthisches Capitäl zu sehen; gleichwohl ist der aufwärts steigende Stengel deutlich sichtbar, das Blatt schlägt sich durch seine Schwere anmuthig über.

Das Zeugniß des Bardesanes beim Stobäus, welches Ew. W. sehr passend anführen, (S. 29) war mir unbekannt. Ich bin mit Ihnen darüber einverstanden, daß es nicht auf Elephanta bezogen werden darf; die Um-

stände sind allzu verschieden. Aber das scheint mir ausgemacht, daß der Indische Gesandte dem Bardesanes einen Grottentempel beschrieb, wie die, welche wir kennen; mit einem kolossalen Bilde des halbweiblichen Sivas, der Ardha-nârî, wie in Elephanta. Daß die Höle kein Menschenwerk seyn sollte, (Ἔλεγον δὲ καὶ σπήλαιον εἶναι αὐτόματον κ. τ. λ.) macht mich hiebei nicht im mindesten irre. Dieß gehört, wie mich dünkt, zu der Wunderlegende, woraus die ganze, eine nähere Beleuchtung verdienende Erzählung des Bardesanes geschöpft ist. Denn wir wissen, daß außer den allgemein anerkannten Purana's oder alten Wundersagen, die berühmten Tempel in Indien noch ihre besondern schriftlichen Legenden haben, wie dieß ja auch in andern Ländern und andern Religionen, z. B. in Sct. Loreto, in Mariä Einsiedeln, der Fall ist.

Sicher darf man also annehmen, daß es zur Zeit jener Indischen Gesandtschaft bereits reich mit Sculpturen verzierte und durch Wunder berühmte Tempelgrotten gab: aber dieß führt uns freilich in keine entfernte Vorzeit zurück. Indessen ist bei der Armuth an historischen Zeugnissen nichts zu vernachläßigen. Mit vollem Recht haben Ew. W. den König Il, der nach der unverbürgten Aussage eines Mahomedaners vor 900 Jahren regiert, und die Tempel von Ellora erbaut haben soll, von der Hand gewiesen. Er ist um nichts besser als die Aethiopischen Baumeister auf Elephanta. Allerdings muß das scheinbar hohe Alterthum der Denkmale geprüft und, wo möglich, näher bestimmt werden: aber ich begreife nichts von den leidenschaftlichen Bemühungen gewisser Antiquare, ohne wahrhaft kritische Gründe, eine außer-

ordentliche Thatsache in die neuere Zeit herabzurücken, als ob sie dadurch alltäglicher würde. Ein Menschenalter reichte, wie Sie richtig bemerken, zur Vollführung solcher Werke nicht hin. In welcher Vorzeit sie aber auch gestiftet seyn mögen, sie beweisen, außer einer großen Entwickelung der mechanischen Künste, beharrlichen Eifer für die Verherrlichung der Religion, der sie dienen sollten; und den Einfluß einer Priesterschaft, die über unermeßliche Reichthümer zu gebieten hatte, mittelbar oder unmittelbar, durch Begünstigung der Fürsten, durch die Geschenke der Gläubigen, oder durch gesicherte Einkünfte und eignen Besitz von Ländereien. Wir wollen einen erfahrnen Baumeister befragen, welches von beiden er wohlfeiler zu bauen unternimmt: die St. Peterskirche in Rom, oder den Felsen-Olymp von Ellora? Ich denke, er wird sich für das erste entscheiden. Mit einer geringen Abänderung dürfte man hier wohl den Ausspruch des Herodotus anwenden: *εἰ γάρ τις τὰ ἐξ Ἑλλήνων τείχεά τε καὶ ἔργων ἀπόδεξιν συλλογίσαιτο, ἐλάσσονος πόνου τε ἂν καὶ δαπάνης φανείη ἐόντα τοῦ λαβυρίνθου τούτου.*

Uebrigens ist das Urtheil über das Alter der Brahmanischen Religion nicht im mindesten abhängig von den schwankenden Meynungen über das Zeitalter dieser Denkmale. Denn es könnte gar wohl seyn, daß jene Religion Jahrtausende lang überhaupt ohne Tempel, oder wenigstens ohne dauerhaft und prächtig gebaute bestanden hätte. Ich finde dieß sogar sehr wahrscheinlich. Denn erstlich ist es eine auffallende Erscheinung, daß die bisher bekannt gewordenen Ruinen der in und aus Felsen gewissermaßen für die Ewigkeit gegründeten Tempel sich sämtlich

im Süden Indiens vorfinden, da doch der Norden, das Land zwischen dem Himavat- und Vindhya-Gebirge, und zwar dessen östliche Seite bis an den Fluß Sarasvati in den ältesten Schriften als der eigentliche Wohnsitz der Gesetzlichkeit, der Brahmanischen Religion und Theologie gepriesen wird. In den ebenen Flußgebieten erlaubte zwar die Natur des Bodens solche Bauten nicht; hier wurde vermuthlich seit uralter Zeit wie in Babylonien aus Backsteinen gebaut, weswegen auch die alten Hauptstädte in formlosen Schutt zusammengesunken sind. Aber man sollte denken, an den Abhängen der Himalaya-Gebirge müßten sich die zu solchen Unternehmungen tauglichen Steinbrüche und Felsenmassen in Menge finden. Sie sind jedoch, so viel man weiß, zu diesem Zwecke niemals benutzt worden. Ich finde keine Erwähnung von Tempeln im Gesetzbuche des Manus. Die dem Brahmanen vorgeschriebenen Religions-Uebungen, die Gebete der drei Tageszeiten, die fünf Sacramente, werden unter freiem Himmel oder am häuslichen Heerd verrichtet; die großen feierlichen Opfer in den epischen Gedichten auf dazu auserwählten freien Plätzen außerhalb der Städte. So z. B. das Pferdeopfer am Eingange des Ramayana, am nördlichen Ufer des Flusses Sarayu, da die Stadt am südlichen lag. Dieß hatte freilich seinen besondern Grund: viele tausend Gäste mußten dabei bewirthet werden, für welche die steinernen Gebäude zu enge waren; man errichtete aus Zimmerwerk, bloß auf die Dauer des Festes, Bühnen, Säle und Herbergen; auch Zelte mochten aufgeschlagen werden. In der Beschreibung von Ayodhya werden außer den Palästen, Hauptstraßen, Märkten, Spa-

ziergängen, und was sonst eine Hauptstadt zieren mag, nur Altäre und Götterwagen erwähnt. Ayatanam heißt nach Colebrooke zugleich ein Altar und ein Obdach zum Opfern. Noch jetzt werden in Indien die Idole an den Festen auf großen mit Flaggen, Blumenkränzen, Draperien u. s. w. geschmückten Wagen umhergeführt. Die Erwähnung der Götterwagen (vimânam) beweist den uralten Gebrauch der Processionen, die auch in Aegypten so häufig waren, und diese setzen wieder Statuen voraus, und Schreine oder Kapellen, worin sie gewöhnlich aufbewahrt wurden. Daraus, daß keine prächtigen Tempel beschrieben oder ausdrücklich erwähnt werden, ist noch nicht zu schließen, es habe überhaupt keine gegeben. Sie könnten wohl, wie wir gleich sehen werden, unter dem allgemeinen Namen der Paläste mit begriffen seyn. Indessen steht doch diese weltliche Pracht des Götterdienstes, dieses Gefolge der bildenden Künste, durchaus nicht im Vordergrunde der Brahmanischen Verfassung und Religionslehre. Durch die Geburt sind alle Brahmanen einander gleich; nur persönliche Eigenschaften, Frömmigkeit und Wissenschaft, konnten einen Vorrang begründen. Diese Religion hat niemals wie die Buddhistische, eine geistliche Obergewalt, ein Hohes-Priesterthum oder Patriarchat anerkannt. Wie noch jetzt, so vor Alters, stehen die Tempeldiener und Opferer in untergeordnetem Range; wie noch jetzt, so vor Alters, ist der geistliche Lehrer, der Beichtvater, der Rathgeber in allen Gewissensfällen, (guru, purôdhas) freilich auch der Anordner der Ceremonien, die Hauptperson. Man sieht nicht, daß an das Priesterthum gewisser Tempel eine hohe Würde geknüpft gewesen wäre.

Die Buddhisten haben ihre Klöster, ganz nach der christlichen Form; bei den Brahmanen gab es nur Einsiedler, und freiwillige Versammlungen ihrer Schüler um sie her. Auch keine Orakel gab es in Indien.

Indessen tritt doch der Begriff einer besondern Heiligkeit gewisser Oerter frühzeitig hervor: daher die Wallfahrten. Ein solcher Ort heisst Tîrtham. Das Wort bedeutet ursprünglich eine Badestelle, sogar eine natürlich bequeme Badestelle in einem Flusse. Dann wurden dergleichen besonders eingerichtet, durch Reinigung und Ebnung des Bodens, durch Wasserbehälter und Teiche, durch steinerne Stufen zum Herabsteigen und Sitzen. Endlich wird alles an einem Wallfahrtsorte befindliche darunter begriffen. Gerade so ist das Lateinische Wort delubrum, *a deluendo*, buchstäblich ein Wasserbehälter zu reinigenden Waschungen, auf die Tempel selbst übertragen worden.

Ich füge nun noch das wenige bei, was ich für jetzt aus schriftlichen Quellen zur Beleuchtung der Frage über das Alter der Indischen Baukunst mitzutheilen weiß.

Der älteste Lexicograph (Col. Am. K. p. 72) sagt zuvörderst, der Ausdruck prâsâda werde sowohl von Wohnungen der Götter als der Könige gebraucht:

— — — — — प्रासादो देवभूभुजां ।

dieß weiset uns schon auf Tempel hin, die an Umfang und Pracht mit königlichen Palästen wetteifern konnten. Hierauf giebt er die technischen Ausdrücke für verschiedene Gattungen von Tempeln.

स्वस्तिकः सर्वतोभद्रो नन्द्यावर्तादयोऽपि च ।
विछन्दकः प्रभेदा हि भवन्तीश्वरसद्मनां ॥

Colebrooke hat diese Benennungen nicht näher erklärt; Wilson ergänzt die Lücke, vermuthlich aus Commentaren des Amara-Kosha.

Svastika. Ein Tempel mit einer Säulenhalle an der Vorderseite. — Der Name ist abgeleitet von der Segensformel: **svasti**, εὖ ἔστι, **bene est.** Nach der Griechischen Kunstsprache πρόστυλος.

Sarvatô-bhadra, *ab omni parte bene auspicatus.* Ein Tempel in viereckiger Form, der jedem der Cardinalpunkte des Horizontes gegenüber einen Eingang hat. Das Heiligthum mußte hier wohl in der Mitte in einem besondern Schreine stehn, da es an keiner der vier Wände die Hauptstelle einnehmen konnte. Zugleich erhellet hieraus, was sich freilich beinahe von selbst versteht, daß die Indier wie die Aegyptier ihre Tempel orientirten. Nur bei Felsengrotten mochte es nicht immer thunlich seyn.

Nandyâvarta. Wilson giebt keine Erklärung. Der Name läßt einen dem Stier Nandi geweiheten Tempel vermuthen. Doch könnte es auch allgemein einen Aufenthalt der Freude bedeuten. Aber ohne Zweifel hatte es eine nähere technische Bestimmung.

Vichhandaka. Ein Gebäude von mehreren Stockwerken, umgeben von einem Säulengange, oder

nur gegen Osten und Westen mit einer Säulenreihe versehen. Also nach der ersten Erklärung ein *περίπτερος*, oder nach der zweiten ein *ἀμφιπρόστυλος*. Tempel von zwei und drei Geschossen kommen in Ellora vor.

Es gab mehrere Arten und Kunstnamen dafür, denn der Lexicograph bricht mit einem et cetera ab, wie immer, wenn er nur die ersten Glieder einer Reihe nennt. Jedoch finde ich in dem späteren Ergänzungs-Wörterbuche Trikand'a-S'êsha nur weniges hieher gehörige nachgetragen.

Indra-Kôsha, *Indrae thesaurus*. Ein Balcon, dergleichen man über dem Eingange einiger Tempel in Ellora sieht.

Gô-put'ika.

शिवस्य वृषमण्डप्यां बुधैर्गोपुटिकं स्मृतं ।

»Von einem bloß oben bedeckten Gebäude für den »Stier des Sivas gebrauchen Kenner den Ausdruck gô-put'ika.« — Hier haben wir also den technischen Namen für den schönen bloß mit Säulen ohne Wände umgebenen Tempel in Tanjore, worin ein kolossaler Stier liegt, *) und erfahren zugleich, daß es Sitte war, den Stier Nandi so aufzustellen.

---

*) Langlès Monumens. II, Pl. 10. Das Gebäude, auf einer stark erhöhten Platteforme mit Stufen, ist vorn und hinten ganz offen, rechts und links mit einer doppelten viersäuligen Colonnade eingefaßt. Die Säulen sind

Aus der Stelle beim Amara-Sinhas ist zu folgern, daß in seinem Zeitalter, d. h. im nächsten Jahrhundert vor Chr. Geb., eine völlig entwickelte Tempel-Architektur vorhanden war, die ihre eigne Kunstsprache hatte. Dieß führt uns immer noch nicht weit zurück. Folgendes dürfte schon eher berechtigen, die Baukunst für einen alten Bestandtheil der Indischen Cultur zu halten.

Ein einheimischer Gelehrter hat eine kurze systematische Uebersicht der Wissenschaften und der Litteratur seines Volkes mitgetheilt. (As. Res. Vol. I. Lond. ed. p. 340.) Die Veda's stehen, wie natürlich, voran; dann folgen die vier Upavêda, und die sechs Vêdânga. Allen diesen Wissenschaften wird nicht nur ein mythologischer Ursprung zugeschrieben, sondern sie werden gewissermaßen als Offenbarungen betrachtet: die angeblichen Verfasser der anerkannten Lehrbücher sollen entweder höhere Wesen gewesen seyn, oder doch auf höhere Eingebung geschrieben haben. Zu den Vêdânga (Gliedern der Veda's) gehören die Grammatik und die Astronomie. Die vier Upavêda (untergeordnete Veda's oder geoffenbarte Wissenschaften) sind: die Arzneikunde, die Musik und Tanzkunst, die Waffenkunst, und endlich die Gesamtheit der mechanischen Künste.

Dieß letzte Lehrbuch wird dem Hephästus der Indier,

---

schlank, die beiden innern Reihen reich verziert, am Schaft mit Affen als Caryatiden, am Gebälk mit Löwen. Die den beiden Säulengängen übergelegten platten Steindecken, tragen die zweite, welche den mittleren Raum bedeckt.

dem Gotte Vis'vakarmâ *(omnium operum artifex)* zugeschrieben, und soll die Theorie von vier und sechzig Künsten in eben so vielen Abhandlungen enthalten. Der Name des Ganzen, स्थापत्यवेद, sthâpatya-vêda, ist aber von der Baukunst hergenommen. Aus der Wurzel sthâ, *stare*, wird in der causativen Form sthâpi gebildet: sthâpayati, *statuit*, *exstruit*; daher als Neutrum sthâpatya, *architectonice*. In dieser Bedeutung fehlt es bei Wilson, es kommt aber im Ramayana vor, bei Errichtung der Bühnen, Säle, Pfeiler u. s. w. für das Pferdeopfer. (Râmây. I, Cap. XII, sl. 6 nach meiner Ausgabe.)

Die Zahl der vier und sechzig Künste ist wohl nicht zu bezweifeln; man scheint sehr ins einzelne gegangen zu seyn. Ich habe in einem Commentar ein às'va-s'âstram, ein Pferde-Lehrbuch angeführt gefunden, welches also von der Pferdezucht oder der Reitkunst, vielleicht von beiden handelt. Von diesen s'ilpa-s'âstrân'i, Lehrbüchern der mechanischen Künste, ist beinahe noch nichts nach Europa gekommen. In der Sammlung von Handschriften, welche der Major Tod, eben so rühmlich bemüht in Asien litterarische Schätze einzusammeln, als freigebig in ihrer Verwendung, der Asiatischen Gesellschaft in London geschenkt hat, findet sich ein Bruchstück eines Lehrbuches der Baukunst, wie ein gelehrter Freund mir berichtet. Wie wichtige Beiträge zur Geschichte der Cultur solche Lehrbücher liefern würden, ist leicht zu ermessen; doch dürften sie, für jetzt noch, ohne die Hülfe einheimischer Gelehrten, schwer zu übersetzen seyn.

Jene Annahme eines wunderbaren Ursprungs hat indessen die Indier nicht gehindert, die Wissenschaften durch

Erfahrung und Speculation anzubauen: denn die Prüfung und der Zweifel scheint in diesem Lande beinahe so alt zu seyn, als der Glaube. Zuverlässig wurden also die Lehrbücher von Zeit zu Zeit umgearbeitet. Dieß war freilich nicht in der Ordnung: wenn die Sonne über die Astronomie geschrieben hätte, müßte es darin nichts zu berichtigen geben. Aber die Lehrbücher behielten die alten Namen, und die Wissenschaften die Würde eines übernatürlichen Lichtes. Colebrooke bemerkt bei Gelegenheit des Streits über den Sûrya-Siddhânta, daß von der Zeitbestimmung des ältesten vorhandnen Lehrbuchs kein negativer Schluß auf das Alter der Wissenschaft gelte. (ALGEBRA from the Sanscrit of Brahmagupta and Bhâscara, translated by *Colebrooke*. Lond. 1817. Dissertation pag. L. As. Res. Vol. XII., Lond. ed. p. 228. Vgl. Ind. Bibl. I., S. 314.

Ob wir also aus dem Sthâpatya-vedâ Zeitbestimmungen für die Architektur gewinnen würden, steht dahin. Unläugbar sind unter den Tempelruinen in Indien manche Buddhistische: diese müssen in den Zeitraum zwischen der Stiftung der Religion, ein Jahrtausend vor Chr. Geb., und ihrer Vertreibung fallen. Die Nachbarschaft der beiden Religionen mußte den Wetteifer der beiderseitigen Priester in Erbauung prächtiger Tempel anregen. Ob aber unter den noch vorhandenen Brahmanischen Denkmalen einige erweislich oder aus wahrscheinlichen Gründen einem früheren Zeitraume zugeschrieben werden müssen? Die Beantwortung dieser Frage erfodert, wie mich dünkt, weit genauere Untersuchungen, als bis jetzt angestellt worden sind.

Die Aegyptier behaupteten, sie hätten zuerst unter allen Völkern den Göttern Altäre, Bildsäulen und Tempel errichtet, und die Kunst erfunden, lebendige Gestalten in Stein zu hauen; (Herodot. II, 4.) ferner hätten sie die geheiligten Gegenstände seit zehntausend Jahren nach demselben unveränderlichen Typus und Kunstgesetz gemalt und gebildet. (PLAT. de Legg. lib. II.) Herodotus ließ das erste, Plato das letzte unbedenklich gelten, und zwar nicht als eine sprüchwörtliche Redensart, sondern als eine wahrhaft chronologische Angabe. (Οὐχ ὡς ἔπος εἰπεῖν ἔτος μυριοστὸν, ἀλλ' ὄντως.) Die Indier, sonst ausschweifend in ihren Ansprüchen auf ein nach ungeheuern Zeiträumen gemessenes Alterthum, haben, so viel ich weiß, keine ähnliche Behauptung ausdrücklich aufgestellt. Wir mögen also für jetzt die Sache unentschieden lassen, um nicht etwa zwischen unserm historischen Gewissen und hergebrachten Meynungen, zwischen einem vielleicht unkritischen Zweifel und einem vielleicht vermessenen Glauben, ins Gedränge zu gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XI.

Zwei Epigramme

von

Bhartri-haris,

dem Bruder des Königs Vikramadityas.

1.

Wohn' an der Ganga Stromfluten, Sünd'entrückenden,
quellenden;
Oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentzückenden, schwel-
lenden.

2.

Bei der Lampe, des Heerds Flamme, bei Mond-, Ster-
nen- und Sonnenschein,
Fern von des Mädchens Reh-Augen liegt die Welt mir
in Finsterniß.

Bei Eduard Weber in Bonn ist unter andern erschienen:

Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie. Herausgegeb. von J. C. Hasse, A. Boeckh, B. G. Niebuhr und C. A. Brandis. 1ten Jahrgangs 1s u. 2s Heft. gr. 8. 1827.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften, die vierteljährlich erscheinen, 4 Thlr.

Es beginnt hiermit eine neue Zeitschrift, über deren Veranlassung und Richtung Herr Geh. Staatsrath Niebuhr sich in der Vorrede erklärt. Wir erlauben uns darauf uns zu beziehen und die Theilnahme des gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Publikums für dieses Unternehmen zu erbitten. — Statt einer weitern Ankündigung stehe hier die Anzeige der Aufsätze, welche für Philologie und Geschichte, welchen Wissenschaften dieses Museum vorzüglich gewidmet ist, in diesem 1ten und 2ten Hefte mitgetheilt werden. Es sind folgende:

Bericht über einen für die deutsche Geschichte und deutsches Recht wichtigen, noch unbenutzten Codex Mstus der hiesigen Universitäts-Bibliothek, von Herrn Professor Heffter in Bonn. — Ἀριστείδου λόγος πρὸς Δημοσθένην περὶ ἀτελείας. Aristidis adversus Demosthenem oratio de immunitate. Ex editione Romana emendatiorem editit G. H. Grauert, Dr. — Ueber die Logisten und Euthynen der Athener, mit einem Vorwort und einem Anhang, von Herrn Professor Boeckh in Berlin. — Ueber das Zeitalter Lykophrons des Dunkeln, von Herrn Geh. Staatsrath Niebuhr in Bonn. — Grundlinien der Lehre des Socrates, von Herrn Professor Brandis in Bonn. — Lud. Schopeni Specimen emendationis in Ael. Donati commentarios Terentianos ad novam totius operis editionem indicendam propositum. — Ueber den chremonideischen Krieg, von Herrn Geh. Staatsrath Niebuhr.

